



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Romeo und Julia im Kalten Krieg“
Zur politischen Aktualisierung des Shakespeare-Stoffes bei
Milo Dor, Reinhard Federmann und Franz Kain

Verfasserin

Martina Nefischer, BEd, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066 817

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium Deutsche Philologie

Betreuer:

Assoz. Prof. Dr. Günther Stocker

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung.....	4
2 Historischer Kontext	9
2.1 Die Aufteilung Wiens.....	10
2.2 Besonderheiten sowjetischer Militärverwaltung im Wien der Besatzungszeit	12
2.2.1 <i>Disziplin als Merkmal der Systemerhaltung</i>	12
2.2.2 <i>Konsequenzen bei Vaterlandsverrat</i>	14
2.2.3 <i>Ideologische Pflicht: Studieren der Schriften Lenins</i>	16
2.3 Das Vorgehen der Sowjets bei Inhaftierungen und Verurteilungen.....	17
2.4 Funktionen von Nachrichtendiensten	18
2.5 Kulturprojekt der Sowjetunion während der Besatzungszeit	20
2.5.1 <i>Kultur</i>	20
2.5.2 <i>Kulturschock</i>	21
2.6 Die Aufteilung Berlins	21
2.7 SED und SPD in Berlin	26
2.8 Keine Arbeit im Westen.....	28
2.9 Eine Stadt – zwei Währungen	29
2.10 Ansichten des Schriftstellers Franz Kain als Journalist	32
2.10.1 <i>Ausbildung</i>	33
2.10.2 <i>Wirtschaft</i>	33
2.10.3 <i>Wiederherstellung Deutschlands als eine Einheit</i>	34

2.10.4 Hetze gegen die DDR.....	36
3 Parallelen und Unterschiede zu William Shakespeare	36
3.1 Typologie der Transtextualität.....	37
3.1.1 Paratextualität	41
3.1.2 Hypertextualität	42
3.1.3 Architextualität.....	48
3.2 Übertragung und Nachahmung von William Shakespeares Drama	48
3.3 Personencharakteristik und deren Wandlung innerhalb der drei Texte.....	56
3.3.1 Romeo/Romeo Wilson/Heiner Schradow	57
3.3.2 Julia/Julia Mischkin/Helga Kowalski	60
3.3.3 Darstellung der beiden Seiten: Montagues, Capulets/ USA, UdSSR/ Schradow, Kowalski	62
3.3.4 Tybalt/Major Tubaljow	66
3.3.5 Neutrale Figuren.....	69
3.3.6 Fehlende Figuren	70
3.4 Räume der Handlung	72
3.5 Kritiken zu den Texten von Milo Dor, Reinhard Federmann und Franz Kain.....	74
3.5.1 Romeo und Julia in Wien.....	74
3.5.2 Romeo und Julia an der Bernauer Straße	76
4 Resümee	79
5 Quellen.....	81
6 Anhang.....	86

1 Einleitung

Bearbeitungen des Romeo-und-Julia-Stoffes gibt es bereits in den verschiedensten Varianten. Seit dem Erscheinen des Dramas *Romeo und Julia* von William Shakespeares 1597 wird die Thematik zweier Liebender aus zwei verschiedenen Welten in den letzten Jahrhunderten in den unterschiedlichsten Genres immer wieder aufgegriffen und dies nicht nur im literarischen Sinne, sondern zum Beispiel auch in der Form der Oper, des Balletts, des Musicals oder des Films, ja sogar des Comics (Asterix & Obelix – Der große Graben). Der Stoff wird in die jeweilige Zeit transponiert und auf die ihr entsprechende Lebenssituation übertragen, wie z. B. in Leonhard Bernsteins Musical *West Side Story* (1957), wo sich Romeo und Julia in zwei verfeindeten Straßengangs in Amerika finden. Auch Gottfried Kellers Erzählung *Romeo und Julia auf dem Dorfe* verlegt die Situation in ein Dorf mit zwei wohlhabenden Bauern, die zerstritten sind und deren Kinder einander lieben. Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt in der Analyse zweier Übertragungen des Romeo-und-Julia-Stoffes nach William Shakespeare in die Situation des Kalten Krieges. Zu Beginn der Arbeit möchte ich einen Bezug der Texte *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann sowie *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain zur damals aktuellen Historie herstellen. Dabei stellen sich folgende Fragen: Wie wird die Situation des Kalten Krieges in den Texten beschrieben? Inwieweit ist die Faktualität in der Fiktion spürbar? Gibt es historische Fakten, die in den Texten auftauchen und auch fassbar werden können?

Anhand verschiedener Kriterien werden dann die zwei Texte miteinander verglichen und auf mögliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin untersucht. Spannend an dieser Analyse ist die Frage nach der möglichen Übertragbarkeit des Shakespeare-Stoffes aus dem 16. Jahrhundert in das Wien und Berlin des 20. Jahrhunderts. Dabei wird nicht die Aktualität der Thematik, also dass sich zwei Menschen ineinander verlieben und heiraten, obwohl die Familien dagegen sind, angezweifelt, sondern, es stellt sich die Frage, ob es möglich ist, eine Problemgeschichte von einer historischen Epoche in eine andere mit den gleichen Prinzipien zu transferieren.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich für mich folgende Forschungsfragen, die dieser Arbeit zugrunde liegen:

- Wie wird die Lebenssituation der beiden Familien bzw. der beiden Großmächte beschrieben und wie spiegeln sich darin die Lebenssituationen des Shakespeare-Stoffes? Wird durch den Erzähler eine Seite bevorzugt?
- Wie werden die politischen Konstellationen des Kalten Krieges verarbeitet? Wie wird die räumliche Grenze zwischen den Besatzungszonen beschrieben und wie wirken diese Räume auf die handelnden Personen beziehungsweise die Leserin/den Leser? Was bedeutet es in diesem Zusammenhang, in einer besetzten Stadt zu leben und die engen, bedrohlichen und teils auch real gefährlichen Grenzen zu überschreiten?
- Inwieweit ist das Drama von William Shakespeare in den von mir ausgewählten Texten verfremdet bzw. verändert?
- Welche Unterschiede und Parallelen gibt es in den vorhin genannten Texten?

Der historische Kontext des Kalten Krieges bildet den Beginn der Arbeit. Denn ohne einen geschichtlichen Rahmen, bezogen auf die oben genannten Texte, ist eine literarische Analyse in Hinsicht auf einen Vergleich mit dem Drama von William Shakespeare nicht zielführend. Sowohl *Romeo und Julia in Wien* als auch *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* können nur dann als Ganzes erfasst werden, wenn alle Komponenten berücksichtigt werden. Eine Assoziation zu *Romeo und Julia* von William Shakespeare kann schnell hergestellt werden, auch zur Lebenssituation im Kalten Krieg, wenn man sich bereits damit auseinandergesetzt hat. Allerdings finden sich in *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain nur wenige direkte Anknüpfungspunkte zu William Shakespeare. In *Romeo und Julia in Wien* stecken wichtige Informationen oft in nur am Rande gemachten kleinen Bemerkungen, wie dies das Thema der Verschleppung zeigt. Daher ist für ein genaueres Nachvollziehen der Lebenssituation ein Skizzieren der Historie in den zu untersuchenden Texten unerlässlich. Das Faszinierende an diesen ist, dass sie in der Zeit des Kalten Krieges erschienen sind und nicht nur das Thema und die damit verbundenen Schwierigkeiten des Kalten Krieges behandeln, son-

dern auch noch in derselben Epoche erscheinen, was bedeutet, dass diese Texte selbst Geschichte schreiben.

Da es sich in dieser Arbeit aber in erster Linie um eine literaturwissenschaftliche Aufarbeitung dieses Themas handelt, muss im darauffolgenden Kapitel auch auf die in der Literaturwissenschaft postulierten Theorien zur Beziehung von Texten zueinander eingegangen werden. Eine Untersuchung von *Romeo und Julia in Wien* und *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* unter der Berücksichtigung der vier Strukturelemente von *Romeo und Julia* nach Hagar Alan zeigt, inwieweit die zwei neueren Texte William Shakespeare nachahmen. Innerhalb des nächsten Abschnittes werden in weiterer Folge diese theoretischen Konzepte, die sich im Speziellen auf die Typologie der Transtextualität von Gérard Genette beziehen, auf die zu analysierenden Texte angewendet. Es folgt eine Auseinandersetzung mit der Darstellung der Charaktere in *Romeo und Julia*, *Romeo und Julia in Wien* und *Romeo und Julia an der Bernauer Straße*. Diese Untersuchung und der Vergleich mit William Shakespeare zeigt zwar, wie ähnlich die Figuren vom Namen her sind – siehe *Romeo und Julia in Wien* –, aber auch, wie unterschiedlich die Charaktere ausgeprägt sind und sich in eine andere Richtung entwickelt haben – Wie zum Beispiel die Figur der Julia (Helga) bei Franz Kain. Auffallend ist, dass manche Figuren in den neueren Texten fehlen. Es gibt keinen Prinzen Escalus, weder bei Milo Dor und Reinhard Federmann noch bei Franz Kain. Die Oberinstanz, die für Recht und Frieden in der Stadt sorgt, die neutral ist und keiner Partei angehört, fehlt. Auch dies ist ein wesentlicher Hinweis auf die Zeit des Kalten Krieges. In dieser Zeit kann es keinen neutralen Richter geben, sonst wäre vieles nicht geschehen, die Besatzungszeit hätte nur kurz gedauert und Deutschland hätte nicht viele Jahrzehnte unter dem Eisernen Vorhang zu leiden gehabt. Abschließend werden Rezensionen von *Romeo und Julia in Wien* und *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* kontextualisiert.

Zunächst folgen noch ein paar Informationen zu den Autoren der behandelten Texte. Bei dem Namen Milo Dor handelt es sich um ein Pseudonym des Autors Milutin Doroslovac. Milo Dor wird 1923 in Belgrad geboren. Er gehört der Kommunistischen Jugend an. Aufgrund seiner Tätigkeit wird er 1942 verhaftet und nach Wien zur Zwangsarbeit gebracht. Er studiert Theaterwissenschaft und Romanistik

in Wien in der Zeit von 1945 bis 1949. Bereits seit 1945 verfasst er seine Texte in deutscher Sprache.¹ Reinhard Federmann schreibt unter dem Pseudonym Randolph Mills. Er wird 1923 in Wien geboren und stirbt 1976. Er schreibt viele Kriminal- und Abenteuerromane gemeinsam mit Milo Dor. Einige dieser Texte haben die Geschichte Österreichs zum Thema.² Der Roman *Romeo und Julia in Wien* wird 1954 von beiden Autoren gemeinsam verfasst. Sie gründen eine Redaktionsgemeinschaft unter dem Namen *fedor* und schreiben für die Wiener Presse.³ Trotz kritischer Rezensionen hat dieser Roman großen Erfolg. Er erscheint nicht nur als Buch, sondern auch als „Illustrierten-Fortsetzungsroman“⁴, als Hörspiel und als Film unter dem Titel *Nina* mit Anouk Aimee und Karlheinz Böhm in den Titelrollen.⁵ Milo Dor und Reinhard Federmann behandeln in ihrem Roman die Gegenüberstellung von USA und UdSSR auf neutralem Boden und den Kampf um die Vorherrschaft. Die Liebenden, er ein amerikanischer Journalist, sie eine Korrespondentin der TASS, werden zu Opfern von Spionage und gegenseitigem Misstrauen.

Franz Kain wird 1922 in Goisern geboren und stirbt 1997 in Linz. Mit 14 Jahren wird er bereits verhaftet, da er Flugblätter für den Kommunistischen Jugendverband (KJV) verteilt.⁶ Von 1946 bis 1982 arbeitet er als Journalist in Linz für die KPÖ-Tageszeitung *Neue Zeit*.⁷ Franz Kain ist von 1957 bis zu seiner Pensionierung 1982 Chefredakteur der kommunistischen Zeitung *Neue Zeit Linz* und bis 1986 KP-Gemeinderat in Linz.⁸ In der Zeit von 1953-1956 ist Franz Kain als Auslandskorrespondent für die *Österreichische Volksstimme* und die *Neue Zeit Linz* in Berlin tätig. Ausschlaggebend hierfür sind die Ereignisse (Streiks, Demonstrationen und Proteste gegen die DDR) nach dem 17. Juni 1953.⁹ Während dieses Aufenthaltes verfasst er zahlreiche Artikel. Eine Liste sowie die Scans der Artikel be-

¹ Vgl. Brauneck, Manfred (Hg.): Weltliteratur im 20. Jahrhundert. Autorenlexikon. Band 2. Autoren D-J. Reinbek bei Hamburg: Rowolth 1981. S. 343/344.

² Vgl. Brauneck (1981), S. 405/406.

³ Vgl. Königstedt, Harry: Österreichs Schriftsteller siedeln zwischen Hoffnung und Resignation ...zum Beispiel Milo Dor. In: ECHO, 30. August 1970, Nr. 35, 26. Jahr. S. 20-21.

⁴ Anonym: Echter als „Der dritte Mann“ In: Wochen-Presse, Nr.16, 21. April 1956.

⁵ Vgl. Königstedt, Harry (1970), S. 20.

⁶ Vgl. Pittertschatscher, Alfred (Hg.): Die Rampe. Hefte für Literatur. Porträt Franz Kain. (1994), S. 6.

⁷ Vgl. Kain, Franz: Auf dem Taubenmarkt. Weitra: Bibliothek der Provinz 2003. S. 462.

⁸ Vgl. Tauber, Reinhold: Der Literat Franz Kain. In: Pittertschatscher, Alfred (Hg.): Die Rampe. Hefte für Literatur. Porträt Franz Kain. (1994) S. 81-83. S. 81/82.

⁹ Vgl. Gruber, Judith: Franz Kain – Eine Monographie. Dissertation. Wien 1985. S. 98.

finden sich im Anhang dieser Arbeit. Die Artikel beschreiben die aktuellen Probleme und Ereignisse zu dieser Zeit in Berlin. Viele dieser Themen finden sich auch in seiner Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße*, die in dieser Zeit veröffentlicht wird. Gegen Ende seines Aufenthaltes erscheinen *Das Beerenmädchen*, eine Erzählung, sowie ein Bericht über Freistadt und über Berlin. In dem letztgenannten Bericht beschreibt er, wie sich alles seit seinem ersten Eintreffen in Berlin 1953 bis Ende 1955 verändert hat. Auch publiziert er einen eigenen Artikel für die Wochenendausgabe, *Abschied von Berlin*. Diesen beendet er mit der Feststellung, dass es ihm schwer falle, Berlin zu verlassen.

Romeo und Julia an der Bernauer Straße ist seine erste Erzählung. Davor schreibt Franz Kain Sonette, wie übrigens auch William Shakespeare. 1955 erscheint die Erzählung im Aufbau Verlag und 1956 Ende Juni als Fortsetzungserzählung in dreizehn Teilen in der Wochenendbeilage der Zeitung *Neue Zeit*. Die Fortsetzungserzählung in der Zeitung und der Text der Buchvariante sind identisch. Die Fortsetzungserzählung befindet sich bis auf einen Teil komplett im Anhang. Franz Kain weicht von der Vorlage William Shakespeares ab und betont die Spaltung der Arbeiterklasse. Die Aufteilung Deutschlands hat auch die Menschen voneinander getrennt und Freunde zu Feinden werden lassen.

2 Historischer Kontext

Zu Beginn dieser Arbeit werden die geschichtlichen Aspekte der Zeit des Kalten Krieges in den Texten von Franz Kain, Milo Dor und Reinhard Federmann untersucht. Ausschlaggebend hierfür ist die Frage nach der Darstellung der Lebenssituation im Kalten Krieg in *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann sowie *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain. Vor allem die Aufteilung Wiens in die vier Besatzungszonen, aber auch die Teilung Berlins in zwei Hälften rücken den Shakespeare-Stoff in ein neues Licht. Das Verona des 16. Jahrhunderts wird ständig von den zwei streitenden Familien in ihrer Ruhe gestört, aber zu einer Teilung der Stadt kommt es nicht, sondern Prinz Escalus sorgt für Ordnung. In *Romeo und Julia in Wien* hingegen, wo die Protagonisten, Romeo Wilson und Julia Mischkin, Anhänger der jeweils gegnerischen Seite sind, wird die Liebe nicht als Verrat am eigenen Land betrachtet. Die zwei Liebenden sind in ihrer Lebenssituation ständig dahingehend beeinträchtigt, dass sie nicht von Angehörigen der Sowjetunion gesehen werden dürfen. Die Besatzungszonen beeinflussen also direkt die Handlungen der Protagonisten. Romeo Wilson kann nicht einfach in den ersten Bezirk, wo sich die Kommandantur der TASS befindet, gehen und Julia Mischkin von der Arbeit abholen. Wie in der Einleitung bereits erwähnt, ist die Unterscheidung zwischen Fiktionalität und Faktualität der Inhalte ein wichtiger Punkt in beiden Texten. Die Texte, also sowohl von Milo Dor und Reinhard Federmann als auch von Franz Kain, nehmen stark Bezug auf die damalige Zeit und auf die Verhältnisse in den Städten. Somit wird die Geschichte auch im literarischen Sinne neu geschrieben. Die folgenden Unterkapitel richten sich nach den geschichtlichen Themen, die in den Texten behandelt werden.

Die Erläuterung der Aufteilung der Besatzungszonen ist wesentlich für die Frage nach dem Raum, in dem sich die handelnden Charaktere bewegen. Die Aufteilung der Besatzungszonen erfolgte in Wien anders als in Berlin. Für Wien gab es bereits vor Ende des Krieges Überlegungen zur Befreiung Österreichs vom Faschismus und vom Nationalsozialismus. 1943 bekräftigte Stalin die „Wiederherstellung eines unabhängigen österreichischen Staates“.¹⁰ Mit Berlin als Hauptstadt Deutschlands und somit des Landes, in dem der Nationalsozialismus seinen Auf-

¹⁰ Stelzl-Marx, Barbara: Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945-1955. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2012. S. 36.

schwung erfahren hat, wurde anders verfahren. Am 29. März 1945 betrat die Rote Armee österreichisches Territorium bei Klostermarienberg.¹¹ Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg.

2.1 Die Aufteilung Wiens

Die Aufteilung Wiens in die Besatzungszonen der vier alliierten Mächte (USA, UdSSR, Frankreich und Großbritannien) spielt eine wesentliche Rolle in *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann, da Julia Mischkin eine Bürgerin der Sowjetunion ist und Romeo Wilson Amerikaner. Den Angehörigen der Sowjetunion ist es strengstens untersagt, sich mit Amerikanern einzulassen. Daher müssen die beiden die Hauptstraßen meiden und sie müssen auch aufpassen, dass sie von niemandem gesehen oder erkannt werden, wenn sie die Besatzungszonen der Sowjetunion durchqueren. Doch wie ist es zu dieser Aufteilung Wiens gekommen?

Wesentlich für die Überlegungen bezüglich der Zukunft Österreichs schon vor Ende des Krieges war die Zusammensetzung eines Diplomatengremiums, der Europäischen Beratenden Kommission (EAC) mit Sitz in London. Ihre Aufgabe war es, Regelungen zu entwickeln, um Österreich als unabhängigen Staat wiederherzustellen. Am 14. Jänner 1944 fand die erste offizielle Sitzung statt.¹² Der Sowjetunion war es wichtig, nach dem Krieg und dem erhofften Sieg über den Faschismus Besatzungszonen in Österreich zu erhalten und somit ein aktives Mitspracherecht in der Frage der österreichischen Wiederherstellung zu haben. Die USA hingegen sahen zu diesem Zeitpunkt noch keine Notwendigkeit darin, bei der Österreichfrage mitzureden. Sie wollten keine Soldaten dauerhaft in Europa stationieren, da sie anderswo dringender benötigt wurden.¹³ Doch da die Sowjetunion großes Interesse an Österreich zeigte, wollten auch die USA an der Besatzung beteiligt sein.¹⁴ Obwohl die Verhandlungen über die Besatzungszonen in Wien zu Kriegsende noch nicht abgeschlossen waren, marschierte die Rote Armee bereits am 13. April

¹¹ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 11.

¹² Vgl. ebd. S. 40.

¹³ Vgl. ebd. S. 41-43.

¹⁴ Vgl. ebd. S. 47.

1945 in Wien ein.¹⁵ Erst am 9. Juli 1945 unterzeichneten die vier alliierten Mächte (UdSSR, USA, Großbritannien und Frankreich) das Zonenabkommen für Wien. Die vierfache Besetzung Österreichs begann am 1. September 1945.¹⁶

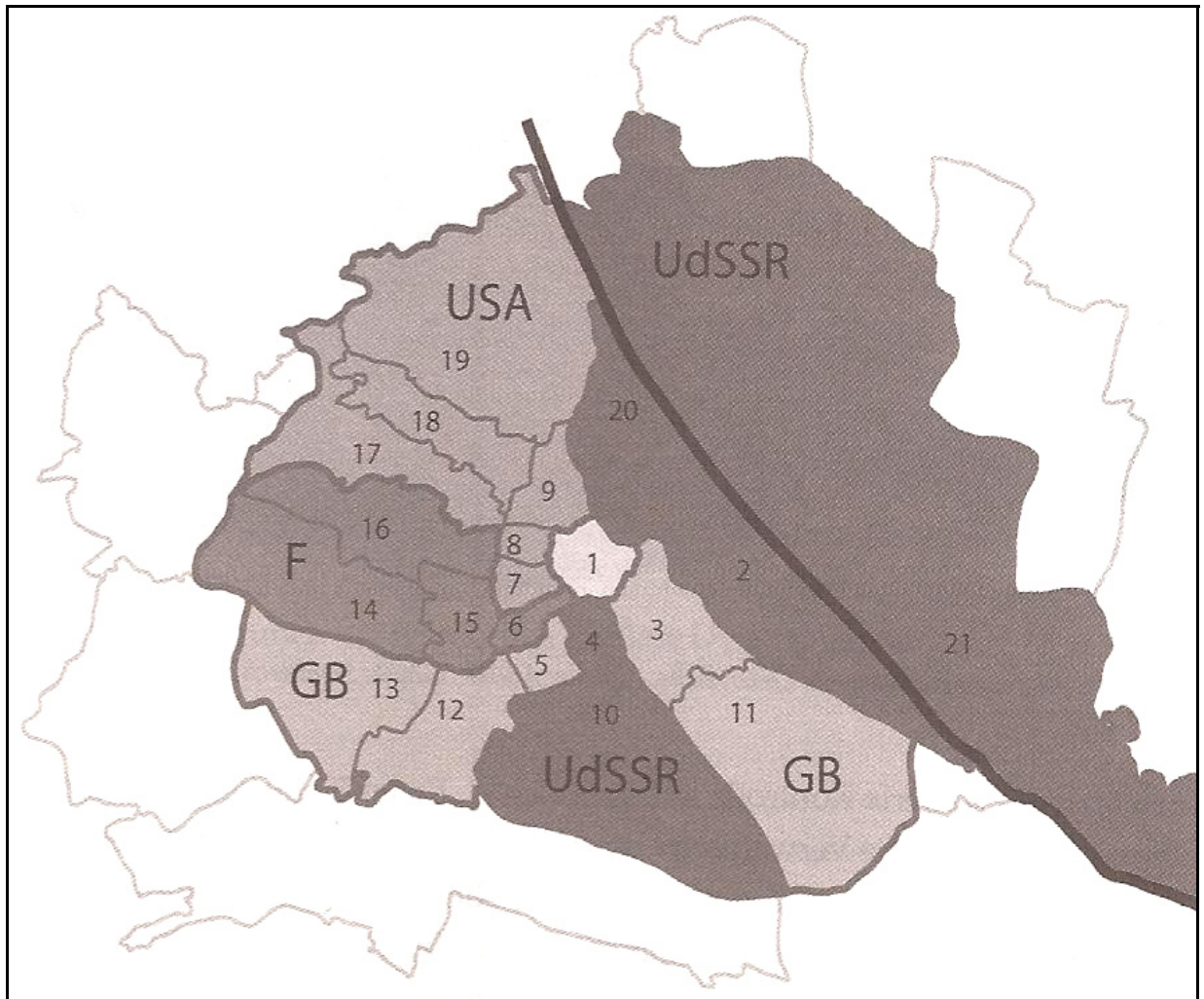


Abbildung 1: Besatzungszonen Wien

Stelzl-Marx, Barbara: *Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945-1955.* Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2012. S. 53.

Diese Karte zeigt, welcher Bezirk Wiens welcher Besatzungsmacht zugesprochen wurde. Nur der erste Bezirk wurde keiner bestimmten alliierten Besatzungsmacht zugeteilt, sondern zum internationalen Sektor erklärt. Das heißt, dass sich die vier

¹⁵ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 50.

¹⁶ Vgl. ebd. S. 53-54.

Mächte mit der Verwaltung im Turnus, seit 1946 in jedem Monat, abwechselten. In Wien konnte es durch diese Regelung nicht zu einer Teilung der Stadt wie in Berlin kommen. Eine Spaltung der Stadt war somit nicht möglich.¹⁷ Jeden Monat hatte eine der vier alliierten Mächte die Befehlsgewalt über die Militärpolizei. Als Romeo Wilson in *Romeo und Julia in Wien* aus Notwehr Major Tubaljow im Gasthaus „Zur Weintraube“ am Michaelerplatz erschießt, flieht er. Denn in diesem Monat haben die Russen die Befehlsgewalt und sie würden diesen Vorfall, in dem einer ihrer Landsleute zu Tode kommt, sicher nicht als Unfall betrachten.¹⁸

2.2 Besonderheiten sowjetischer Militärverwaltung im Wien der Besatzungszeit

Die Sowjetunion hatte für ihre Soldaten in Österreich Verhaltensregeln aufgestellt, damit ihr Land positiv repräsentiert und nicht in irgendeiner Art und Weise kritisiert würde. Die folgenden Vorschriften, die die Mitglieder der Sowjetunion zu befolgen hatten, wurden von Milo Dor und Reinhard Federmann auch in ihrem Roman verarbeitet.

2.2.1 Disziplin als Merkmal der Systemerhaltung

In *Romeo und Julia in Wien* ist Oberst Kapulowski als Oberbefehlshaber seiner Einheit für das Handeln seiner Untergebenen verantwortlich. Wenn jemand gegen die Vorschriften handelt, dann muss er die Konsequenzen dafür tragen:

Vorgesetzte waren für die Verstöße ihrer Untergebenen voll verantwortlich.¹⁹

Das Verhalten der Untergebenen konnte zu einem Karriereeinbruch des Befehlshabers führen, daher gab es auch viele Vertuschungen vonseiten der Oberbefehlshaber.²⁰ Dieses Verhalten zeigt sich bei Oberst Kapulowski, als ihn die Militärpolizei zum Tod von Major Tubaljow befragt und wissen möchte, in welcher Beziehung dieser zu amerikanischen Journalisten stehe.

¹⁷ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 52-53.

¹⁸ Dor, Milo/Federmann, Reinhard: *Romeo und Julia in Wien*. München: Kindler und Schiermeyer Verlag 1954. S. 155.

¹⁹ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 235.

²⁰ Vgl. ebd. S. 341.

Kapulowski bestritt entschieden, daß Tubaljow in seinem Auftrag oder überhaupt dienstlich irgend etwas [sic!] mit den zwei genannten Amerikanern zu tun gehabt habe. Er verwies die Polizei daher an den Presseklub und an den Verband der Auslandskorrespondenten, wo die drei einander vermutlich kennengelernt hatten, und versicherte, daß ihre Beziehungen nur privater Natur gewesen sein konnten. Natürlich kannte er die Art dieser Beziehungen; er wußte auch, daß Tubaljow die Amerikaner bei einem französischen Empfang kennengelernt hatte; er mußte aber nichts davon wissen, und darum hütete er sich, etwas darüber zu sagen. Nichts lag ihm ferner, als der Polizei die Möglichkeit zu geben, in seiner Dienststelle herumzuzschnüffeln.²¹

Mark Roberts, der beste Freund von Romeo Wilson, ist in ein Handgemenge mit Major Tubaljow geraten und dabei gestorben. Romeo Wilson hat sich daraufhin auf den Major gestürzt. Im Kampf erfaßt er dessen Pistole und schießt, woraufhin Major Tubaljow stirbt. Oberst Kapulowski betont, dass Major Tubaljow die Amerikaner nur zu privaten Zwecken getroffen habe. Wäre es aus beruflichen Gründen gewesen, dann würde man bald die gesamte Abteilung von Oberst Kapulowski gründlich untersuchen. Er möchte keinen Ärger mit der eigenen Regierung haben. Auch die nächste Handlung von Oberst Kapulowski bestätigt dies. Damit keine Spur mehr zu ihm führe, läßt er Julia Mischkin nach Moskau abberufen.²² Denn wenn das Mädchen, das der Grund für die Auseinandersetzung zwischen Major Tubaljow und den Amerikanern gewesen ist, nicht mehr in der Nähe des Obersts sei, dann gäbe es keinen Grund diese Abteilung genauer unter die Lupe zu nehmen.

Des Weiteren führte diese Gesetzgebung zur Bespitzelung und Denunziation der eigenen Leute.²³ Die Disziplinlosigkeit von Angehörigen der Sowjetunion war vor allem im Ausland schwer tolerierbar. Es stellte eines der schwersten Verbrechen an der Heimat, am eigenen Volk dar. Dem Image der UdSSR durfte im Westen nicht geschadet werden. Ein Vergehen wurde mit Gefängnishaft, „Einweisung in ein Arbeitsbesserungslager des GULAG“²⁴ oder sogar mit dem Tod bestraft. Ein besonders schweres Vergehen war es, wenn ein Fehltritt eines Angehörigen der Sowjetunion die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zog.²⁵ Daher wurden

²¹ Dor/Federmann (1954), S. 176.

²² ebd. S.178.

²³ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 310.

²⁴ ebd. S. 324.

²⁵ ebd. S. 324.

die Kader überwacht und überprüft, um die militärische Disziplin innerhalb der Roten Armee zu verbessern.²⁶

Diese Gesetzgebung erklärt das Verhalten von Major Tubaljow in *Romeo und Julia in Wien*, als er feststellt, dass Julia Mischkin sich mit einem Amerikaner trifft. Er meldet ihr Verhalten seinem Vorgesetzten Oberst Kapulowski. Doch dieser entgegnet ihm zunächst:

„Ja, natürlich, man hätte ihr unsere Situation im Ausland besser erklären müssen. Sie sind doch ihr direkter Vorgesetzter.“ „Es ist Ihre Abteilung, in der das geschehen ist!“, rief Tubaljow. „Ich habe Ihnen pflichtschuldigst Meldung erstattet. Für alles Weitere sind Sie verantwortlich, Genosse Oberst!“²⁷

Oberst Kapulowski möchte nicht sofort handeln und die Militärpolizei einschalten, sondern zunächst die Situation selbst überprüfen. Zum einen tut er dies, um Julia Mischkin nicht zu schaden, doch vor allem möchte er sich selbst nicht schaden. Schließlich hat Oberst Kapulowski bereits drei Jahre im Lager verbracht und die Meldung von Julia Mischkins möglichem Vaterlandsverrat könnte ihm womöglich nicht nur seine Karriere kosten. Der erste Satz dieses Zitats „Ja, natürlich, man hätte ihr unsere Situation im Ausland besser erklären müssen.“²⁸ charakterisiert die Haltung der Sowjets im Ausland: Die Angehörigen der Sowjetunion dürfen dem Image des Vaterlandes nicht schaden.²⁹ Major Tubaljow beobachtet Julia Mischkin, seit sie Romeo Wilson kennengelernt hat, argwöhnisch. Ständig ruft er bei ihr zu Hause oder im Gasthaus „Zur Weintraube“ an und fragt nach ihr oder Romeo Wilson. Er schreckt auch nicht davor zurück, sie bei Oberst Kapulowski anzuschwärzen; auch wenn es ihm im selben Augenblick wieder leidzutun scheint.

2.2.2 Konsequenzen bei Vaterlandsverrat

In dem Roman *Romeo und Julia in Wien* werden die Konsequenzen für ein Fehlverhalten deutlich: Würde Julia Mischkin ihrem Land den Rücken kehren und mit Romeo Wilson weggehen, als er ihr einen Heiratsantrag macht, dann würde dies einer Desertion gleichkommen:

²⁶ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 325.

²⁷ Dor/Federmann (1954), S. 108.

²⁸ ebd. S. 108.

²⁹ Vgl. ebd. S.106-111.

„Ich kann nicht weggehen. Was wird mit meinen Eltern geschehen?“ „Was haben deine Eltern damit zu tun?“ „Du verstehst mich nicht“, sagte sie traurig. „Bei uns kann nicht jeder tun, was er will. Sie werden sagen, ich bin desertiert, und werden behaupten, ich habe sie verraten, und wenn sie mich nicht fassen können, werden sie meine Eltern zur Verantwortung ziehen.“³⁰

Julia Mischkin kann nicht einfach gehen. Gerade in einem anderen Land muss sie sich umso mehr an die Gesetzgebungen der Sowjetunion halten. Wenn die Gerichtsbarkeit der Sowjetunion dann nicht Julia zur Verantwortung ziehen kann, muss ihre Familie die Konsequenzen dafür tragen. Am Ende von *Romeo und Julia in Wien* sieht Julia Mischkin nach dem Tod von Romeo Wilson für sich nur noch einen Ausweg. Sie muss sich ihrem Land, der Justiz der Sowjetunion stellen, denn ohne Romeo weiß sie nicht, wie ihr Leben weitergehen soll. Er hat ihr immer Mut gemacht und an seiner Seite schien alles so leicht möglich zu sein. Hofrat Lorenz ist entsetzt über ihren Entschluss. Denn dies kommt einem Selbstmord gleich. Sie hat ihren Tod vorgetäuscht, damit sie aus Wien fliehen kann. Wenn sie nun zugibt, dass dies alles nur gelogen sei, dann macht sie sich des Landesverrats schuldig.

„Was? Sie wollen sich stellen? Aber das ist doch glatter Selbstmord! Man wird Sie des Landesverrats beschuldigen und vor Gericht stellen. Sie als Russin – mit einem Amerikaner – und Ihre Flucht! Man wird Sie schwer bestrafen!“³¹

Im Jänner 1950 wurde die Todesstrafe in der Sowjetunion wieder eingeführt. Folgende Artikel des Strafgesetzbuches, die Delikte anführen, die die Todesstrafe zur Folge hatten, sind für die Analyse von *Romeo und Julia in Wien* relevant: „Artikel 58-1 („Vaterlandsverrat“) und Artikel 58-6 („Spionage“)³². Mit Stalins Tod wurde die Todesstrafe im März 1953 wieder abgeschafft.³³ In den Jahren 1953 bis 1955 wurden keine Strafen durch Erschießen mehr verhängt.³⁴ Auch das Befürworten des Kapitalismus und das Loben eines besseren Lebens in Österreich zählten unter anderem zum Tatbestand des Vaterlandsverrates. Das sowjetische System durfte nicht von seinen Angehörigen diskriminiert werden.³⁵ Des Weiteren wurde auch Desertion nicht geduldet. Die Verlockungen des Kapitalismus waren aber

³⁰ Dor/Federmann (1954), S. 141.

³¹ ebd. S. 219//220.

³² Stelzl-Marx, Barbara: Verschleppt und erschossen. Eine Einführung. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 21-78. S. 24.

³³ Vgl. ebd. S. 25.

³⁴ Vgl. ebd. S. 77.

³⁵ Vgl. ebd. S. 51.

groß. Daher war auch eine politisch-moralische Schulung, auf die im nächsten Kapitel noch näher eingegangen wird, wichtig. Sich in ein anderes Land abzusetzen, also das Fliehen vor dem eigenen System, war ebenfalls ein Verrat an der eigenen Heimat.³⁶

2.2.3 Ideologische Pflicht: Studieren der Schriften Lenins

In *Romeo und Julia in Wien* ist für Major Tubaljow die Lektüre der Schriften Lenins eine alltägliche Pflicht. Diese nimmt er sehr ernst und macht sich sogar Notizen dazu.

Er nahm das schwarz eingebundene Buch auf und vertiefte sich wieder in Lenins Werke, die er während seiner Nachtdienststunden zu studieren pflegte. Er war gerade bei der Abhandlung „Ein Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück“. Rechts lagen Papier und ein scharfgespitzter Bleistift, mit dessen Hilfe er besonders bemerkenswerte Sätze abschrieb.³⁷

Major Tubaljow ärgert sich, dass Julia Mischkin Bücher von Romantikern wie Turgenjew und Dostojewski liest und sich nicht mit dem Studium der politischen Schriften beschäftigt:

Gut, sie hatte Sprachen studiert, sie wollte sich vielleicht noch üben in ihrem Deutsch und Französisch, aber alle Fachkenntnisse waren wertlos, wenn die politische Grundlage nicht in Ordnung war.³⁸

Gerade im Ausland war die politisch-moralische Erziehung der Sowjetbürger sehr wichtig. Sie sollten ihr Heimatland nicht vergessen und die Sowjetunion gut repräsentieren. Zu dieser Erziehung gehörte vor allem auch das Studium der Schriften Lenins und Stalins.³⁹

Wichtig war die Schulung der politischen Wachsamkeit der Sowjetbürger, damit sie nicht dem Kapitalismus verfielen. Durch das Lesen der Schriften und das intensive Auseinandersetzen mit eben diesen konnten Verstöße gegen die Gesetze

³⁶ Vgl. Lavinskaja, Ol'ga: Das Militärtribunal der Zentralen Gruppe der Streitkräfte. Verurteilung von Personen nicht österreichischer Staatsangehörigkeit. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 205-223. S. 207.

³⁷ Dor/Federmann (1954), S. 98.

³⁸ ebd. S. 103.

³⁹ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 330-331.

der Sowjetunion und somit auch gegen das Image des Heimatlandes im Ausland verhindert werden.⁴⁰

2.3 Das Vorgehen der Sowjets bei Inhaftierungen und Verurteilungen

In *Romeo und Julia in Wien* wird bei der Abschiedsparty zu Beginn auf das Thema Verschleppung hingewiesen. Jemand, der eine Gefahr für die Sowjetunion darstellt, muss isoliert werden, damit diese Einstellung nicht auf andere übergreifen kann. „Die zwei sind von den Kommunisten als Kriegshetzer gebrandmarkt worden“, sagte Mark. „Es geht das Gerücht, daß die Russen sie vor einiger Zeit verschleppen wollten.“⁴¹

Menschen wurden mitten in der Nacht aus ihren Häusern abgeholt und seitdem von ihren Angehörigen nicht mehr gesehen. Aber oft begann der Tag harmlos und die oder der Betroffene wurde unter einem Vorwand auf die sowjetische Kommandantur bestellt.⁴² Gründe hierfür fanden sich in allem, was gegen die Sowjetunion sprechen konnte:

So reagierte die sowjetische Besatzungsmacht rigoros auf alles, was sie als Bedrohung empfand: Spionage, unerlaubter Waffenbesitz, Zugehörigkeit zu „Werwolf“-Gruppen, Auseinandersetzungen mit Soldaten der Roten Armee und kriminelle Handlungen.⁴³

Unter „Werwolf“ verstand man eine Organisation, die „antisowjetische Propaganda“ betrieb, die „Mithilfe an der Verzögerung des Kriegsendes“ leistete oder die sogar „Sabotage hinter der sowjetischen Front“ beging.⁴⁴ Viele Österreicherinnen und Österreicher



„Keine Aufregung, er hat sich freiwillig verschleppen lassen!“

Abbildung 2: Karikatur

Samstag, 17. April 1954, S.2. In: Volksstimme Wien.

⁴⁰ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 330-336.

⁴¹ Dor/Federmann (1954), S. 34.

⁴² Vgl. Knoll, Harald und Barbara Stelzl-Marx: Sowjetische Strafjustiz in Österreich. Verhaftungen und Verurteilungen 1945-1955. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Die Rote Armee in Österreich. Sowjetische Besatzung 1945-1955. Beiträge. Wien: Oldenbourg Verlag 2005. S. 275-321.

⁴³ Vgl. ebd. S. 275.

wurden verurteilt. Manche waren wirklich als Spioninnen und Spione für die West-Alliierten tätig.⁴⁵ Allerdings lieferten sie oft nur Informationen, die für jedermann ersichtlich waren und keineswegs streng geheim waren.⁴⁶ Alle Verstöße gegen die Regierung der Sowjetunion wurden vom Militärtribunal des Truppenteils 28990, das seinen Sitz in Baden hatte, behandelt. Viele Österreicherinnen und Österreicher wurden wegen Spionage vom Militärtribunal in Baden zum Tode verurteilt und inhaftiert, bis sie nach Moskau deportiert wurden.⁴⁷ Die Familien der Verhafteten erfuhren meist nicht, was mit ihren Angehörigen geschehen war.⁴⁸ „Trotz penibel genauer Aufzeichnungen wurden den österreichischen Behörden und Familienmitgliedern kaum Informationen über das Schicksal der Verhafteten und Verurteilten mitgeteilt.“⁴⁹ Abschließend sei hier noch vermerkt, dass viele der verurteilten Österreicherinnen und Österreicher erst spät von der Sowjetunion rehabilitiert wurden.⁵⁰

2.4 Funktionen von Nachrichtendiensten

Julia Mischkin in *Romeo und Julia in Wien* arbeitet für die sowjetische Nachrichtenagentur TASS als Übersetzerin. Sie hat Deutsch und Französisch⁵¹ studiert und ist eine der besten Absolventinnen ihres Jahrganges.⁵² Das Österreichbüro der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS in Wien war der Propagandaabteilung der Sowjetunion unterstellt.⁵³ Das Sammeln von Informationen war die wichtigste Arbeit der sowjetischen Nachrichtendienste.⁵⁴ Für Julia Mischkin scheinen die Inhalte der Texte oft unwichtig, doch sie beschwert sich nicht. So übersetzt sie zum

⁴⁴ Vgl. Knoll/Stelzl-Marx (2005), S. 300.

⁴⁵ Vgl. Christoforov, Vasilij: Kalter Krieg und sowjetische Spionageabwehr in Österreich. Todesurteile im Spiegel von Archivdokumenten. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 141-155. S. 151.

⁴⁶ Vgl. Stelzl-Marx (2009), S. 36.

⁴⁷ Vgl. Petrov, Nikita: Die militärische Spionageabwehr in Österreich und die Todesstrafe. Struktur, Funktionen, Praxis. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 205-223. S. 93.

⁴⁸ Vgl. Stelzl-Marx (2009), S. 22.

⁴⁹ Knoll/Stelzl-Marx (2005), S. 319.

⁵⁰ Vgl. Christoforov (2009), S. 155.

⁵¹ Vgl. Dor/Federmann (1954), S. 103.

⁵² Vgl. ebd. S. 178.

⁵³ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 235.

⁵⁴ Vgl. Stelzl-Marx (2009), S. 38.

Beispiel einen Text über die Geflügelzucht in der Ukraine oder Kritiken über das Moskauer Ballett in Paris. Oberst Kapulowski findet diese Tätigkeit selbst sinnlos, doch er hat ihr diese Aufgaben zugeteilt.⁵⁵ Denn wesentlich war die Beschaffung von Informationen über die Westmächte.⁵⁶ Besonders problematisch war die „Anwerbung von sowjetischen Mitarbeitern durch westliche Nachrichtendienste“.⁵⁷ So meint Major Tubaljow, dass es sich bei Romeo Wilson, der für die amerikanische Nachrichtenagentur New York Tide arbeitet, um einen Spion, einen feindlichen Agenten, handle, denn schließlich sei er bereits in Korea gewesen. Außerdem verfolge die New York Tide eine extrem sowjetfeindliche Linie.⁵⁸ Major Tubaljow warnt Julia Mischkin vor dem Umgang mit Romeo Wilson, denn schneller, als sie denkt, wird sie ihm Dienstgeheimnisse verraten und dies könnte ernste politische Konsequenzen für sie haben.⁵⁹ Auf Spionage stand die Todesstrafe, denn Spionage bedeutete Vaterlandsverrat. So würde Julia Mischkin für das sowjetische System eine Spionin sein, wenn sie mit Romeo Wilson in die Steiermark flüchtete.⁶⁰

„Ich will mit dir gehen“, sagte sie. „Aber sie werden etwas ganz anderes vermuten, wenn ich heute mit dir gehe, eine Stunde, nachdem die Polizei bei mir war. Dann bin ich für sie eine Spionin. Dann gibt es keine Gnade für meinen Vater.“ „Sie wissen doch gar nichts von uns.“ „Tubaljow hat es sicher nicht für sich behalten. Ich glaube ganz bestimmt, daß der Oberst es weiß. Und wenn sie es nicht wissen, dann werden sie es herausbekommen.“⁶¹

Zu Beginn der Besatzung beschafften die Nachrichtendienste der Alliierten zunächst Informationen, um die Entnazifizierung voranzutreiben. Dies änderte sich um 1947. Das Ziel der West-Alliierten war es nun, Wissen über die Sowjetunion zu sammeln.⁶² Daher warben viele Geheimdienste Österreicherinnen und Österreicher als Informantinnen und Informanten an, da manche Organisationen über zu wenige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verfügten, die der deutschen Sprache

⁵⁵ Dor/Federmann (1954), S. 179.

⁵⁶ Vgl. Christoforov (2009), S. 143.

⁵⁷ Stelzl-Marx (2012), S. 316.

⁵⁸ Vgl. Dor/Federmann (1954), S. 63.

⁵⁹ Vgl. ebd. S. 110.

⁶⁰ Vgl. ebd. S. 166.

⁶¹ ebd. S. 166.

⁶² Vgl. Knoll, Harald und Dieter Bach: Nachrichtendienste und Spionage im Österreich der Besatzungszeit. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 157-168. S. 158.

mächtig waren, und zudem noch eine Personalknappheit herrschte.⁶³ Hier sei nochmals erwähnt, dass viele Österreicherinnen und Österreicher von der Sowjetunion zum Tod durch Erschießen verurteilt wurden, da sie Informationen an die West-Alliierten lieferten.

2.5 Kulturprojekt der Sowjetunion während der Besatzungszeit

2.5.1 Kultur

Wesentlich für die Einhaltung der Disziplin unter den Sowjetbürgern in Österreich war die Gestaltung der Freizeit. Sie sollten kaum freie Zeit für sich selbst zur Verfügung haben, auch die Freizeit wurde für die Sowjetbürger gestaltet. Dies äußerte sich in Form von sportlicher Betätigung, Kinobesuchen mit sowjetischen Filmen, Theaterbesuchen und vor allem auch in der Bewunderung der österreichischen Kultur.⁶⁴ Barbara Stelzl-Marx führt an, dass es zahlreiche, öffentliche Kranzniederlegungen an den Gräbern von österreichischen Komponisten gegeben habe.⁶⁵ Milo Dor und Reinhard Federmann verarbeiten die Bewunderung der österreichischen Komponisten bzw. eines österreichischen Komponisten in ihrem Roman *Romeo und Julia in Wien*. Julia Mischkin schwärmt für Franz Schubert:

„Haben Sie Schubert gern?“ fragte er [Romeo Wilson]. „O ja, sehr gern“ [Julia Mischkin]
„Er hat hier ganz in der Nähe gewohnt, auf der Mölkerbastei. Haben Sie das Haus schon einmal gesehen? Auch Beethoven hat dort gewohnt.“ „Nein, ich habe davon gelesen, aber ich habe es noch nicht gesehen. Ich würde es gern einmal sehen. Ist es noch so wie damals?“ „Ja, ich glaube, es ist ganz so wie es damals war.“ „Das ist großartig“, sagte sie. „Ich möchte es gern sehen.“⁶⁶

Auch der regelmäßige Theaterbesuch der Sowjetbürger wird in diesem Roman erwähnt. Herr Sergejew vermutet gegenüber Major Tubaljow, dass Julia Mischkin möglicherweise im Theater sei, wenn sie nicht zu Hause oder bei der Arbeit ist.⁶⁷ Die Haushaltshilfe Anni bestätigt in einem Gespräch mit Romeo Wilson den Wert kultureller Bildung für die Sowjetbürger: „Ich? Ich gehe zur Arbeit. Ich muß noch

⁶³ Vgl. Knoll/Bach (2009), S. 160-163.

⁶⁴ Vgl. Stelzl-Marx (2012), S. 336-338.

⁶⁵ ebd. S. 338.

⁶⁶ Dor/Federmann (1954), S. 43.

⁶⁷ Vgl. Dor/Federmann (1954), S. 100.

Frau Sergejew helfen, die Kinder gehen nämlich heute in eine Theateraufführung. Für Kinder, wissen Sie. Die Russen machen das.“⁶⁸

Mark Roberts bestätigt ebenfalls, wenn auch zynisch, dass es sich bei den Sowjetbürgern um Kulturmenschen handle: „...Natürlich, er hat sie zuerst begrüßt, er ist ein Kulturmensch, er muß sich zivilisiert benehmen.“⁶⁹

2.5.2 Kulturschock

Als die Rote Armee nach Österreich kam, erlebten die Soldaten einen wahren Kulturschock, sie trafen auf den Kapitalismus. Der Lebensstandard im Land des Feindes war wesentlich höher als der im eigenen. Dies führte mitunter zur Unzufriedenheit der sowjetischen Soldaten und die Propaganda Stalins wurde als unwahr entlarvt. Während das Land der Siegermacht UdSSR großen Schaden durch den Krieg davontrug, gab es in Österreich in jedem Haus Strom und auch die meisten Häuser waren in einem guten Zustand.⁷⁰ Doch der Kulturschock betraf nicht nur das Leben in Österreich, sondern auch das Aufeinandertreffen mit den West-Alliierten.

Ähnlich ergeht es Julia Mischkin. Romeo Wilson ist der erste Amerikaner, dem sie je begegnet ist.⁷¹ Major Tubaljow macht ihr einen Vorwurf, da sie sich mit einem Amerikaner eingelassen habe. Doch als sie ihn kennengelernt hat, hat sie nicht den leisesten Verdacht, dass er ein ‚Feind‘ sein könnte.

„Du hast nicht bemerkt, daß er Amerikaner ist?“ „Wie sollte ich es bemerken? Ich kenne keine Amerikaner. Ich habe gedacht, er ist ein Österreicher oder ein Franzose. Und er hat mich für eine Schwedin gehalten.“⁷²

2.6 Die Aufteilung Berlins

Seit 1943 gab es Treffen der Anti-Hitler-Koalition. Dazu zählten zunächst Großbritannien, die USA und die Sowjetunion. Später schloss sich ihnen auch Frankreich an. Wie bereits in Zusammenhang mit den Besatzungszonen in Wien erklärt, han-

⁶⁸ Dor/Federmann (1954), S. 211.

⁶⁹ ebd. S. 34.

⁷⁰ Vgl. Stelz-Marx (2012), S. 309-310.

⁷¹ Vgl. Dor/Federmann (1954), S. 54.

⁷² ebd. S.62.

delte es sich hier um die EAC.⁷³ Die Ziele im Hinblick auf Deutschland waren die Niederschlagung und Auslöschung „des deutschen Militarismus und Faschismus und Verhinderung ihres Wiederauflebens“⁷⁴. Außerdem wollten die Mächte die „Beendigung des Krieges und die Gestaltung einer internationalen Friedensordnung“⁷⁵. Dies wurde auf der Krimkonferenz in Jalta von den Großmächten unter Stalin (Sowjetunion), Roosevelt (USA) und Churchill (Großbritannien) festgelegt.⁷⁶ Während die Westmächte an eine „Zerstückelung“⁷⁷ Deutschlands dachten, sprach sich die Sowjetunion dagegen aus.⁷⁸ Nach den Plänen der Besetzung Deutschlands von 1944 lag Berlin in der sowjetischen Zone. Doch sollte sie als Hauptstadt Deutschlands ursprünglich von allen vier Mächten, ähnlich wie in Wien, verwaltet werden.⁷⁹ Deutschland wurde in einzelne Besatzungszonen aufgeteilt; dies aber nicht im Sinne einer Zerteilung, sondern als Einheit.⁸⁰ Daher gründeten die vier Großmächte (USA, Großbritannien, Frankreich und Sowjetunion) einen Kontrollrat mit Sitz in Berlin.⁸¹ Die Besatzungszonen ergaben sich aufgrund der Reparationsleistungen. Deswegen wurde der Sowjetunion, auch aufgrund der Nähe zu Polen, der östliche Teil überlassen.⁸² 1947 wurden in ganz Deutschland die amerikanische und die britische Besatzungszone im gemeinsamen wirtschaftlichen Interesse zusammengelegt. Die Befehlsgewalt sollte Deutschland selbst unter der Aufsicht der Alliierten haben.⁸³ Auf der Londoner Konferenz desselben Jahres wurden die Forderungen der Sowjetunion bezüglich der Reparationszahlungen von den anderen Alliierten abgelehnt.⁸⁴ Anfang 1948 war auch Frankreich dazu bereit, sich anzuschließen. Die Verschmelzung erfolgte 1949. Die westlichen Besatzungszonen wurden zur „Trizone“. Der nächste Schritt war „der Auftrag zur

⁷³ Vgl. Badstübner, Rolf und Siegfried Thomas: Die Spaltung Deutschlands 1945-1949. Berlin: Dietz Verlag 1966. S. 18.

⁷⁴ ebd. S. 19.

⁷⁵ ebd. S. 27.

⁷⁶ Vgl. Kotowski, Georg: Geschichte Berlins seit dem Zweiten Weltkrieg. In: Langguth, Gerd (Hg.): Berlin vom Brennpunkt der Teilung zur Brücke der Einheit. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1990. S. 48-69.

⁷⁷ Badstübner/Thomas (1966), S. 24.

⁷⁸ Vgl. ebd. S. 27.

⁷⁹ Vgl. Kotowski (1990), S. 48.

⁸⁰ Vgl. Badstübner/Thomas (1966), S. 27-28.

⁸¹ Vgl. Labrousse (1970), S. 10.

⁸² Vgl. ebd. S. 13/14.

⁸³ Vgl. Uhl, Mathias: Die Teilung Deutschlands. Niederlage, Ost-West-Spaltung und Wiederaufbau 1945-1949. Berlin Brandenburg: be.bra verlag 2009. S. 136.

⁸⁴ Vgl. ebd. S. 140/141.

Staatsgründung“⁸⁵ und die Einberufung eines „Parlamentarischen Rat[es] aus Mitgliedern der westdeutschen Landtage“^{86, 87}. Man fürchtete, dass ein großer Teil der Bevölkerung aufgrund von „Hunger, Armut, wirtschaftlicher Not und sozialem Elend“⁸⁸ in den Osten gehen könnte. Daher unterstützten die USA Westeuropa mit dem Marshallplan, der eine Verbesserung dieser Situation und somit eine Abwendung vom Kommunismus bewirken sollte. Die Sowjetunion war gegen einen Wiederaufbau Deutschlands, da sie um die Reparationszahlungen fürchtete und nicht wollte, dass die USA Einblick in ihre Wirtschaft bekam.⁸⁹ 1949 erfolgte die Trennung Deutschlands in Westdeutschland und Ostdeutschland.⁹⁰ Die westliche Besatzungszone wurde zur Bundesrepublik Deutschland (BRD) und die sowjetische Besatzungszone zur Deutschen Demokratischen Republik (DDR), in der die Sozialistische Einheitspartei (SED) herrschte. Die Westalliierten und die Sowjetunion sahen sich als Feinde und so kam es nicht nur zur Zweiteilung Deutschlands, sondern auch Europas.⁹¹ Während im Westen versucht wird, die alte Ordnung wieder herzustellen, ist die Sowjetunion davon überzeugt, dass es im Osten eine neue Ordnung geben müsse.⁹²

⁸⁵ Uhl (2009), S. 143

⁸⁶ ebd. S. 143.

⁸⁷ Vgl. ebd. S. 142/143.

⁸⁸ ebd. S. 161.

⁸⁹ Vgl. ebd. S. 161/162.

⁹⁰ Vgl. ebd. S. 182-187.

⁹¹ Vgl. Sorensen, Bengt Algot: Geschichte der deutschen Literatur 2. Vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München: C. H. Beck 2002. S. 270-271.

⁹² Vgl. Kain, Franz: Romeo und Julia an der Bernauer Straße. Berlin: Aufbau Verlag 1955. S. 12.



Abbildung 3: Besatzungszonen Berlin

Berlin – die viergeteilte Stadt. Darstellung der Sektorengrenzen. Privatsammlung Berlin. Edition Panorama Berlin.

Symbolträchtig in der Trennung von Berlin in West und Ost ist die Bernauer Straße, die die Grenze darstellt. Sie ist der Hauptschauplatz der Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain. Denn hier werden die Kluft beziehungsweise der Konflikt zwischen dem Westen und dem Osten sehr stark spürbar.

Die Bernauer Straße trennt den Norden des Stadtbezirkes Mitte vom Wedding. Vor Jahren – wer erinnert sich noch genau an das Datum? – ist sie zu einer Grenzstraße zwischen Ost- und Westberlin geworden.⁹³

⁹³ Kain (1955), S. 11.



Abbildung 4: Bernauer Straße

Pharus-Plan mit illustriertem Begleiter. Herausgeber: Mauermuseum – Museum Haus am Checkpoint Charlie der Arbeitsgemeinschaft 13. August. 2011.

Eine unbedeutende, alltägliche Straße also, aber eine, die wie eine Wunde durch das Arbeiterviertel geht. Auf der einen Seite gilt ein anderes Geld als auf der anderen, und hüben herrscht eine andere Moral und eine andere Regierung als drüben. Täglich überqueren zehntausende Menschen in beiden Richtungen die Straße, die U-Bahn fährt, ohne zu halten, darunter hinweg, und doch ist die Grenze, die diese Straße bildet, bitterer als eine Staatsgrenze. Menschen, die sich früher gut gekannt haben, reden nicht mehr miteinander, obwohl sie sich gegenseitig in die Fenster der Wohnungen schauen können. Wenn man früher sagte „in unserer Straße“, so sagen heute die einen „im Osten“, wenn sie die südliche, die anderen „im Westen“, wenn sie die nördliche Straßenseite meinen.

Der Krieg hat beide Straßenseiten schwer getroffen. Hüben und drüben gähnen häßliche Lücken in der grauen Häuserfront, und Zerstörung war alles, was die Bewohner beider Straßenseiten nach dem Kriege zu verwalten hatten.⁹⁴

Die Bernauer Straße teilt nicht nur West und Ost voneinander, sondern auch den Norden und den Süden. (Siehe Karte) Die Aufteilung Berlins in die vier Besatzungszonen hat auch die Menschen gespalten. Obwohl es auf beiden Seiten gleich ausgesehen hat und die Menschen noch dieselben gewesen sind, hat sich alles geändert. Freunde und Nachbarn werden nun argwöhnisch beobachtet und gehören verschiedenen politischen Systemen an. Franz Kain spricht in seiner Erzählung immer wieder von der Bernauer Straße als ‚Mauer, die durch die Menschen hindurchgeht‘. Allerdings wusste zum Datum des Erscheinens der Erzählung noch niemand, dass tatsächlich eine Mauer gebaut würde. „Alles Übel und alle Gegensätze an der Bernauer Straße schürzten sich in ihnen [Paul Schradow und Max Kowalski] zu einem Knoten, der knebelte und würgte.“⁹⁵

Das Überqueren der Bernauer Straße ist zu diesem Zeitpunkt noch kein Problem. Es gibt keine Kontrollstellen oder Wachposten. Heiner und Helga können die Straßenseite wechseln, wie es ihnen gerade beliebt. Aber es ist spürbar, dass die Menschen auf den jeweiligen Seiten lieber unter sich bleiben und der anderen Straßenseite und somit der anderen Regierung die Schuld geben, wenn irgendwo ein Problem auftaucht, meist wirtschaftlicher Natur.

2.7 SED und SPD in Berlin

In *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* können Heiner (Romeo) und Helga (Julia) einander zunächst nicht offen ihre Liebe zeigen, da ihre Väter zerstritten sind. Die Mütter halten sich aus diesem Konflikt heraus. Ausgangspunkt für den Zwist ist die ursprüngliche Zugehörigkeit der Väter zur Sozialdemokratischen Partei (SPD). Durch die Vereinigung der Arbeiterparteien schließt sich Paul Schradow, Heiners Vater, jedoch der Sozialistischen Einheitspartei (SED), der Verbin-

⁹⁴ Kain (1955), S. 11/12.

⁹⁵ ebd. S. 88.

derung von KP und SPD, an.⁹⁶ Max Kowalski, Helgas Vater, hingegen bleibt in der alten Partei, in der SPD.⁹⁷ Dies erklärt sich auch dadurch, dass Paul Schradow in der sowjetischen Besatzungszone wohnt und Max Kowalski sich in der Zone der Westalliierten befindet. Wenige Zeit später wird Paul Schradow aus der Fabrik AEG in der Brunnenstraße entlassen.⁹⁸ Nun arbeitet er im Werk der VEB in Trep-tow, das von Max Kowalski als „Russenwerk“⁹⁹ bezeichnet wird. Franz Kain greift das Thema der Arbeiterparteien in seiner Geschichte auf und zeigt, wie durch die Spaltung der Partei auch Menschen voneinander getrennt werden.

Nach der Teilung Berlins wurde von der Sowjetunion nur eine kommunistische Partei erlaubt, die KPD. Diese vertrat eine radikal-demokratische Position, was im Sinne der Sowjetunion war. Die SPD war die nächste Partei, die in Berlin gegrün-det wurde und in ganz Berlin ihren Geltungsbereich hatte. Die SPD und die KPD sollten zusammenarbeiten und so die Spaltung der Arbeiterklassen überwinden.¹⁰⁰ Die Sowjetunion wünschte einen Zusammenschluss der KPD mit der SPD.¹⁰¹ Doch die anderen Sektoren waren dagegen: Die Organisation der SPD im Westen unter Kurt Schumacher wollte nicht mit der SPD im Osten unter Otto Grotewohl verbunden werden. Sie stimmte einem Zusammenschluss mit der KPD nicht zu.¹⁰² Die Zusammenführung der Parteien SPD und KPD sollte die deutsche Arbeiter-einheit stärken und eine Spaltung Deutschlands verhindern. Die Sowjetunion warf der Westzone vor, dass es zu einer Spaltung kommen würde, wenn sie nicht zu-stimmten.¹⁰³ Im April 1946 wurde in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) die KPD und die SPD zur SED zusammengeführt.¹⁰⁴ Die SPD wurde im Osten nicht verboten und existierte noch bis zum Mauerbau.¹⁰⁵ Hinzuzufügen sei noch, dass die KPD von Anfang an gegen das ‚Naziregime‘ kämpfte und alle Widerstands-kämpfer aufforderte, sich ihnen anzuschließen. Sie forderten eine Einheit der Ar-

⁹⁶ Vgl. Kain (1955), S. 20.

⁹⁷ Vgl. ebd. S. 68.

⁹⁸ Vgl. ebd. S. 20.

⁹⁹ ebd. S. 89.

¹⁰⁰ Vgl. Kotowski (1990), S. 49.

¹⁰¹ ebd. S. 52.

¹⁰² Vgl. ebd. S. 125.

¹⁰³ Vgl. Badstübner/Thomas (1966), S. 130/131.

¹⁰⁴ Vgl. Uhl (2009), S. 125.

¹⁰⁵ Vgl. Kotowski (1990), S. 52-53.

beiter.¹⁰⁶ Die SED mit Sitz in der sowjetischen Besatzungszone Berlins führte das Prinzip der stalinistischen Sowjetunion fort.¹⁰⁷

2.8 Keine Arbeit im Westen

Franz Kain beschreibt in seiner Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* die wirtschaftliche Situation der beiden Stadthälften. In seinen Ausführungen versucht die Sowjetunion, den Einwohnerinnen und Einwohnern ihrer Besatzungszone Arbeit zu geben und somit eine Zukunft zu schaffen:

Arbeit für jeden und alles, was jeder zum Leben braucht. Und dazu noch – und das war nicht der geringste Teil der Arbeit – den Menschen auch noch neuen Glauben geben und neue Kraft und die Einsicht, daß der Weg, der jetzt eingeschlagen wurde, der richtige ist.¹⁰⁸

Mit Hilfe der Sowjetunion ist der Osten auf dem richtigen Weg und so kann es eine Zukunft für die Menschen geben.

Der Westen handelt seiner Meinung nach kurzfristig im Hinblick auf die wirtschaftliche Entwicklung.¹⁰⁹ Die Bewohner des Westens gäben immer dem Osten und damit der Sowjetunion Schuld an ihrer misslichen Lage: „*Gäb's im Osten keine Diktatur, dann gäb's im Westen auch keine Arbeitslosigkeit.*“¹¹⁰

Die Sowjetunion bemühte sich nach Kriegsende um einen „wirtschaftlichen Wiederaufbau“¹¹¹. Im Westen hingegen bekommen die jungen Leute keine Arbeit.

Früher hatte sie [Helga] darüber gespottet, daß man im Osten weit mehr alte Weiber auf den Straßen sähe als im Westen. Aber wenn sie jetzt um sich blickte, fühlte sie, daß die Mädchen ihres Alters nur deshalb die Straßen bevölkerten, weil sie keinen Platz in den Ämtern, Büros und Betrieben fanden.¹¹²

Helga Kowalski hat eine Schneiderlehre begonnen, da aber der Osten wirtschaftlich aufgestiegen ist, kann sie die Lehre nicht beenden, da das Geschäft bankrott

¹⁰⁶ Vgl. Kotowski (1990), S. 30-34.

¹⁰⁷ Vgl. Bahr, Christian: Mauerstadt Berlin. Brennpunkt Bernauer Straße. Berlin: Jaron Verlag 2009. S. 8.

¹⁰⁸ Kain (1955), S. 12.

¹⁰⁹ Vgl. ebd. S. 12/13.

¹¹⁰ ebd. S. 39.

¹¹¹ Badstübner/Thomas (1966), S. 55.

¹¹² Kain (1955), S. 76.

gemacht hat. Im Osten besteht keine Nachfrage mehr nach Kleidung aus dem Westen. Die Wirtschaft hat einen Aufschwung erlebt. Auch eine Stelle für eine Lehre als Verkäuferin bekommt sie nicht.¹¹³ Die Begründung hierfür ist: „*Das Ostgeschäft geht ständig zurück, wir können niemand aufnehmen.*“¹¹⁴ Helga Kowalskis Freundin Erna Kramer ist auch arbeitslos. Sie hält sich über Wasser, indem sie die Währung Westdeutschlands, Westmark, in die Währung Ostdeutschlands, Ostmark, wechselt und im Osten einkaufen geht.¹¹⁵

2.9 Eine Stadt – zwei Währungen

Franz Kain weist in *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* auf die Möglichkeit hin, Geld zu verdienen, indem die Westmark in die Ostmark umgetauscht wird. Auf beiden Seiten Berlins herrscht zwar die gleiche Währung, doch nur dem Namen nach. In der DDR verwendet man die Ostmark und im Norden der Bernauer Straße, also in der BDR, gibt es die Westmark.

Wer seine Molle Bier im Schultheißstübl nördlich der Bernauer trinkt, zahlt dafür vierzig Pfennig, wer sie im Schultheißstübl auf der anderen Straßenseite trinkt, zahlt auch vierzig Pfennig. Wer aber von der Nordseite der Straße auf die Südseite geht, kann mit einmal vier Mollen trinken für den Betrag, den er drüben für eine ausgeben muß.¹¹⁶

Heiner Schradow und Helga Kowalski gehen gemeinsam im Osten einkaufen. Allerdings muss Heiner in jedem Geschäft seinen Personalausweis herzeigen. Denn der Besitz der Ostmark reicht nicht aus, um im Osten einkaufen zu können. Durch den Einkauf im Osten verdient Helga aufgrund des Wechselkurses Geld bzw. spart dabei Geld im Vergleich mit einem Einkauf im Westen.¹¹⁷ Nach dem Einkaufen setzen sich Helga und Heiner in die Florida-Eisbar:

Sie setzten sich in die hinterste Ecke. Helga gab Heiner Schradow das Geld zurück, das er für sie ausgelegt hatte, und rief dem Ober zu: „Zwei Cola, zwei Kirsch.“ Während sie das bitter prickelnde Getränk schlürften, fragte Heiner boshaft: „Zwei Cola, zwei Kirsch haben Sie also verdient, weil wir bei uns eingekauft haben?“ Helga lachte: „Sie können nicht gut

¹¹³ Vgl. Kain (1955), S. 22.

¹¹⁴ ebd. S. 22.

¹¹⁵ Vgl. ebd. S. 28.

¹¹⁶ ebd. S. 13.

¹¹⁷ Vgl. ebd. S. 34-36.

rechnen“, sagte sie, „sonst hätten Sie schon spitzbekommen, was ich wirklich verdient habe.“ Kühl und ein wenig geschäftsmäßig fügte sie hinzu: „Ich werde doch nicht Geld zurückgeben!“¹¹⁸

In dieser Szene kennen sich Heiner und Helga noch nicht lange, daher auch noch die Anrede mit Sie. Durch das Wechseln der Mark und den Einkauf im Osten kann Helga Kowalski bereits bei den kleinen Dingen sparen. Dieses Geschäft ist harmlos. Manch einer handelt mit größeren Waren, dadurch kann viel Geld verdient werden, was aber auch gefährlich ist. Denn die Sowjetunion duldet nicht, dass man ihr schadet.

In der Dämmerung der braungetäfelten Wände wurden auch geheimnisvolle Geschäfte ausgehandelt – alle, die nicht auf den ersten Blick von der Tür her gesehen werden wollten, bevorzugten diesen Teil des Lokals.¹¹⁹

Erna Kramer überlegt immer wieder, wie Dieter so viel Geld haben könne. Er hilft ihr immer wieder mit Geld aus und macht ihr Geschenke. Er hat keine Arbeit, sondern lebt von der Arbeitslosenunterstützung. Einmal hat er ihr erklärt, wie viel man durch Schmuggeln verdienen könnte. Dieter beschreibt genau, warum etwas schief laufen könne und welche Möglichkeiten man dann habe:

„Mit einem Photoapparat kann man fünfhundert Emm verdienen“, hatte er ihr einmal erklärt, „aber nicht oft. Entweder wird man selbst oder der Mittelsmann geschnappt. Wer einen so teuren Apparat kauft, wird aufgeschrieben. Fehlt dann bei einer Kontrolle der Apparat – man darf ja nur für den eigenen Bedarf kaufen –, geht der Mann ins Kittchen.“ Während er vor dem Spiegel mit größter Sorgfalt seinen Schlips geknotet hatte, war er noch tiefer in das Problem eingedrungen. „Wird so ein Mittelsmann geschnappt und baut Lampen, dann stehe ich auf der Fahndungsliste der Vopo. Kann man aber nicht mehr hin und her, dann ist man wie ein Blinder. Nur an Ort und Stelle nutzt man alle Chancen, sonst bleibt zuviel bei den anderen hängen.“ Als sie aber wissen wollte, was er denn eigentlich für Geschäfte habe, setzte er ein kaltes Lächeln auf und sagte: „Du weißt, daß ich Alfü beziehe, und damit schlägt man sich eben durch.“¹²⁰

Doch Dieter lässt sich auf zweifelhafte Geschäfte ein und wird verhaftet, da er mit einem Zwischenkurs gehandelt hat.

¹¹⁸ Kain (1955), S. 35-36.

¹¹⁹ ebd. S. 26.

¹²⁰ ebd. S. 45.

„Ein Fabrikant aus der Zone hat ihm zwanzigtausend Emm gebracht. Er hat Zwischenkurs gehandelt“, antwortete Erna, und sie ging mit wankenden Schritten in die Nacht hinein.¹²¹

Franz Kain hat während seines Korrespondentenaufenthaltes einen Artikel zum Thema Schiebung und Wechselkurs geschrieben. In seinem Artikel *Der große Schmarotzer* vom Samstag, den 3. Oktober 1953 beschreibt Franz Kain den Wechselkurs und wie der Westen daran verdient. Eine Westmark ist gleichbedeutend mit dem Wert von fünf Ostmark. Franz Kain bezeichnet den Westen in dieser Hinsicht als Schmarotzer und dass so der Wirtschaft der DDR geschadet werde. Denn, wird nun eine Schreibmaschine oder eine Maschine von der damals berühmten Firma Zeiß geschmuggelt und unter der Hand im Westen teuer verkauft, so würde niemand mehr im Osten diese Geräte kaufen, da diese Ware nun auch im Westen erhältlich ist.

1948 kam es zu einer wirtschaftlichen Krise in Berlin, die sich zum Teil aus den Folgen des Marshallplans ergab.¹²² Es brauchte eine neue Währung in Berlin, denn die zuvor verwendete Reichsmark würde ganz Deutschland in ein wirtschaftliches Chaos stürzen.¹²³ Die Einführung einer neuen Währung war vor allem eine Idee der Amerikaner. Die anderen Westalliierten, Frankreich und Großbritannien, stimmten schließlich zu.¹²⁴ Im Juni 1948 wurden in Berlin zwei Währungen eingeführt: die D-Mark (West) und die D-Mark (Ost). Die Reichsmark wurde wertlos und der ungleiche Wechselkurs führte zu einer Enteignung der Bevölkerung.¹²⁵ Die Währung von Ostberlin wurde bis 1949 als gültig im Westen anerkannt. In Ostberlin galt nur die Ostmark.¹²⁶ Die SED forderte, dass die Währung der sowjetischen Besatzungszone für ganz Berlin gelten sollte, was jedoch abgelehnt wurde.¹²⁷ Die Währungsumstellung ermöglichte eine Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Produktion stieg deutlich an, trotzdem erhöhte sich aber auch die Arbeits-

¹²¹ Kain (1955), S. 92.

¹²² Vgl. Uhl (2009), S. 165.

¹²³ Vgl. Badstübner/Thomas (1966), S. 329.

¹²⁴ Vgl. Uhl (2009), S. 166.

¹²⁵ Vgl. ebd. S. 167.

¹²⁶ Vgl. ebd. S. 168-169.

¹²⁷ Vgl. Badstübner/Thomas (1966), S. 330-332.

losigkeit.¹²⁸ Aufgrund der ungleichen Verhältnisse der Regierungen in Berlin auf West- und Ostseite öffnete sich ein Fenster für einen „Schwindelkurs“¹²⁹.

2.10 Ansichten des Schriftstellers Franz Kain als Journalist

Wie bereits erwähnt, handelt es sich bei *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* um die erste Erzählung von Franz Kain. Doch er war auch als Journalist in Ostberlin selbst sehr aktiv. Da diese Artikel ein genaueres Bild seiner politischen Einstellung und der Situation in Berlin aufzeigen, werden einige im Kontext zu seiner Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* analysiert. Denn diese Erzählung verfasste er in der Zeit seines Aufenthaltes als Korrespondent der zwei bereits genannten Zeitungen in Berlin.

Im Laufe des Lesens der unzähligen Artikel von Franz Kain kristallisierten sich einzelne Themen heraus. Diese Themen wurden bereits im Zusammenhang mit dem geschichtlichen Kontext und der Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* untersucht. Daher werden die Artikel auch nach diesen relevanten Themen geordnet. Es können nicht alle Artikel berücksichtigt werden, denn dies würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Es werden interessante Aspekte herausgegriffen und in den Kontext mit der Erzählung gebracht. Vier Themen gehen Hand in Hand: Aufgrund der besseren wirtschaftlichen Lage im Osten geht die Nachfrage im Westen zurück. Dadurch gibt es weniger Arbeitsplätze im Westen und folglich auch weniger Ausbildungsplätze. Als wesentlicher Punkt scheint auch die Frage nach der Wiederherstellung Deutschlands als eine Einheit, denn es gibt noch keine Mauer in Berlin und die Einwohner des Ostens und des Westens können sich frei in den Besatzungszonen bewegen. Max Kowalski klagt über den Osten, dass dieser dem Westen die Arbeit wegnehme und dass es dort drüben keinen guten Schweinebauch zu essen gäbe. In den Zeitungsartikeln schreibt der Autor vielfach Lobgesänge auf die DDR.¹³⁰

¹²⁸ Vgl. Uhl (2009), S. 167.

¹²⁹ Kain (1955), S. 14.

¹³⁰ Vgl. Kapitel 2.10.4 Hetze gegen die DDR

2.10.1 Ausbildung

Vor allem das Thema der Ausbildung ist in Franz Kains Erzählung wichtig. Helga Kowalski, die gerne eine Lehre absolvieren möchte, kann dies nicht, da es keine Plätze dafür gibt. Auch Erna hält sich über Wasser, indem sie im Osten einkauft und dadurch Geld sparen kann. Dieter Neumann lebt von der Arbeitslosenunterstützung; ob er eine Ausbildung hat, wird in der Erzählung nicht erwähnt.

Franz Kains erster Artikel erscheint am Freitag, den 28. August 1953 unter dem Titel *Wo Jugendarbeitslosigkeit ein Fremdwort ist*. Darin berichtet er, dass Jugendliche aus Österreich die DDR besuchen. Sie sind laut Kain von ihrem Ausflug begeistert, da dort die Jugendlichen Arbeit haben und für ihre Zukunft von staatlicher Seite her gesorgt wird. Diese Ansicht bestätigt Franz Kain auch in seiner Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße*. Heiner Schradow hat eine gesicherte Arbeit und kann sogar etwas Geld sparen. Helga Kowalski hingegen findet im Westen keine Lehrstelle.

In einem anderen Artikel, *Wo der Arbeiter alles werden kann*, vom Samstag, den 24. Oktober 1953 berichtet Franz Kain von der Arbeiter- und Bauernfakultät, die 1950 gegründet worden ist. Hier handelt es sich um eine Art Oberschule, die drei Jahre dauert und in der bereits während der Ausbildungszeit auf einen Fachbereich hingearbeitet wird. So ist es Kindern aus den Bauern- und Arbeiterfamilien möglich, einen Schulabschluss zu bekommen, da sie Stipendien erhalten. Die einzige Voraussetzung ist die Lernbereitschaft und nicht die Standeszugehörigkeit. Bei positivem Abschluss haben die Schülerinnen und Schüler dann auch die Möglichkeit, an einer Universität zu studieren.

2.10.2 Wirtschaft

Besonders betont wird in *Romeo und Julia an der Bernauer Straße*, dass der Osten einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Dadurch verschlechtert sich die Situation im Westen und somit verringert sich auch die Anzahl der Arbeitsplätze.

Ein weiteres Thema ist der Aufschwung der Wirtschaft in der DDR. In seinem Artikel *Wir stellen sofort ein ..., dringend gesucht ...* vom Dienstag, den 29. September 1953 weist Franz Kain daraufhin, dass die DDR nicht daran interessiert ist, bloß möglichst viele Arbeitskräfte in irgendeinem Betrieb unterzubringen. Wichtig für die DDR ist die Gewinnung von notwendigen Arbeitskräften für das System.

Am Montag, den 20. Oktober 1953 erscheint der Artikel *Umfassende Preissenkung in der DDR*. Durch eine Preissenkung zeigt die DDR, so Franz Kain, dass der arbeitende Mensch auch die Früchte seiner Arbeit ernten soll und kann.

Die DDR sorgt nicht nur für ihre Arbeiter, sondern auch für die Kinder und Jugendlichen aus Westdeutschland. Franz Kain berichtet in seinem Artikel *14 Tage Urlaub für einen halben Wochenlohn* am Montag, den 30. August 1954, dass die Arbeiter Ostberlins um nur einen halben Wochenlohn, ca. 30 Mark, nun ihren Urlaub in Gegenden verbringen können, die früher nur für die Reichen erschwinglich waren. Des Weiteren beschreibt er die Ferienaktion für Kinder und Jugendliche der DDR. Auch Kindern und Jugendlichen aus Westdeutschland wird die Fahrt in diese Ferienlager der DDR ermöglicht, wofür die Regierung der DDR 45 Millionen Mark zur Verfügung stellt. Diese Lager werden lernfördernd genutzt. Kinder mit Umweltinteresse können eine Pflanzensammlung für das Institut der Landesforschung anlegen. Weitere Angebote sind: Vogelbeobachtung, Fotografieren mit den neuesten Kameras, Temperaturmessungen verschiedenster Arten für das meteorologische Institut. Auch stehen Fahrräder und Faltboote zur Verfügung.

2.10.3 Wiederherstellung Deutschlands als eine Einheit

In seinem Artikel *Vor dem IV. Parteitag der SED* vom Dienstag, den 30. März 1954, erklärt Franz Kain, wie wichtig dieser Parteitag für die Sicherung des Friedens und der Wiederherstellung Deutschlands sei. Immer wieder ist die DDR hetzerischen Verleumdungen ausgesetzt. Es gibt in der DDR laut dieses Artikels keine Arbeitslosigkeit und die Bauern können sich des Verkaufs ihrer Produkte sicher sein. Der Verfasser betont erneut, dass es Arbeiter in allen Bereichen in der DDR besser haben als in Österreich oder Westdeutschland.

Zwei Tage nach diesem Artikel, am 1. April 1954, wird die Rede von Walter Ulbricht unter dem Titel *Wiedervereinigung Deutschlands ist Sache der Deutschen selbst* abgedruckt. Es wird betont, wie wichtig eine Wiedervereinigung Deutschlands sei und dass dies nur durch die Deutschen selbst geschehen könne. Des Weiteren wird angeführt, dass sich in der DDR bereits Minister aus der Arbeiterklasse zu etablieren beginnen, und Westdeutschland, vor allem dem Bonner Parlament, wird vorgeworfen, dass dort nur Großkapitalisten sitzen.

Am Samstag, den 3. April 1954 erscheint der Artikel *Deutsche und Russen können wie Brüder zusammenleben*. Hier handelt es sich um die Rede des stellvertretenden Ministerpräsidenten Mikojan auf dem SED-Parteitag. Aus dieser Rede fasst Franz Kain folgende Aussagen zusammen: Die Sowjetunion ist an einer Vereinigung Deutschlands interessiert. Die DDR hat sich wirtschaftlich gut entwickelt und wünscht sich dies für ganz Deutschland.

In seinem Artikel, *700.000 Jugendliche trafen sich in Berlin*, am Mittwoch, den 9. Juni 1954 berichtet Franz Kain, dass sich viele Jugendliche zu einer Demonstration in Berlin zusammengefunden haben. Die Jugendlichen bekennen sich „zum Frieden und zur Völkerfreundschaft“¹³¹. Sie wollen eine friedliche Wiedervereinigung Deutschlands. Es sind auch viele Jugendliche aus Westdeutschland darunter gewesen. Die Demonstration ist streng von der Polizei aus dem Westen und von den amerikanischen Militärflugzeugen überwacht worden. Doch die Jugendlichen haben trotzdem ihren Spaß daran gehabt.

In vielen Artikeln betont Franz Kain, dass Ostberlin darum bemüht sei, eine friedliche Wiedervereinigung herbeizuführen, so auch in *Die Arbeiter Europas gegen EVG* vom Dienstag, den 22. Juni 1954. Hier berichtet er von der Aussage des Generalsekretärs des WGB, Saillant, dass die EVG (Europäische Verteidigungsgemeinschaft) einen neuen „Aggressionsherd“¹³² mitten in Europa schaffen würde.

¹³¹ Neue Zeit Linz: Mittwoch, 9. Juni 1954, S. 2.

¹³² Neue Zeit Linz: Dienstag, 22. Juni 1954, S. 1.

2.10.4 Hetze gegen die DDR

Die folgenden Artikel zeigen, dass die DDR laut Franz Kain immer wieder den Verleumdungen des Westens ausgesetzt ist. So stellt Franz Kain in seinem Artikel *Die Technik der großen Lüge* vom Donnerstag, den 29. Oktober 1953 einzelne Fälle dar, die der DDR angeblich schaden sollen. So behauptet ein Mann, dass er von der Volkspolizei misshandelt worden sei, indem er mit Salpetersäure gefoltert wurde. Ein anderer klagt an, dass ihm von sowjetischen Dienststellen ein Auge ausgeschlagen worden sei. Dabei hat er es laut Krankenakte schon während des Krieges eingebüßt. Franz Kain spricht sich gegen die imperialistischen Kriegstreiber aus, die dem arbeitenden Volk mit solchen Lügen nur schaden.

Am Donnerstag, den 11. Februar 1954 erscheint der Artikel *Westjournalisten besuchen ostdeutsche Betriebe*. Franz Kain berichtet, dass es angeblich Unruhen in den Leuna-Werken gegeben habe. Damit sich nun der Westen davon überzeugen kann, dass dies nicht der Fall sei, werden Journalisten in das Werk eingeladen. Die Journalisten haben angeblich Arbeiter aus den Werken zu den Unruhen befragt und auch von ihnen wissen wollen, wo sich denn die Maschinengewehre, die vermutlich der Auslöser für die Unruhen gewesen sind, befänden. Die Arbeiter zeigen daraufhin auf den Meißel in ihren Händen. Der Artikel endet mit folgender Aussage: „Amerikaner dementieren die eigenen Lügen“¹³³.

3 Parallelen und Unterschiede zu William Shakespeare

Nach der geschichtlichen Kontextualisierung der beiden Primärtexte, *Romeo und Julia in Wien* sowie *Romeo und Julia an der Bernauer Straße*, folgt nun die fiktionale Betrachtung in Bezug darauf, in welcher Art diese Texte dem Drama von William Shakespeare nachgeahmt wurden und in welchen Punkten sie sich wesentlich davon unterscheiden. Daher widme ich mich zunächst den unterschiedlichen Arten von Transtextualität. Anschließend gibt es eine Auseinandersetzung mit den Charakteren. Hier stellt sich vor allem die Frage, inwiefern diese verändert werden

¹³³ Neue Zeit Linz: Donnerstag, 11. Februar 1954, S. 2.

beziehungsweise gleich bleiben gegenüber dem Drama von William Shakespeare. Auch die Frage nach dem Raum ist ein wesentlicher Untersuchungsgegenstand.

3.1 Typologie der Transtextualität

Um auf die literaturwissenschaftlichen Grundlagen dieser Arbeit in weiterer Folge genauer eingehen zu können, ist es an dieser Stelle nötig, einige wesentliche Textarten, in denen jeweils die Beziehung von Texten zueinander eine Rolle spielen, zu unterscheiden. Im Wesentlichen beziehe ich mich dabei auf die, von Gérard Genette in seinem Buch *Palimpseste* postulierten fünf Typen transtextueller Beziehungen.¹³⁴ Er ordnet diese nach dem Grad der Zunahme an Abstraktion, Implikation und Globalität. Folgende Textarten werden zunächst genannt, im weiteren Verlauf dieses Kapitels definiert und stellen dann innerhalb dieser Arbeit immer wieder wesentliche Bezüge zu den Texten von William Shakespeare, Milo Dor und Reinhard Federmann und Franz Kain dar:

1. Intertextualität
2. Paratextualität
3. Metatextualität
4. Hypertextualität
5. Architextualität

Die Definitionen dieser Textarten liegen bei Gérard Genette alle sehr nah beieinander.

Intertextualität

Unter Intertextualität versteht man laut Genette die „Kopräsenz zweier oder mehrerer Texte.“¹³⁵ Hierbei handelt es sich in erster Linie um das Zitieren eines Textes in einem anderen. In zweiter Instanz kann damit auch das ‚Plagiat‘ gemeint sein. Damit meint man, im literarischen Sinne zunächst wertfrei, die nicht gekennzeichnete Übernahme von Textteilen. Die dritte Form der Intertextualität wird als ‚Anspielung‘ bezeichnet. Dabei meint der Autor, dass einzelne Elemente des Tex-

¹³⁴ Vgl. Genette, Gérard: *Palimpseste*. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. S. 10.

¹³⁵ ebd. S. 10.

tes in nicht wörtlicher Form auf den neuen Text angewendet werden. Vor allem muss in diesem Falle das Einfügen solcher Anspielungen den Wiedererkennungseffekt des Lesers als Grundlage annehmen. Zumeist ist in diesem Fall auch das Verständnis des Textes andernfalls nicht gegeben. Innerhalb des ersten Typus, den Genette in Anlehnung an Julia Kristeva¹³⁶ von den anderen genannten unterscheidet, gibt es also drei wesentliche Varianten. Um die Prägnanz dieses Begriffes nochmals schärfer zu begrenzen, sei abschließend eine Definition von Michael Riffaterres¹³⁷ zitiert: „Ein Intertext liegt dann vor, wenn der Leser Bezüge zwischen einem Werk und anderen wahrnimmt, die ihm vorhergegangen oder nachgefolgt sind.“¹³⁸

Paratextualität

Wenden wir uns nun dem nächsten Typus zu, den Genette als Paratext bezeichnet. Unter Paratext versteht man alle Texte, die zur Gliederung, zur Erlangung von Informationen dienen und die für den Primärtext selbst zweitrangig sind. In Gero von Wilpert's „Sachlexikon der Literatur“ werden unter anderem folgende Beispiele dafür genannt: „[...] Titel, Untertitel, Klappentext, Waschzettel, Rezensionsauszüge, Autorenvita, Vorwort, Widmung, Motto, Überschriften, Illustrationen [...]“¹³⁹

In Gérard Genettes Buch ‚Paratexte‘ definiert der Verfasser des deutschen Vorwortes, Harald Weinrich, einen Paratext folgendermaßen:

Paratexte, damit sind alle jene Begleittexte gemeint, die einem literarischen Werk auf seinem Weg durch die Öffentlichkeit zur Seite gehen: Titel und Zwischentitel, Vorworte und Nachworte, Widmungen und Motti und natürlich alle Arten von Anmerkungen – schließlich aber auch jene >>Epitexte<< im Umfeld eines literarischen Werkes, mit denen ein Autor, beispielsweise in Form von Selbstanzeigen und Interviews, ein Werk aus seiner Sicht erläutert.¹⁴⁰

Auch Rezensionen sind nach dieser Definition Paratexte, denn sie begleiten den literarischen Text in der Öffentlichkeit. Ebenso handelt es sich bei dem Prätext von

¹³⁶ J. Kristeva, *Séméiotikè*, aris: Seuil, 1969. zitiert in Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp² 1993. S. 10

¹³⁷ Vgl. Genette (1993), S. 11.

¹³⁸ Riffaterre, Michael: *La trace de l'intertexte*. zitiert nach Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp² 1993. S. 11.

¹³⁹ Wilpert von, Gero: *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart: Kröner⁸ 2001. S. 591.

¹⁴⁰ Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001. S. 7.

Franz Kains *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* als Fortsetzungsroman in der *Neuen Zeit Linz*, der die Erzählung einleitet, um einen Paratext.

Metatextualität

Eine weitere Möglichkeit der transtextuellen Analyse zweier Texte stellt die Metatextualität dar. Damit ist gemeint, dass sich ein Text in kommentierender Weise mit einem anderen Text beschäftigt. Dies kann zum Beispiel in Form einer „Einleitung“¹⁴¹ geschehen oder auch in „Publikumsanreden“¹⁴² oder aber auch in „Reflexionen der Figuren oder des fiktiven Erzählers“¹⁴³. Laut dieser Definition könnte es sich bei William Shakespeares Prolog zu seinem Drama um einen Metatext handeln. Der Chor spricht zum Publikum und berichtet über den tragischen Tod der zwei Liebenden und die folgende Versöhnung der Elternhäuser. Auch weist der Chor das Publikum darauf hin, dass dieses Bühnenstück zwei Stunden dauern wird und sie aufmerksam der Tragödie folgen sollen. Genette bezeichnet dies als „die kritische Beziehung par excellence“.¹⁴⁴ Die kritische Auseinandersetzung mit Metatexten, also jenen Kommentaren, die sich in einem Text mit einem anderen auseinandersetzen, kann wiederum laut Genette als Meta-Metatext bezeichnet werden. Meine späteren Überlegungen zur Paratextualität der drei Texte, die in dieser Arbeit untersucht werden, stellen daher ebenfalls – wenn auch nicht im künstlerischen, sondern im wissenschaftlichen Sinn gemeint – eine Art Meta-Metatext dar.

Hypertextualität

Im Gegensatz zum eben charakterisierten dritten Typus der transtextuellen Beschäftigung mit zwei aufeinander bezogenen Texten stellt die Hypertextualität solche Textbeziehungen dar, in denen der spätere Text den des vorher entstandenen Werkes überlagert, ohne ihn aber zu kommentieren. Das später entstandene Werk wird sozusagen vom erstentstandenen abgeleitet. Wie kann nun diese Art des Ableitens strukturiert sein? Laut Genette kann sie „deskriptiver und intellektueller

¹⁴¹ Wilpert (2001), S. 515.

¹⁴² ebd. (2001), S. 515.

¹⁴³ ebd. (2001), S. 515.

¹⁴⁴ Genette (1993), S. 13.

Art“¹⁴⁵ sein. Das kann zum Beispiel zutreffen, wenn in einem Werk ein Metatext vorkommt, der einen anderen Metatext zum Inhalt hat und quasi in Dialog mit ihm tritt. Neben dieser deskriptiven, intellektuellen Spielart kann ein Hypertext aber auch Transformation sein. Das trifft zu, wenn ein Text zwar einen vorherigen nicht direkt in irgendeiner Form inkludiert, aber er ohne ihn nicht sein könnte. Eine mögliche Art der Anwendung wäre zum Beispiel, dass man den Originaltext in irgendeiner Weise umgestaltet und ihm damit einen neuen Sinn verleiht, der mit der ursprünglichen Bedeutung nichts zu tun hat. Der neue Text könnte ohne den ursprünglichen nicht existieren, gibt ihn aber in neuem Geist, vielleicht sogar bezogen auf den Zeitgeist wieder, indem er seine sprachlichen Mittel verändert. Bei Genette wird der Begriff Hypertextualität synonym für den Begriff der Transtextualität verwendet. Ein Text geht aus einem anderen Text durch Imitation oder Veränderung hervor.

Architextualität

Den letzten Typus, den Genette postuliert, bezeichnet er als Architextualität. Die Verbindung zwischen zwei Texten bleibt in diesem Falle unausgesprochen und kann höchstens als Vermerk in Form eines Paratextes, wie er bereits weiter oben in diesem Kapitel besprochen wurde, vorkommen. Zum Beispiel könnte diese unausgesprochene Beziehung zweier Texte durch den Titel, den Untertitel oder die Art bzw. Gattung des Textes zum Ausdruck gebracht werden. Bleibt selbst eine solche direkt sichtbare Beziehung aus, dann deshalb, weil die Verbindung beider Werke so immanent ist, dass sie nicht ausgesprochen werden muss. Das schließt natürlich eine umfassende Bildung der Leserin/des Lesers auf diesem Gebiet ein. Genette stellt aber fest, dass allein das Wissen des Rezipienten um die Gattungszugehörigkeit des Textes, mit welchem er sich beschäftigt, seinen „Erwartungshorizont“¹⁴⁶ beeinflusst und natürlich Assoziationen zu Bekanntem hervorruft.¹⁴⁷

Es folgt nun eine transtextuelle Betrachtung der drei Texte. Es werden nur die Typen der Transtextualität nach Gérard Genette untersucht, die relevant für die Texte sind. Diese Textbetrachtung soll nun einen allgemeinen Überblick über die Ana-

¹⁴⁵ Genette (1993), S. 15.

¹⁴⁶ ebd. S. 14.

¹⁴⁷ Vgl. ebd. S. 14.

lyse geben. Genauer wird auf die einzelnen Punkte in den kommenden Kapiteln eingegangen. Doch sollen zunächst für das genauere Verständnis die wichtigsten textuellen Bezüge innerhalb der drei Texte aufgezeigt werden.

3.1.1 Paratextualität

Noch bevor der Inhalt der beiden Texte *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann und *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain der Leserin/dem Leser bekannt ist, assoziiert man sie, wegen des fast identen Titels, mit dem Drama von William Shakespeare. Die Untertitel – Roman bzw. Erzählung – kennzeichnen die jeweilige Gattung. Auffällig ist hier, dass es sich bei den beiden Texten, die in der Zeit des Kalten Krieges spielen, um Prosatexte handelt, während William Shakespeare seinen Stoff in dramatischer Dialogform darstellt. Es folgen nun Definitionen der jeweiligen Gattungen, denn es macht einen erheblichen Unterschied, ob ein Stoff in Dialogform eines Dramas, in einem Roman der Unterhaltungsliteratur oder in einer Erzählung verarbeitet wird. Gero von Wilpert beschreibt in seinem ‚Sachwörterbuch der Literatur‘ den Begriff der Unterhaltungsliteratur folgendermaßen: Unterhaltungsliteratur zielt bewusst auf „Unterhaltung, Ablenkung, Zerstreuung, Lesevergnügen“¹⁴⁸ ab. Sie will „dem Leseschmack und den Normen, Sichtweisen und Problemen des breiteren Lesepublikums gerecht werden.“¹⁴⁹ Es wird ein „aktuelles Thema“¹⁵⁰ aufgegriffen und es endet nicht immer im „Happy-End des Trivialromans“¹⁵¹, sondern es gibt auch „unglückliche oder tragische Ausgänge“¹⁵².

Milo Dor und Reinhard Federmann greifen in ihrem Roman den Kalten Krieg als aktuelles Thema auf – das Buch erscheint bereits 1954 –, zeichnen die Umriss des kommunistischen Systems scharf nach und verarbeiten das Ganze als Liebesgeschichte zweier Menschen, die jeweils dem anderen Regime angehören. Auch das fehlende Happy End – der tragische Tod von Romeo Wilson und die

¹⁴⁸ Wilpert (2001), S. 862.

¹⁴⁹ ebd. S. 862.

¹⁵⁰ ebd. S. 862.

¹⁵¹ ebd. S. 862.

¹⁵² ebd. S. 862.

Selbstausslieferung von Julia Mischkin – erfüllen die Anforderung der Unterhaltungsliteratur.

Eine Erzählung definiert Gero von Wilpert in seinem *Sachwörterbuch der Literatur* als „allgemein mündliche oder schriftliche Darstellung des Verlaufs von wirklichen oder erdachten Geschehnissen“. Die Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain erfüllt diese Definition. Der Autor wählt ein erdachtes Geschehen an einem realen Ort. Auch die Geschichte könnte real sein, da keine fantastischen Elemente verwendet werden und es sich um reale Menschen mit realen Problemen in einer realen Gesellschaft handelt.

3.1.2 Hypertextualität

Beide Texte, also der Roman *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann sowie die Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain transponieren William Shakespeares Drama in die Zeit des Kalten Krieges, aber sie könnten sehr wohl ohne Vorlage des Dramas verstanden werden und existieren. Freilich stellt sich die Frage, ob die Erzählung oder der Roman in seiner vollen Bedeutung verstanden würde. Milo Dor und Reinhard Federmann haben sich stark an die Vorlage von William Shakespeare gehalten, vor allem in Bezug auf die Namen und die chronologische Abfolge der Handlung. Franz Kain hingegen lehnt sich an Shakespeare nur hinsichtlich des Grundkonflikts an. Er verwendet andere Namen, fügt neue Personen hinzu und lässt andere weg.

Es gibt zwei Arten der Hypertextualität: die Nachahmung und die Transformation. Bei *Romeo und Julia in Wien* handelt es sich aufgrund der vielen Gemeinsamkeiten, dies zeigt sich auf den folgenden Seiten dieser Arbeit, zu *Romeo und Julia* um eine Nachahmung. Im Laufe der folgenden Untersuchung zeigt sich, dass es sich bei *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* eher um eine Transformation handelt.

An wesentlichen Geschehnissen der Handlung von William Shakespeares Drama wird nun gezeigt, inwieweit es Bezüge zu den anderen zwei Texten gibt. Maßgebliche Zitate aus den Texten sollen diese Thesen stützen. Rasch zeigt sich, dass

Milo Dor und Reinhard Federmann sich im Hinblick auf die Ereignisse, die Personen und deren Handlungen sehr genau an William Shakespeare gehalten haben. Die folgenden Punkte sind chronologisch nach William Shakespeares Drama geordnet.

- Bereits im Prolog des Dramas wird darauf hingewiesen, dass es zwei verfeindete Familien gibt und die Handlung tragisch enden wird:

Der Eltern Wüten, immerfort erneut,
Erst in der Kinder Ende fand sein Ziel.¹⁵³

Ebenso erfährt die Leserin/der Leser bei Milo Dor und Reinhard Federmann, dass die Geschichte unglücklich endet, da Hofrat Lorenz am Polizeipräsidium Auskunft über Romeo Wilson geben soll, um so zur Aufklärung beizutragen, wie es zu seinem Tod kommen konnte. Franz Kain hingegen lässt seine Erzählung chronologisch beginnen. Die Leserin/der Leser weiß noch nichts vom Ausgang der Geschichte.

- Damit Romeo Rosalinde wiedersehen kann, überreden ihn seine Freunde Benvolio und Mercutio auf das Fest im Hause der Capulets mitzugehen. Dort lernt er Julia kennen und verschwendet keinen weiteren Gedanken mehr an die zuvor noch angebetete Rosalinde. Der Maskenball findet im Haus der Capulets statt, also auf für ihn feindlichem Gebiet. Romeo Wilson ist traurig über die gelöste Verlobung zu Rosalind und Mark Roberts nimmt ihn mit zur Abschiedsparty von Monsieur Gobineau, einem französischen Kulturoffizier. Dort ist auch Julia Mischkin zugegen. Für beide ist dies ein neutrales Terrain. Keine der zwei verfeindeten Großmächte (USA und UdSSR) ist hier im Vorteil. Der Tanzpalast in der Brunnenstraße, in dem sich Heiner Schradow und Helga Kowalski zum ersten Mal begegnen, befindet sich auf der östlichen Seite Berlins. Das heißt, Helga wagt sich ins Land des Feindes.
- Die Amme Julias unterstützt das Mädchen, wo sie nur kann. Sie übernimmt auch die Übergabe der heimlichen Briefe zwischen Romeo und Julia, so auch die Haushaltshilfe Anni. Ohne es zu hinterfragen, eilt sie mit einem

¹⁵³ Shakespeare, William: Romeo und Julia. Stuttgart: Reclam 2002. S. 4.

Briefchen für Romeo Wilson ins Gasthaus und wartet auf ein Antwortschreiben, bevor sie zu Julia zurückkehrt. Erna Kramer, die von Heiner Schradow nichts hält, würde diese Aufgabe für Helga Kowalski nicht übernehmen.

- Immer wenn Romeo nicht weiter weiß, geht er zu Pater Lorenzo und bittet ihn um Rat und Hilfe. Ähnlich verhält sich dies bei Romeo Wilson und Hofrat Lorenz. Dieser versucht, das junge Liebespaar zu unterstützen, wo er nur kann, und ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Bei Franz Kain fehlt diese Figur, Heiner und Helga haben niemanden, dem oder der sie sich anvertrauen könnten. Sie müssen versuchen, ihre Probleme alleine zu lösen.
- Aufgrund der Gewaltbereitschaft von Tybalt und auch seinem tiefsten inneren Wunsch, die Familienfehde endlich für sich zu entscheiden, kommt es zwischen ihm und Mercutio zum Kampf. Dieser endet für Mercutio tödlich und Romeo ermordet Tybalt blind vor Wut. Auch Major Tubaljaw fordert Mark Roberts zu einer Art Kampf heraus. Provoziert von Marks Sprüchen, schlägt Major Tubaljaw auf ihn ein und erschießt ihn dann. In diesem Moment betritt Romeo Wilson den Ort des Geschehens. Im Kampf gegen den Major bekommt er dessen Pistole zu fassen und schießt im Affekt. Franz Kain verwendet das Stilmittel der Gewalt in seiner Erzählung nicht um die Handlung voranzutreiben und somit kommt es auch zu keinem Kampf der jungen Generation.
- Nach dem Mord an Tybalt muss Romeo sich verstecken. Er verbringt mit Julia eine gemeinsame Nacht. Als sie aufwachen, muss er gehen, denn es ist bereits Morgen:

3. Aufzug/5. Szene¹⁵⁴

JULIA. Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.

Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,

Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;

¹⁵⁴ Shakespeare (2002), S. 71.

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall.

ROMEO. Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höhn;
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.

Romeo Wilson erschießt Major Tubaljow im ersten Bezirk Wiens, wo in diesem Monat die Sowjetunion die Befehlsgewalt innehat. Nach einer gemeinsamen Nacht mit Julia Mischkin muss er weg:

Er machte eine impulsive Bewegung. Sie erwachte. „Horch!“ sagte er schnell. „Romeo?“ fragte sie schlaftrunken. „Hörst du? Die Straßenbahn.“ Sie stützte sich auf einen Ellbogen und hielt den Atem an. „Das ist keine Straßenbahn“, flüsterte sie. „Es ist noch nicht so spät.“ „O ja, es fängt schon an zu dämmern.“ „Das war ein Auto“, sagte sie. „Ich muß weg, Julia.“¹⁵⁵

Franz Kain erwähnt keine gemeinsame Nacht der beiden Liebenden.

- Romeo muss nach der Ermordung von Tybalt nach Mantua fliehen und hofft, dass bald Gras über die Sache gewachsen ist. So verhält es sich auch im Roman von Milo Dor und Reinhard Federmann. Romeo Wilson flieht zu einem Freund von Hofrat Lorenz in die Steiermark und wartet auf weitere Anweisungen von ihm. In der Erzählung von Franz Kain muss Heiner Schradow nicht fliehen, denn er hat kein Verbrechen verübt.
- Julia, die noch nicht einmal vierzehn Jahre alt ist, ist verzweifelt aufgrund der nahen Hochzeit mit dem Grafen Paris. Pater Lorenzo hilft ihr, ihren Tod vorzutäuschen. Julia Mischkin soll zurück nach Moskau versetzt werden. In ihrer Panik wendet sie sich an Hofrat Lorenz, der ihr rät ihren Selbstmord vorzutäuschen:

¹⁵⁵ Dor/Federmann (1954), S. 169-170.

„Sie gehen jetzt nach Hause. Nein. Nicht nötig, das machen wir hier. Sie schreiben einen Abschiedsbrief. Sie schreiben, daß Sie freiwillig aus dem Leben scheiden – wegen Ihrer Abberufung – wegen dieses Todesfalls – wegen der ganzen unhaltbaren Situation, wir werden das schon formulieren. Dann gehen Sie nach Hause und hinterlegen den Brief. Und dann fahren Sie an die Donau, zu irgendeiner Brücke. Zur Floridsdorfer Brücke meinetwegen, und dort lassen Sie Ihre Handtasche mit Ihren Dokumenten am Geländer liegen. Diese Papiere hier stecken Sie hinein und Ihren Ausweis. Das und der Abschiedsbrief: da muß man annehmen, daß Sie ins Wasser gegangen sind!“ „Und dann?“ fragte sie atemlos. „Dann kommen Sie sofort zu mir zurück. Ich gebe Ihnen einen Schlüssel mit, damit Sie nicht läuten müssen. Niemand muß Sie sehen. Morgen früh bringe ich Sie zum Südbahnhof, Sie fahren mit dem ersten Zug zu Romeo. Und Ihren Eltern wird man nichts tun – man kann Ihre Eltern nicht zur Verantwortung ziehen, wenn Sie Selbstmord begangen haben!“¹⁵⁶

Helga Kowalski in Franz Kains Erzählung ist nicht verzweifelt. Sie soll nicht verheiratet werden, noch würde sie ihrem Regierungssystem den Rücken kehren, wenn sie sich mit Heiner Schradow einlässt.

- In einem Brief möchte Pater Lorenzo Romeo erklären, dass Julia nur zum Schein tot ist, um die Hochzeit mit dem Grafen Paris hinauszuzögern. Da gerade die Pest herrscht, schafft es der Bote nicht, den Brief nach Mantua zu bringen. Romeo erfährt durch seinen Diener vom Tod Julias. Ähnlich greifen dieses Thema Milo Dor und Reinhard Federmann auf. Doch der Brief über Julia Mischkins vorgetäuschten Selbstmord erreicht Romeo Wilson nicht rechtzeitig, da die Post den Brief übersehen hat und zu spät abschickt. Er erfährt von ihrem Tod über das Radio:

Er [Romeo Wilson] stellte den Wiener Sender ein und wartete auf die Zehn-Uhr-Nachrichten. Zuerst hörte er, wie es in Indochina stand, dann hörte er von den Vorbereitungen zur Asienkonferenz der Großmächte in Genf, dann hörte er von Einbrüchen und Bränden und dann hörte er, daß eine Mitarbeiterin der TASS, Julia Mischkin, aus ihrer Wohnung in Wien IV nach Hinterlassung eines Abschiedsbriefes abgängig sei, daß man auf einer Brücke eine Handtasche mit ihren Dokumen-

¹⁵⁶ Dor/Federmann (1954), S. 186/187.

ten gefunden habe, und daß die TASS-Mitarbeiterin vermutlich in die Donau gesprungen sei; die Suche nach ihrer Leiche habe man bereits aufgenommen.¹⁵⁷

- Erschüttert vom Tod Julias eilt Romeo nach Verona und nimmt einen Gifttrank an ihrer Seite ein. Romeo Wilson fährt mit dem Auto nach Wien. Da er es nicht erträgt, ohne Julia zu sein rast, er mit dem Auto in die Tiefe.

Er wußte nicht, wann er den Gashebel so tief heruntergedrückt hatte, er spürte nur, daß es nicht weiterging; er sah, wie die Bäume auf ihn zurasten und dann die Kurve, und dann spürte er, wie er sich mit seinem Wagen in die Luft erhob. Er flog und er fühlte sich leicht, und es war ihm, als würde es niemals aufhören.¹⁵⁸

- Als Julia erwacht, kann sie nicht glauben, dass Romeo nun tot ist und ersticht sich mit seinem Dolch, um für immer bei ihm zu sein. Julia Mischkin sitzt verstört bei Hofrat Lorenz. Sie will ihren Ohren nicht trauen, als er ihr vom Tod Romeos erzählt. Für sie gibt es nun nur eine Lösung. Sie geht zurück in die Sowjetunion. Franz Kain weicht mit seiner Erzählung auch hier von William Shakespeare ab, bei ihm gibt es keine Selbstmorde.
- Die Familien Montague und Capulet sind erschüttert über das Blutvergießen in ihren Reihen, vor allem, da es nun ihre eigenen Kinder getroffen hat. Sie reichen sich über deren Gräber die Hände zur Versöhnung.

CAPULET. O Bruder Montague, gib mir die Hand:

Das ist das Leibgedinge meiner Tochter,

Denn mehr kann ich nicht fordern.¹⁵⁹

Solch ein Ende findet sich in *Romeo und Julia in Wien* nicht, handelt es sich hier ja nicht um zwei Familien, sondern vielmehr um verfeindete Großmächte. Ob es eine Versöhnung zwischen Paul Schradow und Max Kowalski gibt, bleibt bei Franz Kain offen.

¹⁵⁷ ebd. S. 197/198.

¹⁵⁸ Dor/Federmann (1954), S. 213.

¹⁵⁹ Shakespeare (2002), S. 111.

3.1.3 Architextualität

Wesentlich für diese Arbeit ist die Betrachtung der Texte in Hinsicht auf die Architextualität. Die Titel der verschiedenen Texte lassen sofort auf William Shakespeares Drama schließen: *Romeo und Julia in Wien* – es wird sich vermutlich um eine tragische Liebesgeschichte handeln, die in Wien spielt. – *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* – auch hier wird eine Liebesgeschichte beschrieben, die in Berlin, genauer gesagt an der Bernauer Straße, spielt. Es lassen sich Verbindungen zwischen den verschiedenen Texten herstellen, ohne dass die Autoren explizit auf eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Original von William Shakespeare hinweisen. Es gibt keine zusätzlichen Titel, die dies postulieren. Hingegen wecken die Untertitel – Drama, Roman, Erzählung – einen Erwartungshorizont der Leserin oder des Lesers, nämlich eine Assoziation zu William Shakespeares Drama. Bei Shakespeares Kontrahenten handelt es sich um zwei Familien. Wer die Fehde begonnen hat, weiß keiner mehr, auch der Streitpunkt ist unklar. Milo Dor und Reinhard Federmann stellen anstatt der zwei Familien zwei Länder – USA und UdSSR – einander gegenüber. Der Konflikt zieht hier weitere Kreise und kann nicht einfach mit einem Handschlag über dem Grab einer Angehörigen/eines Angehörigen des jeweiligen Landes enden. Franz Kain hält sich in diesem Fall mehr an das Drama von William Shakespeare, indem er die zwei Väter der Liebenden als Konfliktpartner wählt. Zusätzlich vertritt jeder der Väter eine Partei, eine Seite, eine Regierung. Bei den Charakteren erkennt man bei *Romeo und Julia in Wien* sofort Gemeinsamkeiten zu William Shakespeare. Die zwei Autoren gaben ihren Figuren sehr ähnliche Namen: Romeo – Romeo Wilson, Julia – Julia Mischkin, Mercutio – Mark Roberts, Tybalt – Major Tubaljow, Amme – Haushaltshilfe Anni, Pater Lorenzo – Hofrat Lorenz. Auch die Reihenfolge der Ereignisse ist bei Milo Dor und Reinhard Federmann sehr ähnlich wie bei William Shakespeare.

3.2 Übertragung und Nachahmung von William Shakespeares Drama

Alan Hager beschreibt in seinem Buch *Understanding Romeo and Juliet* vier wesentliche Eigenschaften von William Shakespeares *Romeo und Julia*. Diese tref-

fen zum Teil auch auf die zwei zu untersuchenden Texte zu. In mancher Hinsicht unterscheiden sie sich aber bereits im Vorfeld von William Shakespeares Drama:

1) Die klassische Liebesgeschichte

A clock-like machine, William Shakespeare's *Romeo and Juliet* (1595) has four separate movements. First, there is the famous love story of two strong-willed and wilful – not simply “star-crossed” (pro. 6) – lovers that ends in two separate suicides in an urban cemetery.¹⁶⁰

Alan Hager spricht von der Liebesgeschichte zwischen zwei willensstarken, nicht nur vom Schicksal entzweiten Liebenden, die durch zwei getrennte Selbstmorde auf einem Stadtfriedhof endet.

In beiden Texten spielt ebenfalls das Schicksal eine tragische Rolle: insbesondere, weil es sich bei Romeo Wilson und Julia Mischkin um Mitglieder zweier völlig unterschiedlicher Welten und Kulturen handelt; so wie auch bei Heiner Schradow und Helga Kowalski, die fast in zwei verschiedenen Ländern aufwachsen. Die politischen Auffassungen ihrer Väter sind zugleich ähnlich und doch vollkommen unterschiedlich. In *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann passiert nur zum Teil (Die Leserin/der Leser bekommt keine Informationen über Julia Mischkin am Ende.) der getrennte Selbstmord, nicht aber am selben Ort. Romeo Wilson glaubt, dass Julia Mischkin tot sei und rast mit dem Auto in die Tiefe. Julia liefert sich selbst daraufhin der Sowjetunion aus, was nach Einschätzung von Hofrat Lorenz einem Selbstmord gleichkommt. Allerdings sterben sie nicht nebeneinander wie in William Shakespeares Drama. Franz Kain hingegen lässt sein Liebespaar von den Familien fortgehen. Seine Erzählung endet also mehr oder weniger mit einem Happy End:

„Was sollen wir jetzt tun?“ fragte Helga. „Gehen wir“, sagte Heiner Schradow nur. Sie traten, noch unschlüssig, auf die Straße hinaus. Da legte Heiner Schradow seinen Arm fest um die Schultern des Mädchens, und jetzt überquerten sie langsam, doch ohne Zögern in südlicher Richtung den Damm.¹⁶¹

¹⁶⁰ Hager, Alan: *Understanding Romeo and Juliet. A Student Casebook to Issues, Sources, and Historical Documents*. London: Greenwood Press 1999. S. 1.

¹⁶¹ Kain (1955), S. 94/95.

Die Mütter geben ihren Kindern eine Chance wegzugehen, alles hinter sich zu lassen und ein neues Leben zu zweit zu beginnen.

2) Lange Feindschaft und zweifelhafter Friede

Second, there is the continuing vendetta, or violent rivalry, between two families in the relatively unpoliced streets of that same urban center. This civil disturbance in Verona concludes abruptly with an ambiguous peace after only about five days.¹⁶²

Alan Hager meint, dass eine andauernde Fehde zwischen zwei Familien in einem relativ unbewachten Teil derselben Stadt herrscht. Dieser bürgerliche Aufruhr in Verona endet plötzlich in einem zweifelhaften Frieden nach nur ungefähr fünf Tagen.

In *Romeo und Julia in Wien* stehen die USA und die UdSSR im Konflikt miteinander und versuchen ständig, dem anderen gegenüber einen Vorteil zu erringen. Wien als besetzte Stadt ist sehr wohl bewacht und den strengen Augen von Major Tubaljow entgeht kaum etwas von Julia Mischkins Handlungen. Der Major setzt ihr sehr zu, da sie sich mit Romeo Wilson trifft, und er bedroht sie deshalb. Der psychische Druck geht hauptsächlich von der sowjetischen Seite aus. Romeo Wilson bekommt seitens der USA keine Probleme wegen seiner Verbindung zur russischen Journalistin. In William Shakespeares Drama beträgt die gespielte Zeit – von der Liebe auf den ersten Blick bis zum Selbstmord der Protagonisten – in etwa fünf Tage. Auch bei Milo Dor und Reinhard Federmann dauert die Handlung der Geschehnisse in etwa fünf Tage, da die Geschichte zeitlich betrachtet in der Karwoche spielt. Die Feindschaft zwischen den USA und der UdSSR verwandelt sich aber nach dem Tod der Protagonisten nicht in ein friedliches Miteinander. Auch in *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain herrscht ständige Feindschaft zwischen Max Kowalski und Paul Schradow. Die Väter verbieten ihren Kindern, Heiner und Helga, einander zu treffen. Es gibt keine Kämpfe auf den Straßen wie in William Shakespeares *Romeo und Julia*. Überwacht werden

¹⁶² Hager, Alan: *Understanding Romeo and Juliet. A Student Casebook to Issues, Sources, and Historical Documents*. London: Greenwood Press 1999. S. 1.

die zwei Liebenden von ihren Vätern, nicht aber von der Regierung: Seit Max Kowalski weiß, dass sich seine Tochter mit dem Sohn von Paul Schradow trifft, lässt er sie nicht mehr aus dem Haus. Sie muss sich heimlich hinausschleichen, um Heiner zu sehen. Auch den Augen der Bürger beider Seiten, die nur durch eine Straße voneinander getrennt sind, entgeht es nicht, dass sich die zwei gefunden haben. Bei Franz Kain gibt es im Gegensatz zu William Shakespeare keinen Selbstmord. Es findet sich dennoch eine Art Frieden: Wie bereits erwähnt, verlassen Heiner und Helga die Bernauer Straße. Ihre Mütter gehen gemeinsam zum Polizeipräsidium am Alexander Platz auf der Ostseite Berlins. Ob nun der Streit zwischen Paul Schradow und Max Kowalski endet, bleibt offen.

Da kroch eine kalte Wut in Maxe Kowalskis Gehirn. Jetzt hatte er zum Schaden auch noch den Spott; daß er die Göre nicht fest in die Hand nehmen konnte, war also schon in aller Munde. Und verbissener denn je, führte er sein ganzes Unglück auf Paul Schradow zurück [...] Er sah den Mann der andren Straßenseite, um den er gerungen hatte Tag und Nacht, viele Jahre lang, leibhaftig vor sich, zum Greifen nahe. Dieses Gefühl trieb die letzten guten Gedanken aus ihm heraus. Ehe ihn jemand hindern konnte, griff er blitzschnell nach dem massiven Bierglas und schlug damit auf Paule Schradow ein, der sofort zusammenbrach.¹⁶³

Die zwei Väter der Protagonisten treffen sich zufällig in derselben Kneipe und da dort viele Leute sind, stehen sie beim Biertrinken nebeneinander. Schon lange können sie sich nicht mehr leiden, die Jahre ihrer Freundschaft sind längst vorüber und sie haben nur Sticheleien füreinander übrig. Wenn im Westen die Wirtschaft abfällt, dann hat in Kowalskis Augen nicht die Sowjetunion Schuld daran, sondern Paul Schradow, der für ihn den personifizierten Osten darstellt. Vielleicht hätte ihr Gespräch am Tisch wieder zu einer Versöhnung oder zumindest Teilversöhnung führen können, hätten sich da nicht Bekannte im Vorbeigehen über sie lustig gemacht, sie Schwiegerväter genannt und Kritik an der Erziehung der Tochter geübt. In diesem Moment sieht Kowalski rot, hat er doch schon viele Verluste einstecken müssen – der Sohn ist aus dem Krieg nicht heimgekehrt, vermutlich verliert er selbst bald seine Arbeit. – und schlägt zu. Als Max Kowalski jedoch sieht, was er angerichtet hat, lässt er sich bereitwillig von der Polizei abführen. Er ist einsichtig. Die Leserin/der Leser erfährt nicht, ob Paul Schradow wieder gesund wird, ob er

¹⁶³ Kain (1955), S. 90/91.

Schäden von diesem Angriff davongetragen hat und wie die Polizei über die Zukunft von Max Kowalski entscheidet. Schließlich kommt Max Kowalski aus dem Westen und hat einen Arbeiter der Ostseite Berlins im Osten niedergeschlagen.

3) Das Gestaltprinzip der Gegensätze

“Third, there is a continual emphasis on paradox, contrariety, or yoked opposites.”¹⁶⁴ Alan Hager spricht von einer kontinuierlichen Betonung des Paradoxen, der Polarität oder der unvereinbaren Gegensätze bei William Shakespeare.

Dieser Punkt ist bei William Shakespeare nicht sofort ersichtlich, darum gibt es hierzu eine kurze Erläuterung. Gleich zu Beginn, in der ersten Szene des ersten Aufzugs, gibt es einen Kampf zwischen Angehörigen der Capulets und der Montagues. Noch in derselben Szene spricht Romeo von seiner Liebe zu einer Frau, die er nicht erreichen kann. Innerhalb einer Szene wechseln die Emotionen von Hass zu Liebe. Pater Lorenzo meint, dass sich selbst etwas Gutes in etwas Schlechtes wandeln könne, wenn es falsch durchgeführt wird, aber genauso kann auch etwas Schlechtes zu Gutem werden.

Dies zeigt sich auch bei Milo Dor und Reinhard Federmann. Romeo Wilson und Julia Mischkin stammen aus zwei unterschiedlichen Welten. Zwei verschiedene Kulturen treffen aufeinander, die gegensätzlicher nicht sein könnten. So versteht Romeo Wilson zunächst nicht, warum Julia Mischkin ihn nicht einfach heiraten und mit ihm fortgehen kann. Nach und nach erkennt er, welche Konsequenzen ihr Handeln für sie haben könnte. Auch Franz Kain gestaltet die Gegnerschaft zwischen Paul Schradow (Osten) und Max Kowalski (Westen) sehr markant, was sich auch in den Dialogen von Heiner und Helga bemerkbar macht, wie zum Beispiel, wenn sie gemeinsam einkaufen gehen. Helga Kowalski kauft alle Lebensmittel im Osten und füllt Mehl, Zucker, etc. in westliche Verpackungen, die sie bereits vorher gesammelt hat. Auch das Gemüse und Leckerbissen wie den Schweinebauch kauft sie dort. Ihr Vater weiß dies nicht und meint während des Verzehrs des Schweinebauches: „Jetzt ist da drüben wieder mal eine Fleischknappheit, hab ich

¹⁶⁴ Hager, Alan: Understanding Romeo and Juliet. A Student Casebook to Issues, Sources, and Historical Documents. London: Greenwood Press 1999. S. 1.

auf Arbeit gehört. Nicht einmal Schweinebauch gibt's. Es kann nicht mehr lange dauern, bis sie ganz fertig sind.“¹⁶⁵ Obwohl er ständig über den Osten und die Zustände dort schimpft, kauft er sich dennoch dort sein Bier.

4) Tempo und Menschenbild der Tragödie

Fourth, there is terrible and tragic rush in action, speech, and spectacle in the drama; a continual gallop to satisfy sexual desire, bloodlust, and, oddly, delivery of notions of man and existence as paradoxical.¹⁶⁶

Alan Hager meint, dass sich eine tragische Beschleunigung in Handlung, Sprache und sich überstürzende Ereignisse im Drama, ein kontinuierlicher Galopp zur Befriedigung des sexuellen Begehrens, des Blutdurstes und eigenartigerweise der Vermittlung der grundlegenden Bedeutung des Menschseins und der Existenz als Paradoxe finden.

Milo Dor und Reinhard Federmann halten sich sehr genau an das Original von William Shakespeare, wie auch die spätere Untersuchung der Charaktere zeigen wird. So stirbt Mark Roberts, der beste Freund von Romeo Wilson, in einem Handgemenge mit Major Tubaljow. Dieser wiederum wird aus Notwehr von Romeo Wilson erschossen. Der einzigen Person, der klar wird, was ein Menschenleben bedeutet und was es heißt, wenn jemand stirbt, ist vermutlich Hofrat Lorenz und in Folge davon der Polizeipräsident Prohaska. Die Begründung für diese Annahme findet sich in dem Kapitel über die neutrale Person. Die USA lassen den Todesfall zwar untersuchen, aber vermutlich bewegt er sie nicht sehr. Gewalttätig erscheint Major Tubaljow, der die Haushaltshilfe Anni fest am Arm packt, bis sie ihm alle Informationen preisgibt, der sich blutrünstig auf den unschuldigen Mark Roberts stürzt und der in seinen Fantasien Julia Mischkin würgt. Schwieriger wird es bei der Erzählung von Franz Kain, denn in dieser stirbt keine der erwähnten Personen. Allerdings wird die zwielichtige Person, Dieter Neumann, verhaftet und Max Kowalski schlägt auf Paul Schradow ein. Die Gewalt ist bei Franz Kain nicht

¹⁶⁵ Kain (1955), S. 37.

¹⁶⁶ Hager, Alan: Understanding Romeo and Juliet. A Student Casebook to Issues, Sources, and Historical Documents. London: Greenwood Press 1999. S. 1.

vordergründig und wesentlich für den Fortgang der Handlung. Das Glück ihrer Kinder ist den beiden Müttern wichtig. Daher wollen sie am Ende der Erzählung nicht, dass diese in die Probleme der beiden Väter hineingezogen werden.

Die Wahl des Beginns der Erzählung und die Art und Weise des Voranschreitens der Handlung unterscheiden sich ebenfalls bei den drei Texten. Der Roman *Romeo und Julia in Wien* beginnt mit dem Schluss, bzw. erfährt die Leserin/der Leser im Rückblick bereits den Ausgang der Geschichte. Hofrat Lorenz wird bei der Polizei vorgeladen, um seine Aussage zu dem tragischen Tod von Romeo Wilson zu machen. Die Polizei möchte wissen, ob es sich wirklich um Selbstmord gehandelt habe oder ob es ein tragischer Unfall gewesen sei. Polizeirat Prohaska, der ihn dazu befragt, ist von der amerikanischen Militärpolizei beauftragt worden, in diesem Fall nachzuforschen. Das erste und das letzte Kapitel bilden mit dem Gespräch zwischen Polizeirat Prohaska und Hofrat Lorenz den Rahmen des Romans. Hier bekommt die Leserin/der Leser die Informationen von Hofrat Lorenz als personalem Erzähler. Er beschreibt Prohaska die Beziehung zwischen Rosalind und Romeo Wilson, sowie zu seinem besten Freund Mark Roberts. Die Handlung selbst wird dann chronologisch durch einen auktorialen Erzähler geschildert. Man erfährt auch Details und bekommt Beschreibungen von Situationen, die Hofrat Lorenz nicht wissen kann, da er nicht anwesend gewesen ist oder sonst irgendeine Art der Informationsquelle gehabt hat. Als Beispiel seien hier die zahlreichen Kapitel bezüglich Major Tubaljow oder auch Oberst Kapulowski angeführt, sowie über Julias Arbeitsplatz oder ihre Treffen mit Romeo. Wesentlich erscheint in diesem Roman auch, dass es genaue Beschreibungen der Personen betreffend ihrer Kleidung, ihrer Reaktionen und ihrer Handlungen gibt. Auch die Umgebung wird detailliert beschrieben. Bei *Romeo und Julia* von William Shakespeare gibt es zwar Ortsangaben am Beginn der einzelnen Szenen und auch Angaben darüber, welche Personen beteiligt sind, kaum jedoch Hinweise zu ihrer Kleidung sowie Beschreibungen der einzelnen Räumlichkeiten oder Plätze.

Bei *Romeo und Julia* von William Shakespeare erfährt die Leserin/der Leser durch den einführenden Prolog, dass die Familien der beiden Liebenden verfeindet sind und dass diese Liebe ein böses Ende nehmen wird. In der Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* von Franz Kain wird die Geschichte chronologisch

erzählt – vom Kennenlernen der Liebenden bis zum Fortgang von der Familie. Der Erzähler ist ein auktorialer Erzähler, der über alles Bescheid weiß.

Das Drama *Romeo und Julia* von William Shakespeare ist in fünf Aufzüge gegliedert und diese wiederum in einzelne Szenen. Zudem gibt es auch zwei Prologe. Zählt man die einzelnen Szenen und die Prologe zusammen, so erhält man 26 Abschnitte. *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann ist als Prosatext abgefasst und in 27 Kapitel unterteilt, wobei das erste Kapitel einen Prolog und das letzte Kapitel einen Epilog darstellt. Interessant ist nun, wie die einzelnen Szenen Veronas in das Wien des Kalten Krieges übertragen werden. Franz Kain unterteilt seine Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* in 20 Kapitel, die nur mit römischen Ziffern benannt sind. Diese Erzählung wird 1956 auch als Fortsetzungsroman in der Zeitung ‚Neue Zeit Linz‘ abgedruckt. Dort wird die Erzählung eingeleitet, ähnlich wie bei einem Klappentext.

Es gibt kaum etwas widersinnigeres [sic!] als eine Stadt, die durch eine Grenze in zwei Teile zerrissen ist. Wenn dann noch in beiden Teilen der Stadt verschiedene wirtschaftliche und politische Systeme herrschen, dann wird eine solche Grenze zu einer blutenden Wunde, die mitten durch Straßen und Häuser, mitten durch Geister und Herzen führt, Berlin ist heute noch immer eine solche Stadt. Und die Probleme, die sich daraus ergeben, belasten sowohl den Osten als auch den Westen, schüren Feindschaft und Haß, reißen Klüfte zwischen Familien auf, die früher freundschaftlich verbunden waren und begünstigen zwielichte [sic!] Elemente hüben und drüben. Die Erzählung „Romeo und Julia an der Bernauerstraße“, die unser Redakteur Franz Kain während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der deutschen Hauptstadt geschrieben hat und die im Aufbauverlag in Berlin erschienen ist, greift mitten hinein in das Leben der geteilten Stadt, mitten hinein in das Leben an der Sektorengrenze, die durch ein Arbeiterviertel läuft. Aber so hoch sich auch die Mauern des Hasses und der Gegnerschaft auftürmen, die Liebe zweier junger Menschen erweist sich stärker als die Härte und Voreingenommenheit der verfeindeten Väter. Der Autor hat versucht, das alte klassische Thema der Liebe von Kindern, deren Eltern in bitterer Feindschaft leben, aus dem Blickwinkel der geteilten Stadt Berlin zu behandeln. Wenn die Liebenden in dieser Erzählung nicht wie in ihrem klassischen Vorbild zugrundegehen, sondern allen Widerständen zum Trotz zueinanderfinden, so ist dies zugleich auch ein Symbol dafür, daß unnatürliche Gegensätze nicht endgültig sein können. Daß die Liebenden sich finden, gibt trotz aller Tragik die Hoffnung, daß auch die Gegensätze der Väter nicht unüberwindbar sind.¹⁶⁷

¹⁶⁷ Neue Zeit Linz: Samstag, 20. Juni 1956, Am Wochenende.

Diese Einleitung weist ähnlich wie der Prolog in *Romeo und Julia* auf die Schwierigkeiten hin, aber auch darauf, dass es Hoffnung gibt. Das Ende des Konflikts wird nicht verraten, also der Fortgang der zwei Liebenden bzw. die körperliche Auseinandersetzung der zwei Väter oder aber auch der Zusammenhalt der Mütter bleibt geheim. Es wird nochmals die Teilung einer Stadt betont und dass in beiden Teilen eine andere Regierung herrscht. Dieser Paratext leitet die Handlung ein und ruft eine gewisse Leseerwartung hervor. Der Prolog bei William Shakespeare benennt das Ende direkt:

Zwei Häuser in Verona, würdevoll,
Wohin als Szene unser Spiel euch bannt,
Erwecken neuen Streit aus altem Groll,
Und Bürgerblut befleckt die Bürgerhand.
Aus beider Feinde unheilvollem Schoß
Entspringt ein Liebespaar, unsternbedroht,
Und es begräbt – ein jämmerliches Los –
Der Väter lang gehegten Streit ihr Tod.¹⁶⁸

3.3 Personencharakteristik und deren Wandlung innerhalb der drei Texte

In diesem Kapitel erfolgt nun die Charakteristik der wesentlichen Personen, die in den drei Texten vorkommen. Zudem werden die Gemeinsamkeiten und vor allem die Unterschiede im Hinblick auf William Shakespeare aufgezeigt. Wesentlich ist hier die Transformation der einzelnen Figuren. Die Figuren Romeo und Julia verändern sich in allen drei stofflichen Bearbeitungen während der Handlung. Diese Veränderungen wirken sowohl von innen als auch von außen auf sie selbst ein. Der innere Faktor entsteht durch das Gefühl des Verliebtseins. Plötzlich sind ein anderer Mensch und dessen Bedürfnisse wichtiger als man selbst. Die äußeren Faktoren bilden die Personen rund um die Protagonisten, die sie mit ihren Handlungen und Meinungen beeinflussen. Vor allem werden die Protagonisten durch gewisse Ereignisse gezwungen, wider ihre Persönlichkeit zu handeln.

¹⁶⁸ Shakespeare (2002), S. 4.

3.3.1 Romeo/Romeo Wilson/Heiner Schradow

Die Liebenden lernen einander kennen

In William Shakespeares Drama handelt es sich bei Romeo um einen ehrenwerten Mann, der nicht zur Gewalt neigt. Er versucht, Kämpfe zu umgehen. Zu Beginn des Stückes ist er hoffnungslos in eine junge Frau namens Rosalinde verliebt. Krank vor Liebe durchwandert er die Nächte. Seine Eltern sind um ihn besorgt und hoffen, dass Benvolio, sein Cousin und Freund, ihm helfen kann. Benvolio nimmt ihn mit zu einem Fest der Capulets, denn dort soll auch Rosalinde zu Gast sein. Am Fest begegnet ihm aber nicht Rosalinde, sondern Romeo erblickt erstmals das Antlitz von Julia und verliebt sich sofort in sie. Schnell hat Romeo Rosalinde vergessen und nur noch Augen für Julia. Diese nimmt nun den Platz von Rosalinde in seinem Herzen ein. Ähnlich ergeht es der Figur des Romeo auch bei Milo Dor und Reinhard Federmann. Romeo Wilson ist mit Rosalind verlobt. Sie wartet ständig darauf, dass er sein Leben endlich in den Griff bekommt und sesshaft wird. Einen anständigen Mann wollte sie aus ihm machen. Doch Romeo stellt sich die Zukunft anders vor. Er lebt von einem Tag auf den anderen und liebt es, unterwegs zu sein. Das Leben in einem kleinstädtischen Einfamilienhaus mit Garten entspricht nicht seiner Idealvorstellung, weshalb er auch keinen Beruf mit besseren finanziellen Aussichten anstrebt. Rosalind hingegen möchte Romeo bevormunden, bemuttert ihn und kann seine Freunde nicht ausstehen. Sie will, dass er endlich erwachsen wird, nach Hause kommt und mit ihr Pläne schmiedet. Da er dazu nicht bereit zu sein scheint, teilt sie ihm mit, dass sie den Heiratsantrag eines Anwaltes angenommen habe. Romeo Wilson ist am Boden zerstört, da er mit seinem bisherigen Leben zufrieden gewesen ist. Er hat gedacht, dass sie auch glücklich mit dieser Art von Beziehung sei. Da überredet ihn sein Freund Mark, mit ihm auf die Abschiedsfeier eines französischen Kulturoffiziers zu gehen, um sich von Rosalind abzulenken. Dort begegnet ihm Julia Mischkin. Auch hier erlebt man Romeo wie bei William Shakespeare als Frauenheld, der scheinbar nicht alleine sein kann und eine Frau an seiner Seite braucht.

In *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* hat Heiner keine Freundin, bevor er Helga kennenlernt. Er besucht alleine den Tanzpalast. Helga geht gemeinsam mit ihrer Freundin Erna und ihrem Freund Dieter dorthin. Heiner verliebt sich auf den

ersten Blick in Helga und bewundert ihre anmutigen Bewegungen. Sie schwebt wie eine Feder über das Tanzparkett. Anders als bei William Shakespeare versucht er, sich nicht durch ihr Antlitz von einer anderen Frau abzulenken bzw. sich von einer gescheiterten Liebschaft zu erholen. Heiners Herz schlägt von Anfang an nur für seine Helga. Er geht unbelastet in diese Beziehung.

Erstes Gespräch und Enttarnung

Shakespeares Romeo trifft auf Julia, verliebt sich in sie und küsst sie an diesem Abend zweimal. Als ihre Mutter nach ihr rufen lässt und sie verschwindet, erfährt Romeo durch die Wärterin, Julias Amme, dass es sich bei Julia um eine Capulet handelt.

WÄRTERIN. Ei nun, Junker,
Das ist die gnäd'ge Frau vom Hause hier,
Gar eine wackre Frau, und klug und ehrsam.
Die Tochter, die Ihr sprach, hab ich gesäugt.
Ich sag Euch, wer sie habhaft werden kann,
Ist wohl gebettet.
ROMEO. Sie eine Capulet? O teurer Preis! mein Leben
Ist meinem Feind als Schuld dahingegeben.¹⁶⁹

Romeo erhält diese Information also nicht aus erster Hand, sondern durch eine dritte Person. Milo Dor und Reinhard Federmann kosten diese Szene ein wenig mehr aus und lassen die zwei Protagonisten sich nicht nur küssen, sondern auch von den Lippen des jeweiligen anderen schwärmen. Julia Mischkin und Romeo Wilson sind beide unfreiwillig auf dieser Feier. Sie wurden beide dazu überredet. Julia bedauert, dass keine Musik gespielt wird, sie wäre schon mit Klaviermusik von Chopin, Tschaikowsky oder Schubert zufrieden. Nach einem abendlichen Spaziergang essen sie in einem Gasthaus:

„Ja, ich arbeite für die TASS.“ „Für wen?“ fragte Romeo verständnislos. „Für die TASS. Telegraphenagentur der Sowjetunion. Warum?“ „Nichts, ich habe nur so...“ Er ergriff eine

¹⁶⁹ Shakespeare (2002), S. 28.

Streichholzschachtel, die vor ihm auf dem Tisch lag, und begann damit zu spielen. Nach einer Weile fragte sie mit einer kleinen Stimme: „Sind Sie Franzose?“ „Nein“, sagte Romeo und sah sie an. Ihre braunen Augen blickten ängstlich zu ihm auf, und ihr Mund stand ein bißchen offen, so als würde sie sich nicht trauen einzuatmen. „Ich bin Amerikaner. Ich arbeite für die New York Tide.“¹⁷⁰

Bei Franz Kain kommt es beim ersten gemeinsamen Tanz zu einem Gespräch:

„Sind Sie oft hier, Fräulein Helga?“ fragte er [Heiner] mit der übertriebenen, etwas steifen Höflichkeit eines Zwanzigjährigen. „Immer wenn mich meine Freundin mitnimmt“, sagte sie und fügte mit einem herausfordernden Lächeln hinzu: „Allein darf ich ja nicht, ich bin noch nicht fünfundzwanzig.“ Sie wartete einen Augenblick auf seine Antwort und fragte dann schnell: „Oder haben Sie geglaubt?“ „Eigentlich“, scherzte Heiner, „habe ich Sie für eine kleine Witwe gehalten.“¹⁷¹

Glücklich nach dem gemeinsamen Tanz verabschiedeten sich die beiden in der Bernauer Straße und teilen einander ihre Namen mit:

„Wie heißen Sie eigentlich?“ „Schradow, gnädiges Fräulein“, sagte er, ärgerlich über dieses Verhör, „Heiner Schradow.“ Als er aber sah, daß das Mädchen noch bleicher wurde, durchfuhr ihn ein Schreck. „Und Sie heißen Kowalski?“ fragte er in einem Ton, dem anzuhören war, wie gern er ein Nein zur Antwort bekommen hätte. Aber das Mädchen machte sich nur hastig von ihm los und nickte.¹⁷²

Sowohl bei William Shakespeare als auch bei Milo Dor und Reinhard Federmann spielt die Politik im Gespräch der beiden Protagonisten keine so bedeutende Rolle wie bei Franz Kain. Julia Mischkin fürchtet sich zwar vor den Konsequenzen, die mit der Verbindung zu einem Amerikaner einhergehen würden, aber die beiden diskutieren nicht über Politik. Es sickert vielmehr durch, dass Julia Mischkin aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur sowjetischen Regierung einige Regeln beachten muss. Heiner Schradow in *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* möchte nichts mit der Politik zu tun haben. Er engagiert sich bei keiner Partei, obwohl er in demselben Werk wie sein Vater, der sehr politisch engagiert ist, arbeitet. Allerdings, wenn einer seiner Arbeitskollegen schlecht über den Osten spricht, wo doch

¹⁷⁰ Dor/Federmann (1954), S. 48.

¹⁷¹ Kain (1955), S. 18.

¹⁷² ebd. S. 19.

alle aus dem Osten stammen, ärgert ihn das und er bietet demjenigen Parole:
*„Aber recht ist's euch im Osten, ihr Ostsektoraner!“*¹⁷³

Auch spielt das Thema Politik immer wieder eine wichtige Rolle in den Gesprächen zwischen Heiner Schradow und Helga Kowalski. Wobei beide dieselben Phrasen und Meinungen über den Westen und den Osten wie ihre Väter verwenden:

„Was ihr euch einbildet“, sagte er dann, „wenn's bei euch so gut wäre, dann würdet ihr euch doch nicht die Hacken abrennen, um bei uns einzukaufen!“ „Was geht's uns an, wenn euer Geld nichts wert ist“, gab sie zurück. Am Ende solcher Zänkereien fiel oft das Wort: „Genauso stell ich mir den alten Kowalski vor!“ „Und ich mir den sturen Paul Schradow“, war ihre Antwort, und dann lachten beide. Schon wieder im Scherz nannte er sie einen „Spitzbauch“, und sie ihn eine „Ost-Wühlmaus“, und dabei stießen sie sich in die Rippen.¹⁷⁴

Im Gegensatz zu den Texten von William Shakespeare, Milo Dor und Reinhard hat Heiner Schradow bei Franz Kain keinen Mercutio oder Mark Roberts als besten Freund an seiner Seite. Er kann sich mit niemandem austauschen oder ihn um Rat fragen, weil er sich in ein Mädchen aus dem Westen verliebt hat. Heiner Schradow muss alleine mit seinen Problemen klarkommen und sich gegen seinen Vater behaupten.

3.3.2 Julia/Julia Mischkin/Helga Kowalski

Wesentlich erscheint hier, dass die Figur der Julia in jedem Text eine andere Position einnimmt. So ist das junge, nicht einmal vierzehnjährige Mädchen bei William Shakespeare ein zartes Wesen, das von den Eltern mit einem für sie fremden Mann verheiratet werden soll.

GRÄFIN CAPULET. Gut, denke jetzt dran; jünger noch als du
Sind angesehne Fraun hier in Verona
Schon Mütter worden. Ist mir recht, so war
Ich, deine Mutter, in demselben Alter,

¹⁷³ Kain (1955), S. 31.

¹⁷⁴ ebd. S. 61.

Wo du noch ein Mädchen bist. Mit einem Wort:

Der junge Paris wirbt um deine Hand.¹⁷⁵

Julia Mischkin in *Romeo und Julia in Wien* ist eine junge Frau, die den Gesetzen des sowjetischen Systems gehorchen muss. Denn jede ihrer Handlungen gegen das System könnte bittere Konsequenzen für sie und ihre Familie in Russland haben. Helga Schradow in der Erzählung von Franz Kain hingegen ist ein resolutes Mädchen, das weiß, was es will. Als sie Heiner Schradow kennenlernt, freut sie sich, jemanden gefunden zu haben, der für sie im Osten Lebensmittel einkauft. Des Weiteren wagt sie es trotzdem, schlecht über den Osten zu reden, und beginnt immer wieder mit Heiner zu streiten, auch wenn es bloß scherzhaft ist. Während bei William Shakespeare die Jugend mit Waffen kämpft, passiert es hier wesentlich kultivierter und humaner mit Wortgefechten. Zu Beginn ist man sich als Leserin/Leser darüber nicht im Klaren.

Das Mädchen blieb vor jeder Gemüsehandlung stehen und musterte die Ware. „Da hab ich gestern weit schöneren Blumenkohl gesehen“, sagte sie, und Heiner Schradow wunderte sich, wie genau sie Läden hier kannte. „Es ist ja jetzt schon besser geworden bei euch“, fügte sie herablassend hinzu, „aber dieser Blumenkohl...“ „Hat’s im Westen weniger geregnet als im Osten?“ fragte er spitz. „Hat der Blumenkohl bei euch keine Flecke dieses Jahr?“¹⁷⁶

Sowohl bei William Shakespeare als auch bei *Romeo und Julia in Wien* hat Julia eine Freundin, eine neutrale Person, die nicht urteilt und der sie alles anvertrauen kann. Bei Shakespeare handelt es sich um die Amme Julias, die sie aufwachsen sieht und an dem Mädchen hängt, als wäre es ihr eigenes Kind. Milo Dor und Reinhard Federmann gestalten nach diesem Abbild die Haushaltshilfe Anni, die das Fräulein Mischkin erst kennenlernt, als sie von Russland nach Wien gekommen ist. Anni hat die junge Frau bereits sehr ins Herz geschlossen, da diese beim Putzen auch mithilft und ihr Trinkgeld zusteckt. Sie erledigt für Julia Mischkin auch den geheimen Briefverkehr zu Romeo Wilson. Weil Helga und Erna Kramer viel Zeit miteinander verbringen und auch fast miteinander verschwägert sind, könnte Erna ihre Vertraute sein. Erna Kramer hätte Helgas Bruder heiraten sollen, aber er ist aus dem Krieg nicht mehr zurückgekehrt. Dennoch ist sie jederzeit im Haus der

¹⁷⁵ Shakespeare (2002), S. 18/19.

¹⁷⁶ Kain (1955), S. 34.

Kowalskis willkommen. Helga kann sich ihr nicht anvertrauen oder auf ihre Unterstützung hoffen, wenn sie ihr von Heiner erzählt. Erna versucht ihr viel mehr Heiner Schradow auszureden und meint, dass er ihr nur Probleme bringen würde und sie mit so einem Mann keine Zukunft hätte. Aber vor allem beneidet sie Helga, da ihr die Männer nachblicken.

„Der hat doch keinen Zaster, was willst du denn?“ sagte Erna Kramer, als sie erfuhr, daß Helga einen Burschen von der anderen Straßenseite kennengelernt hatte. „Dazu noch aus dem Osten!“ fuhr sie geringschätzig fort. „Willst du eine Aufbauschicht mitmachen?“ Sie lachte aus vollem Halse.¹⁷⁷

Letztlich kann Erna Kramer der Rolle als Vertrauter nicht gerecht werden. Weder die Amme Julias in William Shakespeares Drama noch die Haushaltshilfe Anni bei Milo Dor und Reinhard Federmann sprechen schlecht über Romeo. Sie freuen sich, dass Julia glücklich verliebt ist und unterstützen sie.

3.3.3 Darstellung der beiden Seiten: Montagues, Capulets/ USA, UdSSR/ Schradow, Kowalski

Vorab für dieses Kapitel steht eine Tabelle, die Aufschluss über die wesentlichsten Charaktere der drei Texte gibt und zeigt, wer zu welcher Seite gehört.

Montagues	Capulets	USA	UdSSR	Schradow (Osten)	Kowalski (Westen)
Romeo Mercutio Benvolio	Julia Tybalt Amme	Romeo Wilson Mark Roberts	Julia Mischkin Major Tubaljow Oberst Kapulowski Haushaltshilfe Anni	Heiner Paul Mutter	Helga Max Mutter Erna Kramer Dieter Neumann

Hier erscheint nun die Konstellation der Verhältnisse der einzelnen Familien beziehungsweise Länder zueinander wesentlich. Des Weiteren stellt sich die Frage,

¹⁷⁷ Kain (1955), S. 50.

ob von den verschiedenen Autoren indirekt oder direkt eine Seite bevorzugt wird. Mit welchen Charakteren soll die Leserin /der Leser sympathisieren? Durch welche Figuren wird die jeweilige Seite dargestellt und in welches Licht gerückt? Inwieweit fühlen sich die beiden Liebenden ihren Familien, ihren Ländern zugehörig und verpflichtet? Einige dieser Fragen wurden zum Teil bereits beantwortet. In diesem Kapitel geschieht dies nun nicht im Hinblick auf den historischen Kontext, sondern in der Beziehung der beiden Seiten zueinander. Es handelt sich hier also um eine textimmanente Betrachtung. Die Schwierigkeit hierbei liegt in der Wahl der Gegenspieler durch die Autoren. Bei William Shakespeare sind es zwei verfeindete Familien, die durch die Streitigkeiten der jüngeren Generation auf den Straßen und in der Öffentlichkeit für Unruhe sorgen und vom Prinzen wieder zur Ordnung gerufen werden müssen. Diese Situation ist bei den beiden anderen Texten nicht gegeben. Milo Dor und Reinhard Federmann wählen zwei verfeindete Länder, die sich während des Zweiten Weltkrieges verbünden, um den Frieden in Europa wiederherzustellen. Doch sobald dieses gemeinsame Ziel erreicht ist, treten die Gegensätze der Ideologien wieder in den Vordergrund und der Machtkampf entbrennt erneut. Franz Kain hingegen schafft eine Mischung aus beidem: Er stellt zwei Familien, Kowalski und Schradow, einander gegenüber, aber gleichzeitig sind diese Familien auch Vertreter für West- und Ostdeutschland. Sie repräsentieren jeweils ihre Besatzungszone und deren Eigenheiten. Ebenso scheint der Ursprung des Konfliktes zwischen den sich gegenüberstehenden Seiten von großer Bedeutung zu sein. Im Original von William Shakespeare wird die Leserin/der Leser vor vollendete Tatsachen gestellt. Die zwei Familien sind miteinander verfeindet. Den Grund dafür kennt niemand. Vermutlich kann sich niemand mehr erinnern, wie die Fehde begonnen hat. Diese Information ist auch nicht wichtig, denn am Ende reichen sich die Familien über dem Grab ihrer Kinder die Hände. In den Texten von Milo Dor, Reinhard Federmann und Franz Kain wird erklärt, warum sich die beiden Seiten gegenseitig nicht über den Weg trauen. Es gibt eine plausible für die Leserin/den Leser nachvollziehbare Begründung. Daher wäre vermutlich ein ähnlicher Ausgang der Geschichte wie bei William Shakespeare nicht von Interesse beziehungsweise würde die Leserin/den Leser nicht wachrütteln. Es wäre doch unlogisch, wenn sich die USA und die UdSSR aufgrund der Liebesgeschichte der zwei Journalisten auf einmal versöhnen und alle Differenzen, die die

beiden Länder je miteinander hatten, über Bord werfen würden. Ebenso ergäbe es keinen Sinn, wenn Franz Kain sein Liebespaar nicht davongehen ließe, sondern Heiner und Helga ihre Mütter auf das Polizeipräsidium begleiten würden und dort gemeinsam mit den Vätern die Hochzeit planen. Hier soll bewiesen werden, wie wichtig es ist, den Effekt, den der Ausgang einer Handlung auf die Leserschaft erzielt, im Blickfeld zu behalten. In den zwei Texten, die zur Zeit des Kalten Krieges spielen, gibt es keine Versöhnung der beiden Seiten oder bleibt, wie bei Franz Kain, offen. Es hätte in dieser Zeit auch keine Versöhnung geben können. Auch wenn Österreich ein Jahr nach dem Erscheinen von *Romeo und Julia in Wien* (1954) von Milo Dor und Reinhard Federmann ein freier Staat wurde, änderte dies nichts an der Beziehung zwischen den USA und der Sowjetunion. Auch beim Erscheinen von *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* (1955) von Franz Kain kann man nicht von einer Verbesserung der Situation in Europa oder gar in Deutschland sprechen. Das Gegenteil war der Fall, denn vor allem in Berlin verschlechtert sich die Situation mit dem Beginn des Mauerbaus 1961 erheblich. Durch das offene Ende bei Franz Kain kann sich die Leserin/der Leser selbst ein ihr/ihm genehmes Bild machen: Der Schluss kann als Happy End betrachtet oder so gedeutet werden, dass die beiden Liebenden durch ihr Fortgehen den Problemen an der Bernauer Straße den Rücken kehren. Der Ursprung des Konfliktes zwischen Paul Schradow und Max Kowalski wird immer wieder zum Thema, wenn Franz Kain einen von ihnen in seiner Erzählung zu Wort kommen lässt. Beide schimpfen über die jeweilige andere Seite der Bernauer Straße. Doch in der Vergangenheit haben sie beide der SPD angehört und in derselben Fabrik gearbeitet. Als sich die SPD und die KP im Osten zur SED zusammengeschlossen haben, hat Paul Schradow die Partei gewechselt und ist aus der Fabrik geworfen worden. Noch immer macht er Max Kowalski dafür verantwortlich, da dieser damals im Betriebsrat gewesen ist. Paul Schradow hat ihm dies nie verzeihen können und erlaubt nun auch Heiner nicht, mit einer Kowalski beisammen zu sein. Hinzu kommt, dass es, wie in der Erzählung von Franz Kain beschrieben, zu dieser Zeit dem Osten wirtschaftlich betrachtet besser geht als dem Westen. Max Kowalski ist wütend auf Paul Schradow, weil dieser für die Sowjetunion arbeitet und deren Betriebe ihn seine Arbeit kosten könnten.

Die Charaktere Romeo und Julia wurden bereits gegenübergestellt. Wesentlich in diesem Zusammenhang erscheinen noch ihre Familienzugehörigkeit sowie die damit einhergehende Rücksichtnahme auf Familie und Heimat. Wie bereits gezeigt, erfüllt Julia Mischkin ihre Pflichten gehorsam. Sie hinterfragt weder das sowjetische System noch ihre Tätigkeit als Übersetzerin. Des Weiteren stellt Julia Mischkin die Bedürfnisse ihres Landes über die eigenen. Sie geht ins Theater, wenn sie dazu eingeladen wird. Selbst äußert sie aber nie einen Wunsch. Auch lebt sie in der Wohnung, die ihr von ihrer Arbeitsstelle zugeteilt wurde, und sehnt sich nicht nach einem durch eigene Kraft geschaffenen Heim. Als sie Romeo Wilson kennenlernt, versucht sie sich von ihm fernzuhalten. Dies gelingt ihr nicht und das stellt vermutlich ihren ersten und einzigen Verstoß gegen das sowjetische System dar. Ihr Ehrgefühl gegenüber dem eigenen Land steht über allem, denn sonst würde sie die Möglichkeit nützen und mit Romeo Wilson von Anfang an weglaufen. Doch sie tut es nicht und daher ist der Effekt der Erschütterung über diesen Ausgang ebenso gegeben wie bei William Shakespeares Original. Auch aufgrund der Leichtlebigkeit von Romeo Wilson und wegen seines Erscheinens bei der Abschiedsfeier eines französischen Kulturoffiziers, das zunächst nur den Zweck erfüllt, seine Verlobte Rosalind zu vergessen, dominiert die Sympathie zu Julia Mischkin, nicht aber zum sowjetischen System. Sie ist ein Opfer, denn sie ist die Einzige, die mit Konsequenzen wegen der Verbindung zu einem Amerikaner rechnen muss, und sie ist es auch, die von Major Tubaljow in dieser Hinsicht bedroht und verfolgt wird. Auch die Figur der Julia von William Shakespeare ist ein Opfer. Ein noch nicht vierzehnjähriges Mädchen, das verheiratet werden soll und sich in den ersten jungen Mann verliebt, der ihr schöne Augen macht. Sie soll sich dem Willen ihrer Eltern beugen, so wie Julia Mischkin den Gesetzen der sowjetischen Besatzung in Österreich Folge leisten muss. Es wird nicht erwähnt, dass Romeo Montague ähnlich wie Julia Capulet von den Eltern gezwungen wird zu heiraten. Beide Darstellungen der Julia können nicht frei handeln und Entscheidungen treffen wie die des Romeo. Sie sind die Opfer der Handlung. Franz Kain gestaltet, wie bereits im Kapitel davor erwähnt, seine Figur der Julia als ein resolute, junges Mädchen, das weiß, was es will. Heiner Schadow erduldet ihre Überheblichkeit gegenüber dem Osten, doch äußert er sich provokant gegenüber ihren Sticheleien. Dies wird auch in den gemeinsamen Einkaufsszenen deutlich. Doch

wirkt er ruhiger als sie und beschwert sich nicht. Heiner erledigt seine Arbeit und möchte sich eine Zukunft aufbauen. Franz Kain haucht der Figur Heiner wesentlich mehr Sympathie ein.

Man kann nicht behaupten, dass William Shakespeare in seinem Drama *Romeo und Julia* eine Seite bevorzugt. Bei ihm stehen hauptsächlich das Liebespaar, ihre Zuneigung zueinander und ihre Verzweiflung im Mittelpunkt. Bei Milo Dor und Reinhard Federmann hingegen wird die Bevorzugung bzw. Ablehnung einer Seite durch die Charakterisierung einzelner Personen der jeweils anderen Seite ersichtlich. Das trifft zum Beispiel auf die Person des Major Tubaljows zu. Bereits zu Beginn des Romans *Romeo und Julia in Wien* wird er auf der Abschiedsfeier, wo sich Romeo Wilson und Julia Mischkin kennenlernen, mit folgenden Worten beschrieben:

Dann sah er [Mark Roberts] den vierschrötigen Kerl mit dem dichten braunen Haar und der niedrigen Stirn auf sich zukommen. Er hatte schon früher bemerkt, daß der Mann Romeo und das Mädchen finster und aufmerksam beobachtet hatte. „Wer ist der Herr“, fragte der Vierschrötige, „der mit diesem Fräulein gerade hinausgeht?“ „Warum fragen Sie? Wer sind Sie?“ Der andere straffte sich, machte eine leichte Verbeugung und sagte böse: „Major Tubaljow, Korrespondent der TASS.“¹⁷⁸

Auf eine genauere Charakterisierung von Major Tubaljow wird erst im nächsten Kapitel eingegangen. Dieses Zitat zeigt jedoch, dass der Major vom auktorialen Erzähler bereits von Anfang an in ein gewisses Licht gerückt wird.

3.3.4 Tybalt/Major Tubaljow

In William Shakespeares Drama ist Tybalt Julias Cousin und ein sehr kampflustiger Mensch. Bereits im ersten Aufzug/erste Szene fordert er Benvolio zu einem Kampf heraus und so beginnt die erste Unruhe, die die gesamte Stadt in Aufruhr bringen wird. Er wünscht keine Beschwichtigung, sondern will den Streit endgültig für sich und sein Haus entscheiden. Beim Fest der Capulets erkennt er Romeo an seiner Stimme. Die Maske, die Romeo trägt, kann Tybalt nicht darüber hinweg täuschen, dass es sich bei ihm um einen Montague handelt. Erzürnt über die

¹⁷⁸ Dor/Federmann, S. 44/45.

Dreistigkeit Romeos wünscht er sich, jener möge sofort das Haus verlassen. Im dritten Aufzug/erste Szene fordert Tybalt Romeo zum Kampf heraus. Doch dieser will keinen Streit. Er ist nun bereits seit einer Stunde mit Tybalt verschwägert und daher den Capulets gegenüber wohlgesonnen. Aus diesem Grund kämpft Mercutio an seiner Stelle. Romeo bittet Benvolio um Hilfe. Er soll Frieden zwischen den beiden erwirken. Dieser Versuch misslingt und Mercutio wird im Kampf schwer verletzt. Als dieser an seiner Wunde schließlich stirbt, wird Romeo von Rachegefühlen übermannt und ficht mit Tybalt. Dieser stirbt durch Romeos Hand. Das heißt, dass die Gewalt bei William Shakespeare hauptsächlich von Tybalt ausgeht und Romeo und seine Freunde dazu gezwungen werden, sich darauf einzulassen. So auch bei Milo Dor und Reinhard Federmann: Die unbeherrschte Wut von Major Tubaljow ist die Ursache für den Tod Mark Roberts. Das erst führt zur Auseinandersetzung, die Tubaljow das Leben kostet.

Major Tubaljow ähnelt also der Person des Tybalts. Auch bei ihm handelt es sich um eine gewaltbereite Person, die Opfer seines eigenen Temperaments wird. Sein Ehrgefühl und seine Hörigkeit gegenüber dem sowjetischen System machen ihn blind für menschliche Bedürfnisse. Er selbst scheint Gefühle für Julia Mischkin zu hegen und der Gedanke, dass sie eine Vaterlandsverräterin sei und zum Feind überlaufen könnte, macht ihn rasend:

Plötzlich entdeckte er in sich ein so starkes Haßgefühl gegen sie, daß er sie hätte erwürgen können, wenn sie jetzt ins Zimmer getreten wäre. Er sah sie vor sich, wie sie blaß wurde und zu röcheln anfang, und da konnte er nicht fester zudrücken. Er ließ ihren Hals los und fiel auf die Knie, um sie um Verzeihung zu bitten, für alles, auch für seine Verdächtigungen. Aber sie kam ja gar nicht zurück, sie dachte gar nicht an ihn, sie war mit diesem anderen!¹⁷⁹

In *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* könnte Dieter Neumann den Platz dieser Figur einnehmen. Es handelt sich bei ihm um einen Menschen, der ohne Arbeit dennoch genügend Geld zur Verfügung hat, weil er sich offenbar an zwielichtigen Geschäften beteiligt. Genauer erfahren die Leserin/der Leser nicht. Dieter Neumann sitzt mit anderen Männern in einer dunklen Ecke des Tanzpalastes. Was dort geredet oder gehandelt wird, beschreibt Franz Kain nicht. Er deutet nur

¹⁷⁹ Dor/Federmann (1954), S. 103.

an. Auch ist Dieters Interesse an Helga Kowalski zum Leidwesen von Erna Kramer, die hofft, dass er sie doch noch als Freundin will, groß.

Im stockfinsteren Hausflur riß er sie [Helga] an sich. Die ersten Küsse erwiderte sie halb widerstrebend und halb hingegeben. Sie fühlte ihr Herz bis zum Hals herauf klopfen und versuchte sich frei zu machen. Aber Dieter Neumann hielt sie fest umklammert und drängte sie gegen das Stieggeländer.¹⁸⁰

Dieter Neumann ist aber kein gewalttätiger Mensch, zumindest gibt es keine Szene in der Erzählung, die dies belegen würde. Er arbeitet heimlich im Untergrund als Schieber und nur wenige Informationen werden der Leserin/dem Leser darüber gegeben. Auch ob er wahre Gefühle für Helga Kowalski hegt oder ob sie ihm nur gefällt, weil sie jung und lebensfroh ist, erfährt man nicht. Festgehalten sei hier, dass er den Osten, finanziell betrachtet, hintergeht und dies folgenschwere Konsequenzen haben wird. Seine Person ist in der Handlung im Gegensatz zu Tybalt oder Major Tubaljow ohne Bedrohung und für das Voranschreiten der Beziehung zwischen Helga und Heiner sowie der Handlung unbedeutend. Wenn es diese Figur nicht gäbe, dann würde jedoch das in dieser Zeit wesentliche Thema der Schmugglergeschäfte, der Handel mit dem Zwischenkurs, nicht verarbeitet werden. Seine Person gibt Aufschluss darüber. Denn Franz Kain hat dieses Thema für einen seiner Zeitungsartikel genau recherchiert.

Abschließend zu diesem Kapitel sei festgehalten, dass der Person des Majors im Roman wesentlich mehr Szenen zugestanden werden als Tybalt bei Shakespeare oder Dieter Neumann bei Franz Kain. So spielt Major Tubaljow eine bedeutende Rolle für das Voranschreiten der Handlung. Einzelne Kurzkapitel geben Aufschluss über sein Innenleben und seinen Zwiespalt zwischen Hörigkeit und Gefühl für Julia Mischkin: Sollte er sie nun bei Oberst Kapulowski verraten oder nicht? Auch sein letzter Auftritt im Gasthaus „Zur Weintraube“ am Michaelerplatz zeigt, dass er handelt, bevor er nachdenkt, und dadurch zum Opfer seiner eigenen Wut wird. Betrunken wankt er auf Mark Roberts zu:

„Wo ist Ihr Freund?“ fragte er heiser. „Ich habe viele Freunde. Keine Ahnung, wen Sie meinen.“ „Ich meine Mister Wilson, das wissen Sie ganz genau.“ Mark sah ihn an. Er sah die

¹⁸⁰ Kain (1955), S. 58.

geschwollenen Stirnadern und das Zittern in den Fäusten, die die Stuhllehne umklammerten.¹⁸¹

3.3.5 Neutrale Figuren

In William Shakespeares Drama *Romeo und Julia* handelt es sich bei Pater Lorenzo um eine neutrale Figur. Er ist nur der Kirche und seinem Glauben verpflichtet. Jeder kommt zu ihm, um die Beichte abzulegen, zu heiraten, Trost zu finden. Keine der beiden Familien, Montague und Capulet, haben ihren eigenen Geistlichen, zumindest wird dies bei William Shakespeare nicht erwähnt, sonst würde sich Romeo vermutlich nicht an ihn wenden. Er ist unvoreingenommen, weshalb auch Romeo bei ihm Rat sucht. Pater Lorenzo vermählt die beiden Liebenden und in der Hoffnung, dass sich die zwei Familien endlich vertragen, hilft er ihnen, wo er nur kann. Romeo fragt also nicht seinen Vater um Rat, wenn er nicht weiter weiß, sondern wendet sich an Pater Lorenzo. So verhält es sich auch in *Romeo und Julia in Wien* von Milo Dor und Reinhard Federmann mit Hofrat Lorenz. Er sieht Romeo Wilson als eine Art Sohnersatz. Er unterstützt ihn, seit dieser nach Wien gekommen ist. Vor allem gehört Hofrat Lorenz weder dem amerikanischen noch dem sowjetischen System an. In welcher Besatzungszone er lebt, wird nicht erwähnt. Die neutrale Position von Pater Lorenzo oder von Hofrat Lorenz fehlt bei Franz Kain. Es gibt keine Person, der sich die Liebenden anvertrauen könnten und die ihnen hilft, einen Ausweg, eine Lösung für ihr Dilemma zu finden. Vielleicht entsprechen die Frauen der beiden Kontrahenten, also die Mutter von Heiner Schradow und die Mutter von Helga Kowalski, am ehesten der Vorstellung von neutralen Personen. Sie mischen sich in die politischen Konflikte der Väter nicht ein und versuchen ihre Ehemänner zu besänftigen.

Frau Schradow und Frau Kowalski litten unter der rechthaberischen Halsstarrigkeit ihrer Männer. Früher hatten sie nach dem Einholen oft zusammen gesessen, ein Malzbier und einen Kirsch getrunken, dies und das erzählt und wohl auch über die Untugenden ihrer Männer geklagt. Um des lieben Friedens willen mußte das alles aufhören.¹⁸²

¹⁸¹ Dor/Federmann (1954), S. 150.

¹⁸² Kain (1955), S. 23.

Am Ende von *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* nehmen nun endlich die beiden Frauen das Heft des Handelns in die Hand und lassen die Kinder ziehen, damit sie die Chance haben, sich ein Leben fern ab der West- und Ostkonflikte aufzubauen.

„Er hat einen niedergeschlagen“, fuhr Mutter Kowalski stockend fort, und als sie leise hinzufügte: „Den Paule Schradow“, standen Heiner und Helga wie vom Blitz getroffen. Sie vermied es, Heiner Schradow anzusehen, und sagte, während sie schon auf die Straße hinaustrat: „Und jetzt geh ich zum Präsidium am Alex.“ Das Mädchen wollte sie begleiten, aber die Mutter winkte ab. „Laß nur, Mutter Schradow kommt mit mir, wir gehen zusammen.“¹⁸³

Es findet sich bei Franz Kain ein friedlicher Schluss, wenn auch nur im familiären Kreise.

3.3.6 Fehlende Figuren

Gewisse Personen von William Shakespeare fehlen in beiden Texten, die zur Zeit des Kalten Krieges spielen. Auffälliger ist dies bei Franz Kain als bei Milo Dor und Reinhard Federmann.

Prinz Escalus

Zunächst soll hier die Figur des Escalus, Prinz von Verona, behandelt werden, der versucht, die Streitereien der beiden Familien zu schlichten. Eine derartige höherstehende neutrale Figur fehlt sowohl bei Milo Dor und Reinhard Federmann als auch bei Franz Kain. In deren Texten gibt es keine Person, die nicht zu einem der beiden Kontrahenten gehört und über die anderen eine Befehlsgewalt gehabt hätte. Am ehesten wird dieser Person noch Polizeirat Prohaska aus *Romeo und Julia in Wien* gerecht. Dies vor allem deshalb, weil Pater Lorenzo, sowie Hofrat Lorenz vom Prinzen und vom Polizeipräsidenten Gnade erfahren. Der Polizeirat beendet die Befragung zu Romeo Wilson und schließt die Akte, ohne ein Wort über Hofrat Lorenz darin zu verlieren. Auch für Pater Lorenzo hat die Geschichte kein Nach-

¹⁸³ Kain (1955), S. 94.

spiel und man erteilt ihm keine Bestrafung. Ebenso fehlt die Person des Grafen Paris, die in William Shakespeares Drama eine bedeutende Rolle spielt. Er soll Julia heiraten und ist mit dem Prinzen Escalus verwandt. Dadurch beschleunigt sich das Voranschreiten der Handlung in William Shakespeares Drama. Romeo und Julia sind dadurch gezwungen, schnell zu handeln, wenn sie zusammen sein wollen.

Benvolio

Da die Gewalt und Kampfeslust der Figur Tybalt auch im Roman *Romeo und Julia in Wien* nachempfunden wird, fehlt hier entscheidend der beschwichtigende Benvolio von William Shakespeares Drama. Benvolio ist der Cousin von Romeo. Er wird von den Montagues gebeten, sich um Romeo zu kümmern und ihn aufzubauen. Diese Rolle übernimmt Mark Roberts. Doch die Person des Streitschlichters fehlt eindeutig. Als Tybalt gegen Mercutio kämpft, soll Benvolio dazwischen gehen:

ROMEO. Zieh Benvolio!

Schlag zwischen ihre Degen! Schämt Euch doch

Und haltet ein mit Wüten! Tybalt! Mercutio!¹⁸⁴

Als Major Tubaljow gegen Mark Roberts im Gasthaus ‚Zur Weintraube‘ kämpft, gibt es keine Person, die versucht, für Mark einzutreten oder gar die Schlägerei zu verhindern. Die Zeugen dieser Auseinandersetzung stehen hilflos daneben und wagen es nicht einzugreifen – vermutlich auch deswegen, da hier Pistolen, also Schusswaffen, verwendet werden und keine Degen wie bei William Shakespeare.

Tubaljow wich mit ein paar schnellen, komischen Schritten seitlich aus und fiel rücklings gegen einen Tisch. Die Frauen an dem Tisch in der Ecke kreischten alle zusammen auf. Der Russe, der halb über dem Tisch lag, richtete sich ächzend auf und hatte plötzlich eine Pistole in der Hand, die blitzte.¹⁸⁵

Romeo Wilson ist bei der Schlägerei nicht zugegen. Er kommt erst hinzu als Mark Roberts erschossen wird. William Shakespeare lässt Romeo von Anfang an Zeu-

¹⁸⁴ Shakespeare (2002), S. 55.

¹⁸⁵ Dor/Federmann (1954), S. 150/151.

ge des Kampfes zwischen Tybalt und Mercutio sein und dennoch kann er Mercutios Tod nicht verhindern.

In beiden Texten, die zur Zeit des Kalten Krieges spielen, gibt es keine über den Dingen stehende neutrale Figur, die versucht, dass der Streit bald beigelegt wird.

3.4 Räume der Handlung

In diesem Kapitel wird auf die Wahl der Schauplätze der Autoren eingegangen. Denn ohne Schauplatz gibt es auch keinen Raum, in dem sich die Figuren bewegen können. Die Wahl des Ortes erscheint bedeutend für die jeweilige Handlung der drei Texte. Wesentlich in diesem Zusammenhang ist die Betrachtung der Texte von Milo Dor und Reinhard Federmann bzw. Franz Kain. Es handelt sich in beiden Texten um eine besetzte Stadt, doch könnte das Leben darin nicht unterschiedlicher sein. Ausgegangen wird für diese Betrachtung von William Shakespeares Verona.

Der Schauplatz des Dramas von William Shakespeare ist Verona. Die zwei Liebenden, Romeo und Julia, sowie ihre Familien, die Montagues und die Capulets, sind Einwohner dieser Stadt. Verona bleibt dennoch eine freie Stadt, auch wenn die Familienfehde der Montagues und der Capulets das Leben in der Stadt beherrscht. Es gibt keine Bereiche der Stadt beziehungsweise Reviere, die nur Angehörige der Montagues oder Capulets betreten dürfen. Romeo wagt sich sogar in die Höhle des Löwen, als er auf das Fest im Haus der Capulets geht. Bei *Romeo und Julia in Wien* hingegen sind die zwei Protagonisten fremd in Wien. Sie stammen aus unterschiedlichen Welten. Romeo Wilson kommt aus Amerika und Julia Mischkin aus Russland. Sie treffen sich auf „neutralem Boden“. Die wesentlichen Personen dieses Romans sind keine Österreicherinnen oder Österreicher, sondern Angehörige der damaligen Großmächte. Wien könnte daher als ‚neutraler Boden‘ betrachtet werden. Die zwei Liebenden bewegen sich frei in Wien. Sie müssen keine Passkontrollen durchqueren und können daher die Besatzungsgrenzen innerhalb Wiens leicht überschreiten. Schwierig würde dies nur, wenn Julia Mischkin dem sowjetischen System den Rücken kehrte und mit Romeo Wil-

son aus Wien fortginge. Dann bräuchte sie Papiere, um ein neues Leben beginnen zu können. Doch hier würde ihr Hofrat Lorenz behilflich sein:

„Aber was tu' ich dann? Ohne Papiere?“ „Sie fangen ein neues Leben an! Papiere werden sich finden! Sie können Romeo als Fräulein Novak heiraten. Das lässt sich alles arrangieren, und in kurzer Zeit heißen Sie sowieso Wilson. Sie brauchen vielleicht Zeugen für ihre Identität. Ich bin Zeuge.“¹⁸⁶

Im Gegensatz dazu wählt Franz Kain für seine Handlung Berlin als Schauplatz. Besser gesagt die Bernauer Straße; durch sie läuft die Grenze zwischen Westberlin und Ostberlin. Hier handelt es sich um eine Straße, die auf der einen Seite die Vorzüge der Westalliierten genießt und auf der anderen Seite dem sowjetischen System zuzuordnen ist. Franz Kain betont in seiner Erzählung immer wieder die Bernauer Straße als ein Bild der Mauer. Für Heiner und Helga hat diese imaginäre Grenze eine große Bedeutung. Wenn sie gemeinsam unterwegs sind, bewegen sie sich meist in Seitengassen, auf der Bernauer Straße selbst geht dann jeder seinen eigenen Weg. Es folgen nun einige Zitate aus der Erzählung von Franz Kain, die das Bild der imaginären Mauer, die erst sechs Jahre nach dem Erscheinen dieser Erzählung, am 13. August 1961, real wird:

Dieses Zitat steht ziemlich zu Beginn der Erzählung, wenn der Konflikt zwischen Paul Schradow und Max Kowalski dargestellt wird: in der Vergangenheit zwei Freunde, die durch die Veränderungen im Parteiwesen und der Regierung zu Kontrahenten geworden sind: „So war die Bernauer Straße eine Mauer geworden, die sich zwischen Familien auftürmte.“¹⁸⁷

Aufgrund des Konfliktes zwischen Paul Schradow und Max Kowalski können sich auch deren Frauen nicht mehr treffen, da sie den häuslichen Frieden wahren wollen. Früher sind sie gemeinsam einkaufen gegangen und haben bei einem Malzbier und einem Kirsch über dies und jenes gesprochen: „Die Bernauer Straße hatte auch hier eine unüberwindliche Schranke errichtet.“¹⁸⁸

¹⁸⁶ Dor/Federmann (1954), S. 188.

¹⁸⁷ Kain (1955), S. 21.

¹⁸⁸ ebd. S. 23.

Heiner Schadow träumt von Veränderungen und Verbesserungen, aber wenn er Vorschläge macht, drohen ihm seine Freunde, dass er auf die Aktivistentafel kommen würde, oder sie spotten, dass er wieder zu viel RIAS gehört habe.

Als Kind der Bernauer Straße wirkten stets beide Straßenseiten auf ihn [Heiner] ein, und er hatte schon lange erkannt, daß die Trennungslinie nicht nur durch seine Straße lief, sondern durch alle Menschen um ihn her.¹⁸⁹

Heiner Schadow und Helga Kowalski gehen Hand in Hand und lassen die Bernauer Straße hinter sich. Sie überqueren den Damm Richtung Süden. Das folgende Zitat ist der Schluss der Erzählung. „In diesem Augenblick bog ganz oben ein Auto in die Bernauer Straße ein. Es ging ein kleines Leuchten über die Straße, die ein Berliner Arbeiterviertel in zwei Teile trennt.“¹⁹⁰

3.5 Kritiken zu den Texten von Milo Dor, Reinhard Federmann und Franz Kain

In diesem Kapitel sind einige Rezensionen, die im Literaturhaus der Stadt Wien zugänglich sind, angeführt.

3.5.1 Romeo und Julia in Wien

Rezensionen

Die folgende Rezension aus der *Presse* 1954 lobt das Geschick der beiden Autoren, einen klassischen Text in die jetzige Zeit zu transferieren und zu aktualisieren. Es sei ein sehr gelungener Roman, der auf Unterhaltung abziele. Wenn die Leserin/der Leser Gefühle erwarte, passiere oft das Gegenteil oder es folgen zynische Passagen.

„Umgedichteter“ Shakespeare Anno 1955. Gewiß verlockend, die Fehde der Capulets und Montagues in unsere Zeit zu transponieren, aus dem alten Capulet einen Obersten der Sowjetarmee Kapulowski und aus Romeo einen Korrespondenten der „New York Tide“ zu machen, den sein unheilvolles Los in die Arme der TASS-Korrespondentin Julia treibt. War man einmal so weit, dann konnte es keinen anderen Schauplatz mehr geben, als dieses

¹⁸⁹ Kain (1955), S. 32.

¹⁹⁰ ebd. S. 95.

Wien von 1954, in dem die Viermächte-Militärpolizei zwischen alten Palästen umherfährt. Schon der Film „Romeo und Julia“ hat bewiesen, daß die „Story“ von Shakespeare nicht umzubringen ist. Was uns in Technicolor erschütterte, geht uns auch in der Darstellung der beiden Autoren nahe, die übrigens schon oft bewiesen haben, daß sie zu erzählen verstehen. Sie „unterspielen“ bewußt in diesem Roman, sind zynisch und karg, wenn wir Gefühle erwarten, und erreichen gerade damit die nachhaltigste Wirkung. Mit raffinierter Treue wiederholen sie die von Shakespeare geknotete Tragödie, übertragen mit geschickten Tricks die Scheintod-Geschichte in das zwanzigste Jahrhundert – völlig glaubhaft übrigens – und lassen den Bruder Lorenzo, alias Hofrat Lorenz, zum negativen Helden des Buches werden, der zum Symbol aller jener wird, die verurteilt sind, zwischen zwei Fronten zu leben. Daß es die Autoren versuchen, selbst bis ins kleinste Shakespeare zu wiederholen, bringt die Geschichte manchmal an den Rand des Lächerlichen. So etwa in der großen Liebeszene, da aus der Lerche und der Nachtigall die erste Straßenbahn und der Fernlaster werden. Es fragt sich, wie weit eine „modernisierende Nachdichtung“ gehen darf; es läßt sich am Ende auch kaum sagen, ob es die Darstellung der Autoren ist, die uns erschüttert und in Spannung hält, oder die unsterbliche Geschichte Romeos und seiner Julia! In die Kolportage sind die beiden Autoren Gott sei Dank nur selten abgeglitten. Jeder Charakter lebt, und selbst der Bösewicht Tybalt (Hauptmann Tubaljow) hat noch unser finsteres Verstehen. Manche Szenen, wie etwa die Introduktion (der Ball bei den Capulets ist durch eine Pressekonferenz ersetzt), sind von gespenstischer Echtheit. Die Frage, ob man klassische Werke „umschreiben“ darf, ist an Hand dieses Romans nicht zu beantworten: so ernst zu nehmen ist er nun wieder nicht. Wer sich aber an den Künsten und Tricks der Autoren erfreuen kann, der wird das Buch mit Vergnügen zu Ende lesen.¹⁹¹

Auch die nächste Kritik aus der Zeitung *Neues Österreich* 1955 betont, dass Milo Dor und Reinhard Federmann William Shakespeare bis in Kleinste nachgeahmt haben. Kritisch wird festgehalten, dass sich anscheinend alles leicht in die Zeit des Kalten Krieges transformieren lasse. Es wird kritisiert, dass der Text zu oberflächlich sei und nie in jene Tiefe eintauche wie seine Vorlage *Romeo und Julia*. Wenn man also eine Geschichte schreiben will, solle man William Shakespeare als Vorlage nehmen, denn der passe immer.

Romeo und Ninotschka. Die beiden Wiener Autoren Milo Dor und Reinhard Federmann sind auf den reizvollen Einfall gekommen, das Geschehen von Shakespeares „Romeo und Julia“ in das viergeteilte Wien zu heute zu verlegen. Romeo heißt mit Zunamen Wilson und ist amerikanischer Zeitungskorrespondent, Julia Mischkin arbeitet für die TASS. Liebesgeschichte, Absprung, Mißverständnis und tödliches Ende – alles ist Shakespeare genau

¹⁹¹ Presse, 13. Februar 1954.

nachkonstruiert. Aus dem Lorenzo von einst wurde ein Hofrat Lorenz, nur der Name Prohaska findet sich bei Shakespeare relativ selten. Wie man sieht, können die feindlichen Familien von Verona ohne Schwierigkeit durch die feindlichen Völkerfamilien des Kalten Krieges ersetzt werden. Wenn man also gerade rasch einen Roman für eine Illustrierte schreiben soll und keinen anderen Einfall zur Hand hat, findet sich bei Shakespeare gewiß immer etwas Passendes. Und nur das konnten die beiden Autoren beweisen. Mehr gelang ihnen allerdings nicht. Dem unverwüstlichen Alten haben sie wohl das Räuspern und Spucken abgeguckt, aber nicht das, was seinen Werken den Lebensatem verliehen hat. So sehen wir nun zwar das dramaturgische Gerüst, das sich in Alt-Verona bewährt hat, im heutigen Wien erfolgreich neu aufgeschlagen, aber was sind das für flachbrüstige, schattenhafte Menschen, die auf ihm herumturnen! Nirgendwo interessiert uns ein Charakter, nie erfahren wir mehr als das banalste Oberflächengeschehen, und überdies ist der ganze Vorgang in einem kurzatmigen Trab von undifferenzierten Miniaturätzen erzählt, ohne allen Atem und ohne Ausdruckskraft. Wenn man beweisen wollte, daß sich die Shakespeare-Tragödie in unsere Zeit transponieren läßt (woran ja ohnedies niemand zweifelt), hätte man sich ruhig ein wenig mehr Mühe geben dürfen, diese dürrtigen Schemengestalten zu wirklichem Leben zu erwecken. Wie uns das Buch vorliegt, fehlt ihm zur Nachfolge Shakespeares nichts, außer allem.¹⁹²

3.5.2 Romeo und Julia an der Bernauer Straße

Rezensionen

Die *Neue Zeit Linz* berichtet 1956, dass einer ihrer Redakteure eine Erzählung veröffentlicht habe. Es wird erwartungsgemäß positiv über seine jüngsten schriftstellerischen Tätigkeiten berichtet.

Im „Aufbau-Verlag“ in Berlin ist soeben die Erzählung „Romeo und Julia an der Bernauer Straße“ unseres Redakteurs Franz Kain, der als Korrespondent unserer Zeitung über zwei Jahre in Berlin gelebt hat, in Buchform erschienen. Franz Kain, der in Oesterreich [sic!] und der DDR bereits mehrere schriftstellerische Erfolge aufweisen kann, wandelt in dieser Erzählung das klassische Thema zweier Liebender, deren Väter verfeindet sind, für die Verhältnisse des gespaltenen Deutschland ab und gestaltet mit starker Eindringlichkeit dieses durch politische Konflikte noch vertiefte menschliche Problem.¹⁹³

Die Zeitung Neues Deutschland Berlin schreibt 1956 sehr positiv über Franz Kains Erzählung. Er wird dafür gelobt, dass er die Spaltung Deutschlands als Österrei-

¹⁹² Neues Österreich, Samstag, 12. März 1955, Der Bücherspiegel, S. 7.

¹⁹³ Neue Zeit Linz 8. Februar 1956, Kunst und Kritik.

cher so klar gefasst habe. Es gehe nicht nur um die Spaltung Deutschlands und verschiedene Parteien, sondern auch um die Spaltung innerhalb der Arbeiterklasse.

Diese Erzählung ist nicht der erste Versuch, die Spaltung Deutschlands und, wie hier, seiner Hauptstadt als literarisches Thema zu gestalten. Aber merkwürdig ist, daß eine der besten Lösungen mit dieser Erzählung ein Österreicher vorlegt, der allerdings aus jahrelangem Aufenthalt in Berlin die Verhältnisse kennt – und die Menschen, deren Unbekümmertheit, Überlegungen, Absichten und Reminiszenzen in politischen Fragen. Die Gestalten, mit denen Franz Kain bekannt macht, bewegen sich nicht bloß vor einem exakt geschilderten Hintergrund politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse, sondern sie sind mit diesen fest verknüpft und genötigt, Vergangenheit und Gegenwart wägend, Partei zu ergreifen, und zwar weniger für Worte wie „Ost“ oder „West“, die eher Begriffe verbergen denn aufdecken, als für die Sache der Arbeiterklasse oder gegen sie.¹⁹⁴

2002 wird die Erzählung von Franz Kain im Verlag der *Bibliothek der Provinz* neu verlegt. Als einer der ersten Autoren habe sich Franz Kain literarisch mit der geteilten Stadt Berlin beschäftigt. Diese Rezension betont, dass es sich bei diesem Text um ein historisches Dokument handelt.

Kain-Roman neu verlegt: Romeo und Julia in Berlin

Der oberösterreichische Autor Franz Kain (1922-1997) debütierte 1955 mit „Romeo und Julia an der Bernauer Straße“. Inspiriert von Shakespeare versetzte er die Tragödie des Liebespaares an die Sektorengrenze zwischen Ost- und Westberlin. Die Bibliothek der Provinz hat die Erzählung neu aufgelegt. Franz Kain war einer der Ersten, der sich mit den Stimmungen einer geteilten Stadt literarisch beschäftigt haben. Heute liest man die Geschichte mit neuem Interesse, da im gegenwärtigen Berlin vom damaligen Konflikt wenig zu spüren ist. Doch es tun sich neue, unsichtbare Grenzen auf, die viel mit den alten gemeinsam haben. So ist diese Neuauflage auch ein historisches Dokument zur deutschen Geschichte.¹⁹⁵

Die Kritik der *Oberösterreichischen Nachrichten* von 2002 betont, dass zwei politische Systeme in ein und derselben Stadt die Arbeiterklasse spalten und Freunde voneinander trennen.

Berlin-geteilte Stadt. Mit jener Sorgsamkeit und editorischen Qualität, die einen Verlag mit Herzblut und Sensibilität auszeichnet, betreut die Bibliothek der Provinz das Werk des 1997 verstorbenen Schriftstellers und Journalisten Franz Kain. Aus der Zeit seiner Korres-

¹⁹⁴ Neues Deutschland Berlin 21./22. Juli 1956.

¹⁹⁵ OÖ. Kronen-Zeitung, 27. August 2002, S. 25.

pondententätigkeit für die „Österreichische Volksstimme“ in Berlin stammt die 1954 geschriebene Erzählung „Romeo und Julia an der Bernauerstraße“. In der Bedächtigkeit und Klarheit seiner Sprache hat Franz Kain in der Geschichte um ein junges Paar die Tragödie der menschlichen Zerrüttung und Entfremdung im Arbeiterviertel der geteilten Stadt entworfen. Mit scharfem Blick und warmer Zuneigung beleuchtet Franz Kain, wie zwei konträre politische Systeme Freundschaften zerreißen, die soziale Würde demolieren und die Liebenden zu Außenseitern stempeln.¹⁹⁶

¹⁹⁶ Oberösterreichische Nachrichten Linz, 15. November 2002, Beil. Thema, S. 13.

4 Resümee

Im Laufe dieser Arbeit zeigte sich mir, wie eng Faktualität und Fiktionalität miteinander verknüpft sind und wie mannigfaltig die Möglichkeiten der Adaption, Veränderung oder Transformation von Texten sein kann; vor allem wenn sie auch noch in unmittelbarer Weise mit einem historischen Kontext in Verbindung stehen. Sowohl Milo Dor und Reinhard Federmann als auch Franz Kain betten die Handlung ihrer Geschichte und das Verhalten ihrer Charaktere in die Fakten der Historie. Somit ergeben sich in Dialogen und Handlungen der Personen viele Verweise auf die tatsächliche Geschichte. Sie wird so, ohne ihre wichtigsten Parameter zu verlieren, neu geschrieben und das im Falle der vorliegenden Erörterungen sogar zweimal auf unterschiedliche Weise. Indirekt wird damit von den Autoren auch ein Zeitzeugnis gegeben: Ein Blickwinkel, der uns die zwar noch nicht wirklich lange zurückliegende, für die jüngere Generation aber doch hauptsächlich nur durch trockene Daten fassbare Geschichte des Kalten Krieges, in lebendiger Form nahe bringt, sie erhält und somit selbst, jetzt im literaturgeschichtlichen Sinne gesprochen, Geschichte schreibt.

Da sich Milo Dor und Reinhard Federmann ziemlich genau an das Vorbild von William Shakespeare halten, lässt sich ein Vergleich zwischen den Personen grundsätzlich besser darstellen als bei Franz Kain, aber auch er, der seinen Charakteren andere Namen gibt, hält sich bis zu einem gewissen Grad an die Vorlage von William Shakespeare. Franz Kain verändert freilich manche Personen der Handlung in ihrem Denken und Agieren. Das wird besonders deutlich bei den beiden Charakteren Erna und Dieter. Zudem gibt Franz Kain vor allem den Vätern und teilweise auch den Müttern der beiden Familien aktive Stimmen. Dabei ließe sich hier darüber diskutieren, ob jene nun den Westen oder Osten symbolisieren oder einfach nur die Elternteile der beiden Protagonisten, Heiner Schradow und Helga Kowalski. Die Versöhnung findet sich im Osten.

Obwohl alle drei Texte von der Grundidee her – Die Liebenden sind verschiedener Herkunft und deren Familienoberhäupter sind miteinander zerstritten. – ähnlich sind, nimmt jede Geschichte einen anderen Verlauf und findet ein anderes Ende, womit sie völlig unterschiedlich sind. Gerade die beiden Texte von Milo Dor und Reinhard Federmann bzw. Franz Kain, die doch fast zur selben Zeit in zwei ver-

schiedenen deutschsprachigen Ländern sowie in zwei verschiedenen Hauptstädten Europas geschrieben und erschienen sind und ebenso zum Schauplatz der Geschichte werden, unterscheiden sich deutlich. Ein erster Grund dafür könnte sein, dass im Roman *Romeo und Julia in Wien* die beiden Liebenden sich jeweils nicht in ihrem Heimatland befinden. In *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* hingegen sind Heiner und Helga zwei Berliner, die nur durch eine Straße voneinander getrennt wohnen und somit zu einer anderen Besatzungsmacht gehören. Diese Straße muss während seines Aufenthaltes in Berlin einen großen Eindruck auf Franz Kain gemacht haben. Anhand der Karte sieht man, dass die Straße nicht sehr groß bzw. sehr lang ist und doch macht Franz Kain sie zum zentralen Thema seiner Erzählung. Eine Straße, die alles trennt, durch jeden hindurchgeht und eine Arbeiterklasse spaltet. Ein zweiter Grund für den großen Unterschied der zwei Texte besteht darin, dass sie anders enden. Milo Dor und Reinhard Federmann konnten für ihr Liebespaar nur ein tragisches Ende wählen. Für Julia Mischkin hätte es keine andere Möglichkeit gegeben als zunächst ihren Tod vorzutäuschen und sich nach Romeo Wilsons tragischem Unfall dem System der Sowjetunion zu stellen. Jede andere Handlung ihrerseits – zum Beispiel die Flucht mit Romeo Wilson – hätte ihre Familie in Gefahr gebracht. Denn solange sie am Leben ist, kann sie Geheimnisse der Sowjetunion ausplaudern. Es kann keine Versöhnung zwischen den USA und der UdSSR geben.

Heiner Schradow und Helga Kowalski dagegen sind keinem psychischen Druck seitens der Regierung ausgesetzt. Anders als bei den beiden Nachrichtenkorrespondenten und potentiellen Spionen haben sie nicht die große Politik im Schlepptau. Lediglich ihre Väter sprechen sich gegen ihre Verbindung aus. Allerdings wird Helga von ihrem Vater zu Hause ständig bewacht, damit sie sich nicht mit Heiner trifft. Ähnlich verhält sich Major Tubaljow, der jedem Schritt von Julia Mischkin folgt, um herauszufinden, was sie mit dem Amerikaner zu schaffen hat.

Das Autorenduo Milo Dor und Reinhard Federmann und der Autor Franz Kain implementieren den durch William Shakespeare bekannt gewordenen Romeo-und-Julia-Stoff in den Spiegel ihrer Zeit.

5 Quellen

Primärliteratur

Dor, Milo/Federmann, Reinhard: Romeo und Julia in Wien. München: Kindler und Schiermeyer Verlag 1954.

Kain, Franz: Romeo und Julia an der Bernauer Straße. Berlin: Aufbau Verlag 1955.

Shakespeare, William: Romeo und Julia. Stuttgart: Reclam 2002.

Sekundärliteratur

Badstübner, Rolf und Siegfried Thomas: Die Spaltung Deutschlands 1945-1949. Berlin: Dietz Verlag 1966.

Bahr, Christian: Mauerstadt Berlin. Brennpunkt Bernauer Straße. Berlin: Jaron Verlag 2009.

Brauneck, Manfred (Hg.): Weltliteratur im 20. Jahrhundert. Autorenlexikon. Band 2. Autoren D-J. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1981.

Christoforov, Vasilij: Kalter Krieg und sowjetische Spionageabwehr in Österreich. Todesurteile im Spiegel von Archivdokumenten. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S.141-155.

Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt am Main: Suhrkamp² 1993.

Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001.

Gruber, Judith: Franz Kain – Eine Monographie. Dissertation. Wien 1985.

Hager, Alan: Understanding Romeo and Juliet. A Student Casebook to Issues, Sources, and Historical Documents. London: Greenwood Press 1999.

Kain, Franz: Auf dem Taubenmarkt. Weitra: Bibliothek der Provinz 2003.

Knoll, Harald und Barbara Stelzl-Marx: Sowjetische Strafjustiz in Österreich. Verhaftungen und Verurteilungen 1945-1955. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Die Rote Armee in Österreich. Sowjetische Besatzung 1945-1955. Beiträge. Wien: Oldenbourg Verlag 2005. S. 275-321.

Knoll, Harald und Dieter Bach: Nachrichtendienste und Spionage im Österreich der Besatzungszeit. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 157-168.

Kotowski, Georg: Geschichte Berlins seit dem Zweiten Weltkrieg. In: Langguth, Gerd (Hg.): Berlin vom Brennpunkt der Teilung zur Brücke der Einheit. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1990. S. 48-69.

Labrousse, Gerd: 25 Jahre geteiltes Deutschland. Ein dokumentarischer Überblick. Berlin: Colloquium Verlag 1970.

Lavinskaja, Ol'ga: Das Militärtribunal der Zentralen Gruppe der Streitkräfte. Verurteilung von Personen nicht österreichischer Staatsangehörigkeit. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 205-223.

Petrov, Nikita: Die militärische Spionageabwehr in Österreich und die Todesstrafe. Struktur, Funktionen, Praxis. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 205-223.

Sorensen, Bengt Algot: Geschichte der deutschen Literatur 2. Vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München: C. H. Beck 2002.

Stelzl-Marx, Barbara: Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945-1955. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2012.

Stelzl-Marx, Barbara: Verschleppt und erschossen. Eine Einführung. In: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara (Hg.): Stalins letzte Opfer. Verschleppte und erschossene Österreicher in Moskau 1950-1953. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2009. S. 21-78.

Uhl, Mathias: Die Teilung Deutschlands. Niederlage, Ost-West-Spaltung und Wiederaufbau 1945-1949. Berlin Brandenburg: be.bra verlag 2009.

Wilpert von, Gero: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart: Kröner ⁸2001.

Zeitschrift/Zeitung

Anonym: Echter als „Der dritte Mann“ In: Wochen-Presse, Nr.16, 21. April 1956.

Königstedt, Harry: Österreichs Schriftsteller siedeln zwischen Hoffnung und Resignation ...zum Beispiel Milo Dor. In: ECHO, 30. August 1970, Nr. 35, 26. Jahr . S. 20-21.

Pittertschatscher, Alfred (Hg.): Die Rampe. Hefte für Literatur. Porträt Franz Kain. (1994)

Tauber, Reinhold: Der Literat Franz Kain. In: Pittertschatscher, Alfred (Hg.): Die Rampe. Hefte für Literatur. Porträt Franz Kain. (1994) S. 81-83. S. 81/82.

Zeitungsartikel

Kain, Franz: Wo Jugendarbeitslosigkeit ein Fremdwort ist. In: Neue Zeit Linz (1953), S. 2.

Kain, Franz.: In: Wir stellen sofort ein..., dringend gesucht In: Neue Zeit Linz (1953), S. 3.

Kain, Franz: Der große Schmarotzer In: Neue Zeit Linz (1953), S. 5.

Kain, Franz: Wo der Arbeiter alles werden kann. In: Neue Zeit Linz (1953), S. 5.

Kain, Franz: Umfassende Preissenkung in der DDR In: Neue Zeit Linz (1953), S. 1.

Kain, Franz: Die Technik der großen Lüge. In: Neue Zeit Linz (1953), S. 3.

Kain, Franz: Westjournalisten besuchen ostdeutsche Betriebe. In: Neue Zeit Linz (1954), S. 2.

Kain, Franz: Vor dem IV. Parteitag der SED In: Neue Zeit Linz (1954), S. 3.

Kain, Franz: Wiedervereinigung Deutschlands ist Sache der Deutschen selbst. In: Neue Zeit Linz (1954), S. 2.

Kain, Franz: Deutsche und Russen können wie Brüder sein. In: Neue Zeit Linz (1954), S. 2.

Kain, Franz: 700.000 Jugendliche trafen sich in Berlin. In: Neue Zeit Linz (1954), S. 2.

Kain, Franz: Die Arbeiter Europas gegen EVG. In: Neue Zeit Linz (1954), S. 1.

Kain, Franz: 14 Tage Urlaub für einen halben Wochenlohn. In: Neue Zeit Linz (1954), S. 4.

Rezensionen

„Umgedichteter“ Shakespeare Anno 1955: Presse, 13. Februar 1954.

Romeo und Ninotschka: Neues Österreich, der Bücherspiegel, 12. März 1955, S. 7.

Eine Erzählung von Franz Kain: Neue Zeit Linz, 8. Februar 1956.

Echter als „Der dritte Mann“: Wochen-Presse, 21. April 1956.

Romeo und Julia an der Bernauer Straße: Neues Deutschland Berlin, 21./22. Juli 1956.

Österreichs Schriftsteller siedeln zwischen Hoffnung und Resignation: ECHO, 30. August 1970.

Kain Roman neu verlegt. Romeo und Julia in Berlin: OÖ. Kronen-Zeitung, 27. August 2002, S. 25.

Berlin – geteilte Stadt: OÖ. Nachrichten Linz, 15. November 2002, Beil. Thema, S. 13.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Besatzungszonen Wien

Stelzl-Marx, Barbara: Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945-1955. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2012. S. 53.

Abbildung 2: Besatzungszonen Berlin

Berlin – die viergeteilte Stadt. Darstellung der Sektorengrenzen. Privatsammlung Berlin. Edition Panorama Berlin.

Abbildung 3: Karikatur

Samstag, 17. April 1954, S.2. In: Volksstimme Wien.

Abbildung 4: Bernauer Straße

Pharus-Plan mit illustriertem Begleiter. Herausgeber: Mauermuseum – Museum Haus am Checkpoint Charlie der Arbeitsgemeinschaft 13. August. 2011.

6 Anhang

Zusammenfassung

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Analyse zweier Texte, die in der Zeit des Kalten Krieges entstanden sind, und vergleicht sie mit William Shakespeares *Romeo und Julia*. Dabei handelt es sich um den Roman *Romeo und Julia in Wien* (1954) von Milo Dor und Reinhard Federmann und um die Erzählung *Romeo und Julia an der Bernauer Straße* (1955) von Franz Kain.

Zur politischen Aktualität dieser Texte werden unterschiedliche literarische Verfahrensweisen herangezogen. Zu Beginn der Arbeit wird die Faktualität der Texte herausgearbeitet: Wo gibt es Bezüge zur tatsächlichen Geschichte? Gerade diese Betrachtung zeigt, dass derartige literarische Arbeiten, da sie einen damals aktuellen Zeitbezug herstellen, selbst zu einem Zeugnis ihrer Zeit werden. Für die weitere Forschungsfrage, inwieweit nämlich das Drama von William Shakespeare verändert bzw. verfremdet wurde, wird dies mit Hilfe des transtextuellen Modell Gérard Genettes untersucht. Alan Hager beschreibt vier Bewegungen bei William Shakespeare. Die zwei Texte werden anhand dieser vier Bewegungen analysiert. Auch eine Betrachtung der Charaktere der Texte bei William Shakespeare, Milo Dor, Reinhard Federmann und Franz Kain zeigt, wie sehr *Romeo und Julia in Wien* das Drama nachahmt und dass Franz Kain den Romeo-und-Julia-Stoff transformiert. Bei Milo Dor und Reinhard Federmann fehlen wie bei Franz Kain zwei wesentliche Figuren des Dramas, nämlich Prinz Escalus und Benvolio, die bei William Shakespeare immer wieder zur Beschwichtigung der Situation beigetragen haben. In der Zeit des Kalten Krieges dagegen konnte es in den besetzten Städten keine neutralen Oberinstanzen geben.

Im Zuge der Analyse kristallisierten sich die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Bearbeitungen gegenüber dem Drama von William Shakespeare heraus. *Romeo und Julia* ist ein zeitloses Stück, dessen Inhalt wahrscheinlich in jede Zeit transponiert und in verschiedenen Formen transformiert und nachgeahmt werden kann.

Es folgt nun eine Liste mit den Artikeln von Franz Kain, die in den Zeitungen *Volksstimme Wien* und *Neue Zeit Linz* erschienen sind. Die Artikel der *Neuen Zeit Linz* sind als Faksimile chronologisch abgedruckt, sowie, die in dieser Arbeit zitierten Rezensionen der zwei Romeo-und-Julia-Bearbeitungen.

Volksstimme Wien

Juli-September 1953

- Dienstag, 25. August 1953, S. 2: Freude und Dankbarkeit in der DDR
- Donnerstag, 27. August 1953, S. 1: Ueberwältigende Kundgebung der Berliner
- Freitag, 28. August 1953, S. 3: Leiwand ist's gewesen
- Samstag, 26. September 1953, S. 6: Wir stellen sofort ein..., dringend gesucht...
- Mittwoch, 30. September 1953, S. 4: Der große Schmarotzer

Oktober-Dezember 1953

- Sonntag, 4. Oktober 1953, S. 11: Blaue Schwerter schützen weißes Gold
- Dienstag, 6. Oktober 1953, S. 4: Sie leben in Saus und Braus – auf Besatzungskosten
- Samstag, 10. Oktober 1953, S. 6: So feierten die Berliner den Geburtstag der DDR
- Donnerstag, 15. Oktober 1953, S. 4: Zuschneidermeister Bendikat, Berlin: Warum ich in den demokratischen Sektor zurückgekehrt bin
- Samstag, 17. Oktober 1953, S. 4: Ein Kaufhaus, das täglich 25.000 Kunden abfertigt
- Dienstag, 20. Oktober 1953, S. 4: Wo der Arbeiter alles werden kann

- Mittwoch, 21. Oktober 1953, S. 1+2: Großer Fronstadtrummel um einen Nabel
- Donnerstag, 22. Oktober 1953, S. 4: Wo Lucas Cranach lebte und wirkte
- Sonntag, 25. Oktober 1953, S. 1: Umfassende Preissenkung in der DDR
- Dienstag, 27. Oktober 1953, S. 4: Die Technik der großen Lüge
- Freitag, 30. Oktober 1953, S. 3: Geheimabkommen Bonn-Washington
- Dienstag, 10. November 1953, S. 4: Wer andere betrügen will, fällt selbst hinein
- Mittwoch, 11. November 1953, S. 3: Westberliner Spionagezentrale aufgefliegen
- Samstag, 14. November 1953, S. 4: Die Stalinallee – der Stolz Berlins
- Donnerstag, 19. November 1953, S. 4: Die DDR ehrt Schubert
- Mittwoch, 25. November 1953, S. 3: Westliche Besatzung kostet soviel wie 800.000 Wohnungen
- Donnerstag, 26. November 1953, S. 4: Der Kollegen in Oesterreich sollen wissen, wie wir leben und kämpfen
- Mittwoch, 2. Dezember 1953, S. 4: Die Leuna-Werke werden Volkseigentum
- Mittwoch, 16. Dezember 1953, S. 4: Aus der Werkstatt des führenden Verlags der DDR
- Samstag, 19. Dezember 1953, S. 3: Bonn plant Einführung der Wehrpflicht
- Donnerstag, 24. Dezember 1953, S. 7: Berliner Vorweihnacht

Jänner-März 1954

- Mittwoch, 6. Jänner 1954, S. 2: Westberliner Robetschekereien
- Sonntag, 10. Jänner 1954, S. 4: Bonn will nur einen Sessel vor der Tür
- Dienstag, 12. Jänner 1954, S. 2: DDR schlägt den USA friedliche Verhandlungsatmosphäre
- Mittwoch, 20. Jänner 1954, S. 2: Berlin vor der Konferenz
- Sonntag, 24. Jänner 1954, S. 1: Zwischen Schöneberg und Unter den Linden
- Dienstag, 26. Jänner 1954, S. 1: Die Großen Vier an Berliner Konferenztisch
- Sonntag, 31. Jänner 1954, S. 4: Rund um die Konferenz
- Dienstag, 2. Februar 1954, S. 1: Molotow legt Friedensvertragsentwurf vor
- Dienstag, 2. Februar 1954, S. 4: Berliner Theaterbrief
- Donnerstag, 4. Februar 1954, S. 1+2: Deutschland soll abstimmen...
- Samstag, 6. Februar 1954, S. 1+2: Abzug der Besatzungstruppen von den Westmächten abgelehnt
- Mittwoch, 10. Februar 1954, S. 1+2: Morgen zweite Geheimsitzung
- Donnerstag, 11. Februar 1954, S. 1+2: Sicherheitspakt für ganz Europa
- Samstag, 13. Februar 1954, S. 1+2: Molotow: Staatsvertrag in längstens drei Monaten
- Mittwoch, 17. Februar 1954, S. 1: Trotz Figls Nein - Molotow verhandelt weiter
- Freitag, 19. Februar 1954, S. 1: In Wien weiterverhandeln
- Freitag, 19. Februar 1954, S. 3: Hunderttausende demonstrierten in Ostberlin für Friedensvertrag, gegen EVG
- Samstag, 20. Februar 1954, S. 3: Westberliner Schweigemarsch eine Blamage
- Mittwoch, 3. März 1954, S. 2: SPD-Führer gegen die Jetztterstrechtpolitik
- Mittwoch, 17. März 1954, S. 1: Manstein übernimmt das Kommando
- Donnerstag, 25. März 1954, S. 3: Freier Kulturaustausch zwischen Ost- und Westdeutschland

- Mittwoch, 31. März 1954, S. 2: Deutschlands Wiedervereinigung vor allem Sache der Deutschen selbst
- Mittwoch, 31. März 1954, S. 7: Westberliner Skandalchronik

April-Juni 1954

- Freitag, 2. April 1954, S. 2: Deutsche und Russen können wie Brüder zusammenleben
- Sonntag, 4. April 1954, S. 2: Freundschaft zwischen dem österreichischen und deutschen Volk
- Freitag, 9. April 1954, S. 1+2: Das Deutschland der Arbeiter
- Dienstag, 13. April 1954, S. 1: Der Schwur der Nationen an der der Marterstätte von Buchenwald
- Samstag, 17. April 1954, S. 2: Die DDR – das Deutschland des Friedens
- Mittwoch, 21. April 1954, S. 3: Warum Truchnowitsch nach Ostberlin floh
- Mittwoch, 5. Mai 1954, S. 2: Die deutschen Fremdlegionäre in Indochina
- Mittwoch, 19. Mai 1954, S. 4: Theaterbrief aus Berlin
- Mittwoch, 26. Mai 1954, S. 3: Radioaktiver Regen über Japan
- Donnerstag, 27. Mai 1954, S. 2: Volksabstimmung in der DDR
- Donnerstag, 27. Mai 1954, S. 3: Atomverbot, Kontrolle und allgemeine Abrüstung
- Samstag, 29. Mai 1954, S. 3: Weltfriedenspreis für Charlie Chaplin und Schostakowitsch
- Sonntag, 30. Mai 1954, S. 2: Die Beschlüsse der Weltfriedensratstagung
- Mittwoch, 2. Juni 1954, S. 1+2: Die Weltmacht des Friedens
- Mittwoch, 9. Juni 1954, S. 4: Deutschlandtreffen der Jugend in Berlin
- Samstag, 12. Juni 1954, S. 4: Triumph des sowjetischen Balletts in Berlin
- Dienstag, 22. Juni 1954, S. 2: Internationale Gewerkschaftsaktion für kollektive Sicherheit

- Mittwoch, 23. Juni 1954, S. 2: Europa und die österreichische Arbeiterklasse
- Samstag, 26. Juni 1954, S. 1: Massenstreiks in Westberlin
- Samstag, 26. Juni 1954, S. 1+2: Das alte und das neue Deutschland
- Sonntag, 27. Juni 1954, S. 1: Metallarbeiterstreik in Westdeutschland und Westberlin
- Dienstag, 29. Juni 1954, S. 1: Die Volksbefragung in der DDR

Juli-September 1954

- Freitag, 2. Juli 1954, S. 3: Volksabstimmung ergibt klares Nein zur EVG
- Samstag, 3. Juli 1954, S. 3: Paulus hat keine Funktionen in der DDR
- Donnerstag, 22. Juli 1954, S. 3: SPD gegen Amerikas Außenpolitik
- Freitag, 23. Juli 1954, S. 1: SPD-Parteitag erklärt EVG für unannehmbar
- Samstag, 24. Juli 1954, S. 3: Freundschaftsbesuch Tschu En Lais in der DDR
- Sonntag, 25. Juli 1954, S. 2: Antimilitaristen im neuen SPD-Vorstand
- Freitag, 30. Juli 1954, S. 1+2: Die deutschen Sozialdemokraten gegen den Militarismus
- Donnerstag, 5. August 1954, S. 2: DDR begrüßt Sowjetvorschlag für kollektive Sicherheit
- Dienstag, 10. August 1954, S. 4: 210.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche für die Leipziger Messe
- Donnerstag, 12. August 1954, S. 1+2: Dr. John sprach vor der Weltpresse
- Dienstag, 17. August 1954, S. 2: 315.000 Arbeiter Westberlins im Lohnkampf
- Dienstag, 24. August 1954, S. 4: 14 Tage Urlaub für einen halben Wochenlohn
- Dienstag, 7. September 1954, S. 2: Leipziger Messe bedeuten der als je zuvor
- Mittwoch, 8. September 1954, S. 3: Die Möglichkeiten des Handels mit der DDR

- Freitag, 10. September 1954, S. 1+2: Oesterreich auf der Leipziger Messe
- Freitag, 17. September 1954, S. 3: Rekordumsätze in Leipzig
- Samstag, 18. September 1954, S. 2: Wettlauf des Westens um das Ostgeschäft
- Mittwoch, 29. September 1954, S. 2: Vor Wahlen in der DDR

Oktober-Dezember 1954

- Dienstag, 5. Oktober 1954, S. 2: Im „Ernstfall“ Ami-Bakterienkrieg
- Donnerstag, 7. Oktober 1954, S. 1+2: Fünf Jahre DDR
- Freitag, 8. Oktober 1954, S. 2: Freundschaft
- Freitag, 15. Oktober 1954, S. 3: Nach dem Vorbild der Reichswehr
- Freitag, 15. Oktober 1954, S. 4: Deutsche Aktion propagiert Anschluß
- Samstag, 16. Oktober 1954, S. 3: Aufrüstung bringt Gefahr des Untergangs
- Sonntag, 17. Oktober 1954, S. 4: Vor Wahlen in Westberlin
- Dienstag, 19. Oktober 1954, S. 4: DDR stimmt gegen Remilitarisierung, für Politik der Wiedervereinigung
- Donnerstag, 28. Oktober 1954, S. 4: Ein neuer Brecht im Berliner Brecht-Theater
- Sonntag, 31. Oktober 1954, S. 3: Was die Rüstung den Arbeitern Westdeutschlands kosten würde
- Donnerstag, 4. November 1954, S. 3: SED schlägt SPD Zusammenarbeit vor
- Dienstag, 16. November 1954, S. 1: Arbeiterblock würde gesamtdeutsche Wahlen gewinnen
- Mittwoch, 17. November 1954, S. 2: Die neue Volkskammer konstituiert
- Freitag, 19. November 1954, S. 2: Massenproteste gegen geplanten KPD-Verbotsprozeß
- Samstag, 20. November 1954, S. 2: DDR nimmt an Sicherheitskonferenz teil

- Sonntag, 21. November 1954, S. 3: Täglich 20.000 Interzonenreisen in Deutschland
- Samstag, 4. Dezember 1954, S. 3: Ollenhauer: Widerstand gegen Remilitarisierung stärker denn je
- Sonntag, 5. Dezember 1954, S. 2: Grotewohl: Die Tür ist noch offen
- Sonntag, 5. Dezember 1954, S. 4: Wahlen in Westberlin
- Dienstag, 7. Dezember 1954, S. 4: Die Wahlen in Westberlin
- Freitag, 10. Dezember 1954, S. 2: Noch gibt es keine Armee in der DDR

Jänner-März 1955

- Dienstag, 4. Jänner 1955, S. 4: Die DDR zuversichtlich ins neue Jahr
- Donnerstag, 6. Jänner 1955, S. 9: In der Blumenstadt Thüringens
- Mittwoch, 12. Jänner 1955, S. 2: Bonn sabotiert Thpmas-Mann-Film
- Dienstag, 18. Jänner 1955, S. 3: Großkundgebung am Grabe Karl Liebknechts
- Sonntag, 23. Jänner 1955, S. 1: Der Millionenstreik an der Ruhr
- Sonntag, 30. Jänner 1955, S. 2: Die zweite Phase im Karlsruher Prozeß
- Freitag, 4. Februar 1955, S. 2: Adenauers Bloßstellung
- Freitag, 4. Februar 1955, S. 6: Bonn über Abwanderung in die DDR beunruhigt
- Mittwoch, 9. Februar 1955, S. 4: Oesterreichstück in Berlin uraufgeführt
- Samstag, 12. Februar 1955, S. 4: Rührt euch, sonst werdet ihr weggetreten
- Mittwoch, 16. Februar 1955, S. 3: Bonn will Marxismus verurteilen
- Mittwoch, 16. Februar 1955, S. 4: Das größte Luftmassaker des Zweiten Weltkriegs
- Freitag, 18. Februar 1955, S. 2: Nazimethoden im Karlsruher Prozeß
- Samstag, 19. Februar 1955, S. 1+2: Blamierte Marxtöter
- Freitag, 25. Februar 1955, S. 1+2: Bonner Ratifizierungsdebatte hinter Wasserwerfern und Bajonetten
- Mittwoch, 9. März 1955, S. 4: Der Hexenprozeß gegen die KPD
- Sonntag, 20. März 1955, S. 3: Eine schöne Aufgabe für die Bauarbeiter
- Mittwoch, 23. März 1955, S. 2: Die Rekruten wollen nicht

- Samstag, 26. März 1955, S. 3: Es gibt keine Versorgungskrise in der DDR
- Mittwoch, 30. März 1955, S. 6: Berliner Theaterbrief

April-Juni 1955

- Samstag, 2. April 1955, S. 1+2: Militarismus und Antimilitarismus in der Bundesrepublik
- Samstag, 2. April 1955, S. 4: DDR trägt der neuen Lage Rechnung
- Donnerstag, 7. April 1955, S. 2: Das Märchen von der „Blockade“ Westberlins
- Sonntag, 17. April 1955, S. 4: Ukrainischer Emigrantenführer in die DDR übergetreten
- Freitag, 22. April 1955, S. 6: Brandfackel Westberlin
- Samstag, 23. April 1955, S. 2: Europäische Arbeiterkonferenz begrüßt Moskauer Abkommen
- Sonntag, 24. April 1955, S. 5: 200.000 demonstrieren in Leipzig gegen Pariser Verträge
- Dienstag, 26. April 1955, S. 4: Arbeiterappell an die Gewerkschaftsinternationalen
- Mittwoch, 27. April 1955, S. 4: Berliner Staatsoper eröffnet mit fünf Premieren
- Sonntag, 1. Mai 1955, S. 12: Besuch in Weimar
- Donnerstag, 5. Mai 1955, S. 3: Spionageabwehr in der DDR
- Sonntag, 8. Mai 1955, S. 3: Günstige Perspektiven für Lösung der deutschen Frage
- Mittwoch, 18. Mai 1955, S. 3: Die Deutschlandfrage nach der Warschauer Konferenz
- Mittwoch, 18. Mai 1955, S. 4: Die Schillerfeier in Weimar
- Freitag, 27. Mai 1955, S. 6: Beim Durchblättern von Zeitungen
- Freitag, 17. Juni 1955, S. 3: 52.000 westdeutsche Arbeiter besuchten die DDR
- Dienstag, 28. Juni 1955, S. 5: Der kulturelle Aufschwung in der DDR
- Donnerstag, 30. Juni 1955, S. 4: So sehen es die Freunde in Deutschland

Juli-September 1955

- Sonntag, 3. Juli 1955, S. 4: KPD-Prozeß tritt in entscheidendes Stadium
- Dienstag, 5. Juli 1955, S. 4: Der Kampf um die Einheit Berlins
- Mittwoch, 6. Juli 1955, S. 2: Der Hintergrund des KPD-Prozeßes
- Samstag, 9. Juli 1955, S. 1+2: Gericht vor Gericht
- Donnerstag, 14. Juli 1955, S. 3: Bonn will Arbeiterbewegung treffen
- Freitag, 15. Juli 1955, S. 2: Bonn errichtet Hindernisse für gesamtdeutsche Wahlen
- Samstag, 16. Juli 1955, S. 2: Westdeutschland vor der Genfer Konferenz
- Mittwoch, 20. Juli 1955, S. 1+2: Das Hexeneinmaleins von Karlsruhe
- Dienstag, 26. Juli 1955, S. 2: Adenauer, der Verlierer von Genf
- Donnerstag, 28. Juli 1955, S. 2: DDR feierte die sowjetischen Staatsmänner
- Sonntag, 31. Juli 1955, S. 11: Berlin ein Tor zum Wasserparadies
- Samstag, 27. August 1955, S. 6: Neuzeitliche Ausgrabungen und geschäftsstörende Kirchen
- Dienstag, 30. August 1955, S. 4: Jedes Bild bekommt seinen Paß
- Donnerstag, 1. September 1955, S. 2: Bonn spricht nicht für ganz Deutschland
- Freitag, 2. September 1955, S. 4: Wo einst Graf Fink von Finkenstein herrschte
- Samstag, 3. September 1955, S. 6: Sängerwettstreit auf der Wartburg
- Dienstag, 6. September 1955, S. 4: Deutschlands erstes Opernhaus wiedereröffnet
- Mittwoch, 7. September 1955, S. 2: Das Problem der deutschen Wiedervereinigung
- Donnerstag, 8. September 1955, S. 3: Heute reist Adenauer nach Moskau
- Freitag, 9. September 1955, S. 6: Leipzig – die größte Mustermesse der Welt
- Donnerstag, 15. September 1955, S. 2: Die Reaktion in Berlin

Oktober-Dezember 1955

- Sonntag, 25. Dezember 1955, S. 19: Abschied von Berlin

Jänner-März 1956

April-Juni 1956

Juli-September 1956

Oktober-Dezember 1956

Neue Zeit Linz

Juli-Dezember 1953

- Freitag, 28. August 1953, S. 2: Wo Jugendarbeitslosigkeit ein Fremdwort ist.
- Dienstag, 29. September 1953, S. 3: Wir stellen sofort ein... dringend gesucht...
- Samstag, 3. Oktober 1953, S. 5: Der große Schmarotzer
- Mittwoch, 7. Oktober 1953, S. 2: Sie leben in Saus und Braus – auf Besatzungskosten
- Samstag, 10. Oktober 1953, S. 6: Blaue Schwerter schützen weißes Gold
- Dienstag, 13. Oktober 1953, S. 2: So feierten die Berliner den Geburtstag der DDR
- Montag, 19. Oktober 1953, S. 2: Zuschneidermeister Bendikat, Berlin...
- Samstag, 24. Oktober 1953, S. 5: Wo der Arbeiter alles werden kann
- Montag, 26. Oktober 1953, S. 1: Umfassende Preissenkung in der DDR
- Donnerstag, 29. Oktober 1953, S. 3: Die Technik der großen Lüge
- Samstag, 21. November 1953, S. 6: Die DDR ehrt Schubert
- Montag, 23. November 1953, S. 5: NZ-Bericht aus Berlin
- Donnerstag, 3. Dezember 1953, S. 3: Die Leuna-Werke werden Volkseigentum
- Freitag, 18. Dezember 1953, S. 2: Deutscher Friedenstag in Weimar

- Samstag, 19. Dezember 1953, S. 2: Ein schwerer Schlag für die amerikanische Spionage

Jänner-Juni 1954

- Freitag, 8. Jänner 1954, S. 5: Westberliner Robetschekereien
- Dienstag, 12. Jänner 1954, S. 1: USA planen neuen 17. Juni
- Mittwoch, 13. Jänner 1954, S. 4: Bonn will nur einen Sessel vor der Tür
- Montag, 25. Jänner 1954, S. 2: Zwischen Schöneberg und Unter den Linden
- Donnerstag, 28. Jänner 1954, S. 1: Berlin im Konferenzfieber
- Samstag, 30. Jänner 1954, S. 3: Dokumente über Bonns Revanchekriegspläne
- Dienstag, 2. Februar 1954, S. 1+2: Außenminister tagen in der Sowjetbotschaft
- Donnerstag, 4. Februar 1954, S. 1+2: Die ganzen Wahlen freuen sich nicht – ohne EVG
- Samstag, 6. Februar 1954, S. 2: Van Zeeland plaudert aus der Schule
- Mittwoch, 10. Februar 1954, S. 1+2: Österreich-Delegation in Berlin
- Donnerstag, 11. Februar 1954, S. 1+2: Umfassender Sicherheitspakt für Europa
- Donnerstag, 11. Februar 1954, S. 2: Westjournalisten besuchen ostdeutsche Betriebe
- Samstag/Sonntag, 13./14. Februar 1954, S. 1+2: Staatsvertrag in längstens drei Monaten
- Samstag/Sonntag, 13./14. Februar 1954, S. 2: Die Hetzer am Pranger
- Mittwoch, 17. Februar 1954, S. 1: Molotow berücksichtigt Österreichs Standpunkt
- Donnerstag, 4. März 1954, S. 2: SPD-Führer gegen die „Jetzt-erst-recht-Politik“
- Donnerstag, 25. März 1954, S. 2: Für die Einheit der deutschen Kultur
- Dienstag, 30. März 1954, S. 3: Vor dem IV Parteitag der SED

- Donnerstag, 1. April 1954, S. 2: Wiedervereinigung Deutschlands ist Sache der Deutschen selbst
- Samstag, 3. April 1954, S. 2: Deutsche und Russen können wie Brüder zusammenleben
- Montag, 5. April 1954, S. 2: Freundschaft zwischen dem österreichischen und deutschen Volk
- Donnerstag, 8. April 1954, S. 2: 500.000 Berliner demonstrieren zum Abschluß des SED-Parteitages
- Dienstag, 13. April 1954, S. 2: Niemals wieder Todeslager
- Samstag, 24. April 1954, S. 2: DDR-Delegation zur Genfer Konferenz
- Donnerstag, 6. Mai 1954, S. 2: Die deutschen Fremdenlegionäre in Indochina
- Samstag, 22. Mai 1954, S. 2: Montag tritt der Weltfriedensrat zusammen
- Dienstag, 25. Mai 1954, S. 1: Gegen den Atomtod – für Sicherheit und Frieden
- Freitag, 28. Mai 1954, S. 2: Atomverbot, Kontrolle und allgemeine Abrüstung
- Freitag, 28. Mai 1954, S. 2: Volksabstimmung in der DDR
- Samstag/Sonntag, 29./30. Mai 1954, S. 1: Charlie Chaplin widmet Wien seinen internationalen Friedenspreis
- Montag, 31. Mai 1954, S. 2: Die Beschlüsse der Weltfriedensratstagung
- Mittwoch, 9. Juni 1954, S. 2: 700.000 Jugendliche trafen sich in Berlin
- Samstag, 19. Juni 1954, S. 2: Hunderttausende Westberliner gingen nach Ostberlin baden
- Montag, 21. Juni 1954, S. 4: Triumph des sowjetischen Balletts in Berlin
- Dienstag, 22. Juni 1954, S. 1: Die Arbeiter Europas gegen EVG
- Mittwoch, 23. Juni 1954, S. 2: Kollektive Sicherheit für Österreich eine Lebensfrage

Juli-Dezember 1954

- Freitag, 2. Juli 1954, S. 2: Grotewohl: Das deutsche Volk gegen EVG

- Samstag/Sonntag, 3./4. Juli 1954, S. 2: Paulus: Zeit des blinden Gehorsams ist vorbei
- Freitag, 16. Juli 1954, S. 2: Deutscher Kirchentag hat Einigungsbestrebungen verstärkt
- Montag, 26. Juli 1954, S. 2: Antimilitaristen im neuen SPD-Vorstand
- Mittwoch, 11. August 1954, S. 5: 210.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche für die Leipziger Messe
- Donnerstag, 12. August 1954, S. 1: Dr. John vor der Presse
- Montag, 30. August 1954, S. 4: 14 Tage Urlaub für einen halben Wochenlohn
- Dienstag, 7. September 1954, S. 2: Leipziger Messe bedeutender als je zuvor
- Samstag/Sonntag, 18./19. September 1954, S. 2: Rekordumsätze in Leipzig
- Montag, 20. September 1954, S. 1: Wettlauf des Westens um das Ostgeschäft
- Montag, 3. Oktober 1954, S. 2: Vor den Wahlen in der DDR
- Donnerstag, 7. Oktober 1954, S. 1+2: Fünf Jahre DDR
- Freitag, 5. November 1954, S. 2: SED schlägt SPD Zusammenarbeit vor
- Dienstag, 16. November 1954, S. 1: Arbeiterblock für gesamtdeutsche Wahlen
- Montag, 22. November 1954, S. 5: Was die Rüstung den Arbeitern Westdeutschlands kosten würde
- Dienstag, 23. November 1954, S. 2: Täglich 20.000 Interzonenreisen in Deutschland
- Montag, 6. Dezember 1954, S. 1: Grotewohl: Die Tür ist noch offen
- Samstag/Sonntag, 11./12. Dezember 1954, S. 1: Bonn verlangt wirtschaftliche Vormachtstellung in Österreich
- Freitag, 31. Dezember 1954, S. 17: In der Blumenstadt Thüringens

Jänner-Juni 1955

- Freitag, 7. Jänner 1955, S. 3: Die DDR zuversichtlich ins neue Jahr
- Freitag, 14. Jänner 1955, S. 2: Ostberlin sperrt Westberliner Schieber aus
- Montag, 24. Jänner 1955, S. 1: Ein Schlag gegen die Remilitarisierung
- Freitag, 18. Februar 1955, S. 4: Das größte Luftmassaker des zweiten Weltkrieges
- Donnerstag, 3. März 1955, S. 2: Leipziger Messe – ein grandioser Ost-West-Treffpunkt
- Donnerstag, 10. März 1955, S. 2: Der Hexenprozeß gegen die KPD
- Donnerstag, 31. März 1955, S. 2: Es gibt keine Versorgungskrise in der DDR
- Freitag, 8. April 1955, S. 2: Das Märchen von der Blockade Westberlins
- Montag, 18. April 1955, S. 2: Ukrainischer Emigrantenführer in die DDR übergetreten
- Mittwoch, 27. April 1955, S. 2: Arbeiterappell an die Gewerkschaftsinternationalen
- Dienstag, 3. Mai 1955, S. 5: Berliner Staatsoper eröffnet mit fünf Premieren
- Montag, 9. Mai 1955, S. 2: Günstige Perspektiven für Lösung der deutschen Frage
- Samstag, 18. Mai 1955, S. 2: 52.000 westdeutsche Arbeiter besuchten die DDR
- Sonntag, 30. Juni 1955, S. 3: Der kulturelle Aufschwung in der DDR

Juli-September 1955

- Dienstag, 5. Juli 1955, S. 2: KPD-Prozeß tritt in entscheidendes Stadium
- Donnerstag, 7. Juli 1955, S. 2: Der Hintergrund des KPD-Prozesses
- Dienstag, 12. Juli 1955, S. 2: Ein Gericht vor Gericht
- Freitag, 15. Juli 1955, S. 2: Bonn will Arbeiterbewegung treffen

- Samstag/Sonntag, 16./17. Juli 1955, S. 2: Bonn errichtet Hindernisse für gesamtdeutsche Wahlen
- Samstag, 23. Juli 1955, S. 5: Das Hexeneinmaleins von Karlsruhe
- Freitag, 2. September 1955, S. 2: Bonn spricht nicht für ganz Deutschland
- Mittwoch, 7. September 1955, S. 5: Sängerwettstreit auf der Wartburg
- Freitag, 16. September 1955, S. 2: Berlin nach dem Moskauer Übereinkommen
- Freitag, 30. September 1955, S. 6: Die DDR ist souverän

Oktober-Dezember 1955

- Samstag/Sonntag, 8./9. Oktober 1955: Das Beerenmädchen
- Samstag/Sonntag, 15./16. Oktober 1955, Am Wochenende: Freistadt darf keine Freistadt der Reaktion werden
- Samstag, 24. Dezember 1955, Am Wochenende: Berlin Wie hast dir verändert

Jänner-März 1956

- 8. Februar 1956: Kunst&Kritik Eine Erzählung von Franz Kain
- Sonntag, 15. Jänner 1956: Am Wochenende Abschied von Berlin
- Sonntag, 12. Februar 1956: Am Wochenende Begegnung in Holzleithen
- Samstag/Sonntag, 24./25. März 1956: Zwischen Berlin und Linz

April-Juni 1956

- Samstag/Sonntag, 5./6. Mai 1956, Am Wochenende: Ein Arbeiter baut sich ein Haus
- Samstag, 19. Mai 1956, Am Wochenende: Frühling im Friedrichshain

- Samstag, 30. Juni 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 1

Juli-September 1956

- Samstag/Sonntag, 7./8. Juli 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 2
- Samstag/Sonntag, 14./15. Juli 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 3
- Samstag/Sonntag, 21./22. Juli 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 4
- Samstag/Sonntag, 4./5. August 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 6
- Samstag/Sonntag, 11./12. August 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 7
- Samstag/Sonntag, 18./19. August 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 8
- Samstag/Sonntag, 25./26. August 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 9
- Samstag/Sonntag, 1./2. September 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 10
- Samstag/Sonntag, 8./9. September 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 11
- Samstag/Sonntag, 15./16. September 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 12
- Samstag/Sonntag, 22./23. September 1956, Am Wochenende: Romeo und Julia an der Bernauer Straße 13

NEUE ZEITUNG Freitag, 28. August 1953

Wo Jugendarbeitslosigkeit ein Fremdwort ist

20 österreichische Jugendliche zur Erholung in der DDR

Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain

Berlin. — Eine aus zwanzig österreichischen Jugendlichen bestehende Delegation der FOeJ ist von einem längeren Aufenthalt im bekannten Ostseebad Heringsdorf nach Berlin zurückgekehrt und tritt Freitag die Heimreise nach Oesterreich an. Die Burschen und Mädels, die aus den verschiedenen Bundesländern stammen, sind voll begeisterter Eindrücke, die sie hier in der DDR empfangen haben. Die Jugendlichen haben am 9. August Oesterreich verlassen. Nach ihrer Ankunft in Berlin besichtigten sie die neuen Barwerke der deutschen Hauptstadt. U. a. wurde ihnen auch Gelegenheit gegeben, neue Wohnungen in der Stalinallee zu besuchen. Anschließend besuchten sie verschiedene Ferienlager der deutschen Jugend, darunter auch die Pionierrepublik „Wilhelm Pieck“.

„Wir haben uns mit eigenen Augen davon überzeugt“, erzählt ein Jugendlicher, „daß hier in der DDR alles für die Jugend getan wird. Am meisten hat uns beeindruckt, daß jeder Jugendlicher eine gesicherte Zukunft vor sich hat und daß die Jugendarbeitslosigkeit, unter der die Jugend bei uns

zu Hause so schwer leiden muß, hier ein Fremdwort ist. Jeder Jugendliche hat eine gesicherte Berufsausbildung und alle Schwierigkeiten werden ihm aus dem Wege geräumt, damit er das werden kann, wozu er Lust und Liebe hat“.

Im berühmten Ostseebad Heringsdorf zahlt der Arbeiter für vierzehn Tage Urlaub in den meisten Fällen 60 Mark, das ist nicht viel mehr, als früher ein Zimmer für einen einzigen Tag gekostet hat, berichtet ein Jugendlicher.

„Es waren herrliche Tage“, erzählt ein Jugendlicher aus Bad Ischl, „ich bin ja aus einem berühmten Fremdenverkehrsort, aber ich habe mir nie träumen lassen, daß ich selbst einmal irgendwo ein gern gesehener Gast sein werde, für den alles getan wird, und nicht nur Zausgast, wie zu Hause“.

Die österreichischen Jugendlichen haben mit der deutschen Jugend eine feste Freundschaft geschlossen.

Gestern legte die österreichische Jugenddelegation am sowjetischen Ehrenmal in Treptow einen Kranz nieder.

„Wir stellen sofort ein . . . , dringend gesucht . . .“

Von unseren nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain

Wen man im demokratischen Sektor von Berlin herumstreift, sieht man vor Betrieben immer wieder Tafeln mit der Aufschrift: „Wir stellen sofort ein . . .“ Aber auch in den Sonntagsausgaben der Berliner Blätter und der Zeitungen der Republik findet man im Inseratenteil immer wieder die Schlagzeile: „Dringend gesucht . . .“

Vor einem Reifenwerk in Berlin steht eine große Tafel, auf der zu lesen ist: „Dringend und zum sofortigen Antritt werden gesucht: ein Planungsleiter, ein Produktionsplaner, ein Materialplaner, vertraut mit Normenermittlung in der chemischen Industrie, ein kaufmännischer Angestellter mit Erfahrungen auf dem Gebiete

der Buchhaltung, ein kaufmännischer Angestellter mit Erfahrungen in der Betriebswirtschaft, Sekretärinnen, Stenotypistinnen, ein A-Schweißer, ein Rohrleger, ein Kesselheizer.“

Vor einem anderen Betrieb, der Rohre und Behälter herstellt, ist zu lesen: „Wir stellen sofort ein: einen Kraftfahrer, einen Autoschlosser, einen Befahrer und fünf Transportarbeiter.“ Eine Firma, die Kühlautomaten erzeugt, sucht vier Tischler und einen Maschinenarbeiter, ein Werk für Fernmeldewesen sucht weibliche Arbeitskräfte. Der Textil-Innen- und Außenhandel sucht Maschinschreiberinnen. Eine Baufirma sucht dringend Maurer und Putzer, auch in geschlossenen Kolonnen.

Auch bei den Berufen der Intelligenz herrscht starke Nachfrage nach qualifiziertem Mitarbeitern. Ein Radiowerk in Köpenick sucht dringend Konstrukteure, Teilkonstrukteure, technische Zeichner und Zeichnerinnen. Ein Glühlampenwerk einen Elektroingenieur, einen Bautechniker und einen Revisor, ein anderes Glühlampenwerk Chemiker und Metallurgen, ein anderer Betrieb einen technischen Dolmetscher, einen Leiter des Büros für Erfindungswesen und einen Betriebsingenieur. Ein Werk für Signal- und Sicherungswesen sucht Projektierer für Starkstromanlagen, Haupttechnologen, Bauingenieure, Lehrausbildner für Elektromechanik, einen Archivar, Bilanzbuchhalter und Anlagenbuchhalter.

Das Krankenhaus Prenzlauer Berg braucht Fachärzte, Assistenzärzte und Assistentinnen für Röntgen und Labor, die Universitätsklinik Berlin medizinische Assistentinnen und Röntgenassistentinnen.

Der Maltzstrat von Großberlin hält Suche nach Erziehern und Erzieherinnen für Kinderheime und Jugendwerkhöfe in der Nähe Berlins.

Man könnte diese Aufzählung beliebig fortsetzen; das Problem in der Wirtschaft der DDR heißt nicht: wie bringt man die Arbeitskräfte unter, sondern: wie kann man die notwendigen Arbeitskräfte gewinnen. Auch dies ist ein Anzeichen für die Aufwärtsentwicklung der Wirtschaft.

NEUE ZEIT

Dienstag, 29. September 1953

facultas sb

NEUE ZEIT, Samstag, 3. Oktober 1953

Der große Schmarotzer

Westberlin lebt von der Arbeit und dem Fleiß der DDR

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Westberlin ist nicht nur die „Frontstadt“ im Kalten Krieg der Amerikaner gegen die DDR, die Länder der Volksdemokratie und die Sowjetunion — den Namen hat ihr der Westberliner Bürgermeister Reuter gegeben — Westberlin ist zugleich der große Schmarotzer am Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik, am Fleiß und der Tüchtigkeit der Werktätigen der DDR.

Es war ein wohlberechneter Schachzug der Amerikaner, als sie im Jahre 1948 für Westdeutschland eine gesonderte Währung schufen. Der Schwindelkurs, den sie für die Relation D-Mark-Westmark festlegten, war rein willkürlich. Gegenwärtig notiert in Westberlin eine Westmark etwa fünf D-Mark. Wäre dieser „Kurs“ echt, dann müßte man in Westberlin für eine Westmark dasselbe bekommen wie im demokratischen Sektor für fünf D-Mark. Davon ist aber keine Rede.

Aus dem Schwindelkurs der Westmark ergeben sich ungeahnte Möglichkeiten für tausende Schieber in Westberlin. Wenn sich beispielsweise jemand in Westberlin D-Mark kauft (das kann man in den eigens dazu eröffneten Wechselstuben), bekommt er für eine Westmark fünf D-Mark. Für dieses Geld kann er im demokratischen Sektor zwei Paar Damenstrümpfe kaufen. Verkauft er diese im Westen wieder, bekommt er dafür, sogar wenn er sie verschleudert, etwa zwei Westmark; und wenn er diese wieder in D-Mark umwechselt, hat er schon zehn D-Mark. Jedes Paar Strümpfe, das er in Ostberlin kauft, bringt also dem Schieber einen Gewinn von 100 Prozent! Eine Schreibmaschine kann man im demokratischen Sektor für etwa 340 D-Mark kaufen, im Westen kostet sie etwa 200 Westmark. Die 350 D-Mark kosten dem Schieber 70 Westmark. Verkauft er die Schreibmaschine im Westen weiter, ergibt das einen Profit von fast 300 Prozent. Das ist eine Verlockung, die auch im demokratischen Sektor manche Menschen straucheln läßt. Solche Beispiele von „lohnendem Handel“ gibt es tausende. Nebenbei sei erwähnt, daß der Westberliner in Ostberlin um zehn Pfennig — um einen „Groschen“, wie der Berliner sagt —

ein Glas Bier trinken kann, für das er in Westberlin 50 Pfennig bezahlen müßte.

Nun durfte die Westberliner Bevölkerung im demokratischen Sektor Lebensmittel und auch alle Industriewaren ungehindert einkaufen. Auf diese Weise war es auch den hunderttausenden Westberliner Arbeitslosen möglich, für billiges Geld einzukaufen. Das war für die armen Leute in Westberlin eine große Hilfe, für die Bevölkerung des demokratischen Sektors aber eine große Belastung.

Hunderttausende notleidende Westberliner wurden einfach von dem demokratischen Sektor mitverköstigt. Der Westberliner Arbeitslose, der etwa 20 Mark in der Woche Unterstützung bekam, zahlte davon seine Miete, sein Gas und seine Stromrechnung in Westmark. Für das übrige Geld kaufte er im demokratischen Sektor ein. Wenn er für 15 Westmark, die er in 75 D-Mark umwechselte, in Ostberlin einkaufte, bekam er dafür fast soviel wie ein Arbeiter oder Angestellter im demokratischen Sektor. Wen wundert es da, wenn der Arbeiter im demokratischen Sektor dieses Opfer auf die Dauer nicht tragen wollte? „Wir kämpfen für die Einheit Deutschlands und Berlins“, erklärten mir viele Berliner Arbeiter, „aber wenn die da drüben an der Spaltung so dick verdienen, dann werden die Westberliner sagen: Von uns aus kann die Spaltung noch dreißig Jahre dauern!“

Wenn Westberlin noch immer vegetiert, dann nicht durch die Dollarhilfe der Amerikaner — die fließt nicht in die Taschen der armen Bevölkerung —, sondern weil es lange Jahre von dem Ergebnis des Fleißes und Schweißes der Arbeiter der DDR mitgezehrt hat und auch heute noch mitzehrt, wenn auch in bescheidenem Ausmaß. Die Regierung der DDR hat nämlich angeordnet, daß Waren nur bei Vorweis des Personalausweises der DDR abgegeben werden dürfen. Aber da die ganze Stadt miteinander verwandt, verschwägert oder bekannt ist, gibt es noch immer viele Hintertürchen; die Tante im Osten kauft eben für die Nichte im Westen ein. So gehen auch heute noch viele Lebensmittel (man schätzt, fast die Hälfte des Westberliner Bedarfs) nach dem Westen.

Die Stadtverwaltung und die Polizei von Großberlin ist nicht scharfmacherisch. Sie drückt beide Augen zu; sie greift nicht ein, wenn sich die „Tanten“ und Nichtenhilfe“ in Rahmen bewegt, die sich noch vertreten lassen. Niemand ist dem Westberliner Arbeitslosen darum neidig, wenn er auf diese Weise auch zu einem billigen Stück Fleisch kommt. Es mußte aber verhindert werden, daß große Teile der Westberliner Bevölkerung dadurch, daß sie aus der Spaltung Nutzen ziehen, geradezu korrumpiert und vom eigenen Kampf um die Besserstellung direkt abgehalten werden. Auch heute kann in allen Gaststätten ohne Vorzeigen des Ausweises nach Herzenslust gegessen und getrunken werden, und die Westberliner machen von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch. Mögen die

Amerikaner mit ihren Bettelpaketen den Eindruck erwecken, als ob die Bevölkerung der DDR hungere — in Wahrheit kommen täglich zehntausende Westberliner in den demokratischen Sektor, um sich dort satt zu essen!

Scharf greifen Polizei und Gerichte nur zu, wo es sich um die Verschiebung von wertvollen Erzeugnissen der DDR, wie von Schreibmaschinen oder von weltberühmten Zeiß-Geräten handelt. Diese Waren werden ja meist von Westberlin weiter nach Westdeutschland gebracht, und je mehr Westberlin und dem Bonner Staat von diesen Waren illegal bekommen, um so weniger werden sie bereit sein, sie auf dem Handelsweg zu erwerben. Eine Schleichung dieser Art ist nicht nur ein schmutziges Geschäft, sondern eine direkte Sabotage am innerdeutschen Handel.

„Wenn sich der neue Kurs voll auswirken wird, dann werden in Westberlin bald ganz falsche D-Mark auftauchen“, erklärte uns ein Berliner Gerichtsfunktionär in einer Unterredung. Wir wußten zunächst nicht, worauf er damit hinaus wollte, und er begann zu erklären: „Westberlin braucht für seine Manöver einen Vorrat von D-Mark. Es kommt in dem Besitz unseres Geldes einmal dadurch, daß Westberliner, die bei uns arbeiten und auch in unserem Geld bezahlt werden, einen Teil ihres Geldes drüben abgeben müssen. Aber das ist ein verhältnismäßig kleiner Betrag, der dadurch zusammenkommt. Weit größer ist der Betrag, den die Berliner und die Bürger der DDR nach Westberlin tragen. Manche Artikel sind bei uns noch knapp, manche Luxuswaren, wie feine Schokolade, sind bei uns noch nicht zu haben. Lebenswichtig sind die wenigen Waren nicht, die uns fehlen, aber wenn jemand gut verdient — und das kann man bei uns, wenn man etwas leistet —, dann nimmt man eben manchmal Wucherpreise, wie sie durch den Schwindelumsatz zustande kommen, in Kauf. Es gibt immer noch viele, die bereit sind, viel Geld auszugeben für Schokolade, für ein französisches Parfüm oder für besonders „aufsehenerregende“ Schuhe oder Strümpfe. Und das ist das Geld, das sie drüben brauchen, um den Schwindel aufrechtzuerhalten. Bald wird es aber, wenn sich der neue Kurs voll entfaltet, auch bei uns alles geben, und wir werden auch dem verwöhntesten Geschmack alles bieten können. Dann wird niemand mehr im Westen einkaufen und der Kurs wird rapid sinken.“

So wird der neue Kurs nicht nur den Lebensstandard der Bevölkerung der DDR gewaltig heben, er wird auch dazu beitragen, die Spaltung der Hauptstadt Berlin zu überwinden. Er wird dazu beitragen, daß sich die Westberliner Stadtverwaltung gezwungen sehen wird, einen normalen Handel mit der DDR anzubahnen. Die DDR kann und wird die Versorgung auch von Westberlin gewährleisten, aber sie kann und wird sich nicht durch Spekulanten und Schieberbanden ausplündern lassen.

Sie leben in Saus und Braus - auf Besatzungskosten

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Die Luxusbauten für die westlichen Besatzungsmächte in Westdeutschland erregen immer mehr die Empörung der Bevölkerung. So gar bürgerliche Zeitungen können nicht umhin, dieser Stimmung der Bevölkerung Ausdruck zu geben. Die „Aachener Nachrichten“ schreiben über eine solche amerikanische Luxusledtling:

„Der Abendbummel lenkt die Schritte in Richtung Bad Godesberg, als das Bild urdeutscher Landschaft von grellen Lichtern überflutet wird. Verwundert schrele ich auf ein Lichtmeer zu und erkenne hinter Plittersdorf eine geheimnisvolle amerikanische Luxusiedlung. Breite, spiegelglatte Straßen führen durch den Ort. Helle Lampen beleuchten parkende Wagenschlängen: Chevrolet de Lux, Mercedes, Volkswagen. Zwei- und dreistöckige Appartementshäuser in hundertfacher Zahl bilden die neue Siedlung Steubenstraße - Frankenstraße - Kolumbusring.

Wer wohnt in den klotzigen Luxusbauten links und rechts der Straßen? „Angestellte der „hohen“ US-Kommission“, antwortet ein deutscher Polizist. Er ist von den Amerikanern angestellt, 16 Dienststunden am Tage, 240 D-Mark monatliches Gehalt.

Sind die Amerikaner in Deutschland so arm?

„Scheinbar“, nickt der Polizist auf die Frage.

So ein mittlerer Angestellter hat „nur“ 800 Dollar Monatseinkommen, etwa 2400 D-Mark, 2400 D-Mark auf Besatzungskosten . . . das 28.000.000-Dollar-Paradies.

„Vor kurzer Zeit stand an dieser Stelle noch eine große Obstplantage“, erklärt der Polizist. „Die Amerikaner bauten, sehen Sie, drüben liegt das Fernheizhaus für Warmwasser und Heißluft in sämtlichen Gebäuden.“ „Aha, da das Mammutkino. Kosten: eine Million Dollar. Es folgen Werkstätten aller Art, die Kirche mit weißem Turm, für alle Konfessionen, die Kinderschule. Alles ist luxuriös eingerichtet und in verschwenderischer Zahl von Lichtern eingehüllt. Und jetzt kommen die Wohn- und Klubräume von Klein-Hollywood.“

„Fünfzehn Dollar Jahresmiete“, fährt der Polizist fort. Die großen Fenster der Wohnblocks sind hell erleuchtet. Pro Zimmer drei oder vier Lampen mit mindestens zwölf Glühbirnen. Komfortabel eingerichtete Einzel- und Familienwohnungen mit chinesischem Schränkchen, Mahagonitischen, Stahlmöbeln und Schaukelsesseln, Eisschränken, Orientteppichen, gediegenen Schlaf- und Badezimmern . . . „Alles exklusiver Geschmack“ flüstert mein Begleiter. „Beraten und eingerichtet von deutschen Architekten.“

Das Hallenbad ist wie die Tennishalle leer: Zuviel Anstrengung? Der Massageraum ist voll: Entfettungskuren . . . Die Kegelbahn hat automatische Aufsetzmaschinen. Überall wird getrunken, gelacht und gespielt . . .

Mein Begleiter weist auf ein großes Gebäude. „Was die Soldaten hier tun?“ Damned, Whisky, Gin, deutsches Bier — dann lächelt ein deutsches Mädchen. Es ist so schön am Rhein — besonders mit Geld. Nicht minder im französischen Klub. Und später im Café Tabu . . .

In den Wohnbauten sind je 10 bis 20 Räume für das deutsche Dienstpersonal. Sie müssen viel arbeiten. Verdienst einigermaßen. Die vielen Räume und die verwöhnten Ansprüche der Amerikaner füllen auch den Abend des Dienstpersonals aus.

„Sie wohnen also dort. Dürfen Sie Besuche empfangen?“ — „Von deutschen Männern nicht. Amerikaner dürfen . . . Aber nicht heiraten, sonst werden sie abkommandiert — meist nach Korea . . .“

„Die Amerikaner in ‚Klein-Hollywood‘ leben ein herrliches Leben“, meint ein deutscher Taxifahrer. „Sie haben ihre luxuriöse Wohnung — einen kleinen Palast. Sie haben ihren Klub — mit Spiegeln und Freuden angenehmster Art. Sie haben viel Geld und lassen den Teufel tanzen. Der eine amüsiert sich im „Goldenen Getto“, wie der Ami selbst nennt —, der andere vergnügt sich irgendwo am Rhein. ‚Klein-Hollywood‘, für unsere Begriffe ein wahres Paradies, lebt von Besatzungskosten.“

Soweit die Schilderung der westdeutschen bürgerlichen „Aachener Nachrichten“.

NEUE ZEITUNG 11. Herbst, 7. Oktober 1953

Blau Schwerter schützen weißes Gold

Etwas von Meissen, der sächsischen Wachau, und der kuriosen Entdeckung eines Alchimisten

(Von unserem Berliner F.-K.-Berichterstatter)

„Meißener Porzellan, entdeckt im Jahre 1710 von dem Alchimisten Königs August des Starken von Sachsen und Polen, Johann Friedrich Böttger, zeichnet sich durch besondere Härte aus, die wieder eine Folge der besonderen Eigenart des Meißener Kaolins ist.“ So könnte etwa in einem Lehrbuch in trockenen Worten über das Meißener Porzellan berichtet werden. Aber das Meißener Porzellan hat das Leben einer ganzen Stadt geformt. Es kommt aus einer Landschaft, die den Oesterreichern vertraut und sympathisch ist, und es verlohnt sich, tiefer in seine Geschichte einzudringen.

Fahrt durch herbliches Land

Das Außenministerium der DDR hat dieser Tage den in Berlin tätigen ausländischen Journalisten Gelegenheit gegeben, Meissen, die Geburtsstadt des berühmten Porzellans, kennenzulernen. Wir rollen durch das herbliche Land, durch große Kiefernwälder, die so durchsichtig sind wie Lärchenwälder im Herbst. Auf den Feldern, die an uns vorbeiziehen, ist überall die Erdpfelernte im Gange. Auf den Wiesen grasen schwarz-weißgefleckte Rinder, die beste Rasse für die trockenen, sandigen Böden. Auf den Erdpfelfeldern sieht man Jugendbrigaden, Betriebsarbeiter, die bei der Ernte helfen. Neben Pferdegespannen sieht man auch immer wieder Traktoren, die die Erdpfeln zu den Bahnhöfen bringen.

Erst weit im Süden beginnt das Land hügelig zu werden und wir fahren durch Dörfer, deren Bauten von einer traditionsreichen Vergangenheit zeugen. Dann fällt die Autobahn ab und unten sieht man die Elbe, die sich trägt durch die Landschaft schlingt. Ihre steilen Ufer erinnern an die Wachau. Zur linken Hand liegt Dresden, das schwergeprüfte Elbflorenz, das in den letzten Wochen des zweiten Weltkrieges von amerikanischen Bomben fast völlig dem Erdboden gleichgemacht wurde. Sogar von weitem sieht man die großen Ruinenfelder, die einer Wüstenei gleichen und die einen schauerlichen Kontrast zur weichen und gelösten Landschaft bilden. Dann biegt unser Autobus rechts ab. Nachdem die Straße eine Windung der Elbe abschneidet, ist man in Meissen, der tausendjährigen mitteldeutschen Stadt, die berühmt wurde durch das Meißener Porzellan.

Ein Museum mit 300.000 Stück Porzellan

In dem Betrieb, der das berühmte Meißener Porzellan herstellt, ist ein großes Museum untergebracht, in dem etwa 300.000 Stück Porzellan zur Schau gestellt sind. Man sieht hier die ersten Versuche, Gefäße und Töpfe, die noch aussehen als wären sie aus gewöhnlichem Ton. Man kann den Entwicklungsgang des Porzellans genau verfolgen.

Als 1710 der erste Brand gelang, der weißes Porzellan hervorbrachte, wußte man schon, daß es sich hierbei nicht um eine völlig neue Entdeckung handelt, sondern um eine Nachentdeckung des in China seit Jahrtausenden heimischen Stoffes. Nur dadurch ist es zu erklären, daß in den ersten Jahren der Porzellanherstellung alle Gefäße und Zieraten mit chinesischen Mustern versehen sind. Interessant ist auch, mit welcher Naivität in dieser Zeit die Tierbilder dargestellt wurden. Da sieht man Elefanten, die man als solche kaum erkennen kann, weil sie der Bildhauer nur aus den „schrecklichen“ Schilderungen der Reisenden gekannt hat, Steinböcke, denen man ansieht, daß der Bildhauer nie ein lebendiges Abbild dieses Wildes gesehen hat, und viele andere Kuriositäten. Da die Herstellung des Porzellans eine reine Privatangelegenheit der sächsischen Könige war, kam es zu den merkwürdigsten Spielereien. Vieles von dem, was man hier sieht, ist praktisch und künstlerisch wertlos und nur als Laune der Feudalherren zu werten. Schäferspiele, in Porzellan dargestellt, niedliche Weinlesemotive, süßliche Darstellung der bergmännischen Gewinnung von Kaolin.

Die Herstellung von Gebrauchsgegenständen aus Porzellan scheint erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Schwung gekommen zu sein. Dann wurden allerdings kostbare Frachtexemplare hergestellt. Man sieht hier Teile des berühmten Services des sächsischen Finanzministers Graf Brühl, das aus nicht weniger als 1100 Teilen besteht. Die wirkliche Kunst der Meißener Erzeugnisse dieser Zeit liegt jedoch, wie jede Kunst, in der Einfachheit. Die Schalen, Teller und Vasen, die weniger bizarr geformt sind, enthalten oft einen ganzen Strauß von Farben, wobei insbesondere die Kupferfarben alle Nuancen zeigen. Diese Wunder konnten nur durch mehrmaliges Brennen des Materials hergestellt werden, und man sieht Stücke, die zehnmal durch den Brand gegangen sind, bis alle Farben leuchtend herauskamen.

Geschirr für den einfachen Hausgebrauch der besitzenden Bürger entstand erst später, nicht vor den Porzellanfeilenköpfen, die ebenfalls im Museum zu Dutzenden zu sehen sind.

Man nehme...

„Porzellan besteht aus einer gebrannten Masse von Kaolin, Feldspat und Quarz“, erklärt uns der Produktionsleiter des Werkes, der sich durch eifriges Studium vom einfachen Modellierer bis zu dieser Funktion emporgearbeitet hat. „Die Zusammensetzung der Masse ist bis auf winzige Einzelheiten kein Geheimnis, und theoretisch könnte jede Porzellanfabrik Meißener Porzellan erzeugen, wenn es unser Kaolin dazu hätte. Was aber niemand nachmachen kann, das

sind die jahrhundertalten Erfahrungen und die Qualität unserer Arbeit. Es wäre für eine Fabrik, die beispielsweise massenhaft Geschirr herstellt, höchst unrentabel, unseren komplizierten und langwierigen Arbeitsgang nachzumachen. Bei uns wird der Rohstoff zwei Jahre aufbereitet, bevor er in den Brennofen geht. Ein ganzes Jahr dauert es, bis sich das geschlämmte Kaolin setzt und nur die widerstandsfähigsten Kristalle zu-



Meißener Porzellanfigur aus dem Jahre 1748

rückbleiben. Ein weiteres Jahr dauert es dann noch, bis die Zusätze von Feldspat und Quarz mit dem Kaolin die richtige Verbindung eingegangen sind. In diesen zwei Jahren sind hunderte Handgriffe notwendig, die durch Maschinen nicht ersetzt werden können.“

Eine Tasse in der Urform

Wir besichtigen nun die Produktion. Auf einem Tisch hat ein Arbeiter, der schon vierzig Jahre auf seinem Platz steht, einen Kegel aus weicher Masse aufgebaut, die wie

weicher Lehm aussieht. Durch eine Dreavorrichtung, die er mit dem Fuß betätigt, hält er den Kegel vor sich in ständiger Bewegung, mit einigen geschickten Handgriffen zaubert er dann einen Hohlkörper hervor, er weitet ihn oben aus, und durch einen Druck der Finger entstehen in dem Hohlraum Einbuchtungen, und auf einmal hat er die Rohform einer Tasse vor sich. Diese Form bleibt einige Tage zum Trocknen stehen, nachdem er mit einer Art Spachtel, die beim Drehen entstandenen Nähte geglättet hat. Dann geht die Tasse zum ersten Brand, der mit einer Hitze von etwa 900 Grad vorgenommen wird. Nach diesem ersten Arbeitsvorgang wird das Stück glasiert, es wird dabei ganz einfach in eine Kalklösung eingetaucht. Wird das Stück nun mit Kupferfarben bemalt, dann müssen diese Farben noch vor der Glasur aufgetragen werden, und die Fachleute sprechen hier von Untergrasur, weil erst die Hitze die Farben leuchtend macht. Bei der anderen Bemalung werden die Muster auf die Glasur aufgetragen, und dann geht das Porzellan zum zweiten Brand mit einer Hitze von 1450 Grad. Durch diese Hitze schwindet die Masse noch einmal und die Farben sinken in die Glasur ein, so daß keine Unebenheit festzustellen ist, wenn man mit dem Finger über eine Tasse streicht. Die Maler legen ihre Blumenmuster oder ihre Ornamente mit freier Hand auf die Gegenstände, und es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß sich kein einziges Muster wiederholen darf, es sei denn, daß die Kundschaft es besonders wünscht.

Ein wertvoller Exportartikel

Die Meißener Manufaktur beschäftigt etwa tausend Arbeiter, wovon 460 Frauen sind. Fast alle Arbeiter sind hochqualifiziert und in der Geschicklichkeit ihrer Hände liegt die Verantwortung für die hohe Qualität des Meißener Porzellans.

Der Produktionsleiter berichtet uns, daß Meißener Porzellan in die Länder der Volksdemokratie und nach der Schweiz, nach Südamerika und nach Skandinavien ausgeführt wird. Die Meißener Erzeugnisse bringen der DDR wertvolle Devisen, mit deren Hilfe sie wieder andere wichtige Rohstoffe einkaufen kann. Die meisten Kunden bestellen Kopien

„Wie lang ist ein Li?“

fragte der Verlagslektor, wobei er nicht die Körpermaße des Herrn Li, eines Vertreters der überaus zahlreichen Familie der ehrenwerten Li, sondern das traditionelle chinesische Längenmaß meinte.

„Wie lang ein Li im Verhältnis zu unserem metrischen System ist, kann ich nicht genau angeben“, sagte ich. „Aber ich weiß, daß die chinesischen Soldaten im Krieg durchschnittlich in einer Stunde zehn Li marschierten. Wir Europäer konnten diesem Tempo, obwohl wir Lederschuhe trugen und die Chinesen Stroh- oder Stoffschuhe, nur mit Mühe folgen. Die chinesische Rote Armee hat übrigens bei ihrem berühmten langen Marsch diese Durchschnittsgeschwindigkeit weit überschritten. Und auch die chinesischen Freiwilligen in Korea haben wahrscheinlich mehr als zehn Li in der Stunde zurückgelegt, wenn sie die Amerikaner vor sich herjagten.“

„Aber wie lang ist ein Li nun wirklich?“ fragte der Lektor, der ein Buch über China herauszugeben im Begriff stand. „Wir müssen's herausfinden, in Metern und Zentimetern, nach verlässlicher Quelle.“

„Im Sinologischen Institut der Universität“, sagte der Lektor, drückte mir einen Zettel in die Hand, auf dem die chinesischen Maße und Gewichte standen, deren Umrechnung nach unserem System ich ermitteln sollte, und komplimentierte mich zur Verlagstür hinaus.

„Mineralogisches Institut“, verbesserte mich der Universitätsportier. „Nein, Sinologisches — wo man was über China erfährt“, beharrte ich auf meinem Anliegen. Gib's bei uns nicht“, erklärte der Portier freundlich, aber bestimmt, und verwies mich schließlich, da ich keine Anstalten machte, vom Platz zu weichen, an eine andere Stelle im Universitätsgebäude, wo zwei Herren nach kurzem Kolloquium mir dann auch eine Adresse nannten, an der ich das gewünschte Institut finden könnte.

Das endlich gefundene Institut betreut, wie sich bald herausstellte, nicht China speziell, sondern den ganzen Orient, den vorderen, den mittleren und den ganz fernen, und da dies in anderthalb Zimmern und mit anderthalb Kräften auf eine gründliche Art kaum möglich ist, fürchte ich, daß der sich mit größtem Eifer bemühende junge Mann die metrischen Maße des chinesischen Li in diesem Institut niemals finden wird. Auch der Herr Doktor beim Schreibtisch scheint dies zu befürchten, und um die peinliche Situation, daß ein Akademiker einem Laien keine Antwort zu geben weiß, zu mildern, unterhalten wir uns mit fast chinesischer Höflichkeit über das Wetter im Orient. Als dann der Mißerfolg der Suche nach dem Li offenkundig wird, hat der Herr am Schreibtisch eine Idee, eine unkonventionelle, fast geniale Idee: „Fragen Sie die Chinesen vom chinesischen Restaurant in der Porzellan-gasse, die wissen's bestimmt.“

Darauf hätte ich allerhand sagen können, zum Beispiel: Herr Doktor! Ist es die Aufgabe eines wissenschaftlichen Instituts, einen Auskunftsschenden, der exakte Daten sucht, auf die vagen Angaben eines Restaurantkellners zu verweisen?

Worauf er hätte antworten können: Sie sehen selbst, meine Beste, wie es in unserem Institut aussieht. Soll ich zaubern? Wenn für sämtliche Hochschulen Oesterreichs mit samt ihren Instituten nur 0,69 Prozent des Staatsbudgets ausgeworfen ist, wie sollen wir uns die nötige Fachliteratur anschaffen?

Nach diesem nicht stattgehabten Gespräch verabschieden wir uns voneinander. Als Trost bekomme ich, neben dem nochmals wiederholten Rat, mich an das chinesische Restaurant zu wenden, den Namen eines im vorigen Jahrhundert erschienenen Handbuchs der Maße und Gewichte mit, in das ich in der Nationalbibliothek Einblick nehmen könne.

Inzwischen ist es Mittag geworden. Der Gedanke an das chinesische Restaurant hat viel Bestechendes an sich. Dennoch entschleße ich mich, der wissenschaftlichen Genauigkeit halber, für die Nationalbibliothek.

Seit meinem letzten Besuch vor einigen Jahren hat sich in der ehrwürdigen Bibliothek manches geändert. Ein Bestellschein für ein Buch zum Beispiel, der, wenn ich mich recht erinnere, früher zwei Groschen kostete, ist nun auf 10 Groschen gestiegen. Und statt der abgegriffenen Bandkataloge gibt es einen modernen Zettelkatalog; so modern, daß die Katalogkästchen der oberen Reihe nur für Recken von fast einem Li Größe bequem zugänglich sind. Mit übermenschlicher Anstrengung, mittels Balancierens auf einer Zehenspitze, spiralförmiger Verdrehung des Halses und Aufsetzens einer zweiten Brille gelingt es mir dennoch, zu erspähen, daß das mir empfohlene Lexikon aus dem 19. Jahrhundert — in der Nationalbibliothek nicht eingestellt ist.

Die Mittagszeit ist längst überschritten, aber nun hat mich das Jagdfever gepackt, nichts kann mich mehr von der Fährte des Li abbringen. Ich habe mich über das Fach „China“ gestürzt. Es ist eine Freude, zu sehen, wieviel Literatur es über das Reich der Mitte in der Nationalbibliothek gibt. Gleich unter B — Bolschewismus: „Rolling Theodor: Von der Roten Flut hinweggespült“, herausgegeben in Wien 1937. Ja, ja, was die böse rote Flut seitdem noch alles hinweggespült hat! Geschichte — Kunst — Philosophie... Und da ist endlich das, was ich suche; ein schlichter, aber verheißungsvoller Titel: „Schlag nach über China.“ Hurra, ich hab's geschafft! Ein Nachschlag, und ich werde wissen, wie lang ein Li ist. Munter klettere ich die schmale, steile Wendeltreppe zum Kartensaal hinauf, merkwürdige Reliquie vergangener Jahrhunderte, die noch nichts von Lift und ähnlichen neumodischen Finessen wußten. Weniger munter klettere

von berühmten Stücken. Das ist eine gewisse Schwierigkeit bei der Meißener Produktion; Man kann sich heute nur schwer vorstellen, daß man Büsten oder andere Erzeugnisse der Bildhauerkunst in Porzellan gießt. Auch das Geschirr für den täglichen Gebrauch vertritt nicht die oft etwas überladene Verzierung der alten Stücke. Wie aber nun die Meißener Manufaktur auf die Geschmacksbildung der Serienproduktion einwirken soll, darüber gibt es noch keine eindeutige Meinung, obwohl man sich in Kunstkreisen darüber einig ist, daß die Zukunft des Meißener Porzellans nicht im Kopieren alter Meister bestehen kann. Es wird noch manche Diskussion geben, bis hier ein gangbarer Weg gefunden ist.

Im Zimmer Böttgers

Nach dem Besuch in der Manufaktur bei-rachten wir uns auch noch die Albrechtsburg, in der der Alchimist Böttger gefangen gehalten wurde. In einem düsteren Zimmer mit einem wuchtigen Gewölbe, in einem Turm, der achtzig Meter zur Elbe abfällt, hat Böttger, während er verzweifelt versucht hat, künstlich Gold zu erzeugen, die ersten Entdeckungen in der Entwicklung des Porzellans gemacht. König August der Starke (seine Stärke bestand auch darin, daß er Vater von 362 außerehelichen Kindern war) hielt ihn gefangen, um ihn zu zwingen, den „Stein der Weisen“ zu finden. Bekanntlich ist Böttger aus diesem Turm mit einem achtzig Meter langen Seil geflohen, wurde aber später wieder aufgegriffen. Im besten Mannesalter, im Alter von 38 Jahren, ist dann der Mann, der für unsere Breiten das Porzellan entdeckt hat, als Kerkerhäftling des sächsischen Königs gestorben.

Der Dom zu Meissen, der sich neben der Albrechtsburg erhebt, enthält viele Kostbarkeiten, unter anderem auch zwei Gemälde von Lukas Cranach sowie eine Grabplatten-gravierung desselben Meisters. Von der Burg genießt man einen herrlichen Ausblick ins Elbtal, wo an den Steilhängen sich die Weingärten emporranken. Die Rheinländer sagen, daß sich dieser Wein vorzüglich als Essig zur Bereitung von Salaten und Majon-naisen eignet. Wir haben den Wein verkostet, und konnten feststellen, daß diese „Nach-richt“ aus dem Rheinland wohl nicht ganz aus der Luft gegriffen, aber doch als „ziemlich stark übertrieben“ anzusehen ist.

Das Meißener Porzellan ist das weiße Gold der DDR, und seine Schutzmarke sind die gekreuzten blauen Schwerter. So wie jede kostbare Arbeit, kann auch diese Arbeit nur im Frieden gedeihen, und die beste Entwicklungsmöglichkeit für das Meißener Porzellan ist ein Zeitalter des Friedens, für das die DDR beharrlich und hartnäckig kämpft.

ich fünf Minuten später die stillen Windungen wieder hinunter. Statt des ersehnten deutschen Nachschlagewerkes aus dem Jahre 1940 erhielt ich die Auskunft: „Gespart!“

Wenn man schon, hätte ich nach den Bibliothek fragen können, es für notwendig erachtet, ein Nachschlagewerk über China — das einzige, das ich im gesamten Katalog fand — für die Benützung zu sperren, während die Goebbels-, die Hitler-, die Rommel- und die Papen-Biographien proterisch in jeder Buchhandlung für den Nazismus werben, hätte man dann nicht wenigstens, um dem Leser einen Kletteranstieg zu ersparen, diese Tatsache im Katalog vermerken können? Und er hätte mir darauf erwidern können: Was wollen Sie von mir? Ich bin nur ein subaltern, unterbezahlter Beamter. Fragen Sie die Herren droben, im Ministerium, warum es ihnen egal ist, wie sich ein Leser in der Bibliothek zurechtfindet...

Übrigens fand ich die Maße des Li dann doch. (Für den, den's interessiert: ein Li ist 644,4 Meter lang.) Ich fand sie in einem kleinen praktischen Handbuch, wo ich sie, bei etwas mehr Glück, auch ohne viel Umwege hätte finden können. Aber dann hätte ich eine lehrreiche Exkursion am Rande der österreichischen Wissenschaft versäumt.

PS.: Ich habe diesen Artikel geschrieben, ohne an die zufällig zur gleichen Zeit eröffnete neue Moskauer Universität zu denken. Ich schwöre es: jeder Vergleich liegt mir fern.

Susanne Wantoch

Heinrich von Kleist:

Der verlegene Magistrat

Ein H...r Stadtsoldat hatte vor nicht gar langer Zeit ohne Erlaubnis seines Offiziers die Stadtwache verlassen. Nach einem uralten Gesetz steht auf ein Verbrechen dieser Art, das sonst der Streiterei des Adels wegen, von großer Wichtigkeit war, eigentlich der Tod. Gleichwohl, ohne das Gesetz mit bestimmten Worten aufzuheben, ist davon seit vielen hundert Jahren kein Gebrauch gemacht worden; dergestalt, daß statt auf die Todesstrafe zu erkennen, derjenige, der sich dessen schuldig macht, nach einem feststehenden Gebrauch zu einer bloßen Geldstrafe, die er an die Stadtkasse zu erlegen hat, verurteilt wird. Der besagte Kerl aber, der keine Lust haben mochte, das Geld zu entrichten, erklärte zur großen Bestürzung des Magistrats, daß er, weil es ihm einmal zukomme, dem Gesetz gemäß sterben wolle. Der Magistrat, der ein Mißverständnis vermutete, schickte einen Deputierten an den Kerl ab und ließ ihm bedeuten, um wieviel vorteilhafter es für ihn wäre, einige Gulden zu erlegen, als arbeitslos zu werden. Doch der Kerl blieb dabei, daß er seines Lebens müde sei und daß er sterben wolle; dergestalt, daß dem Magistrat, der kein Blut vergießen wollte, nichts übrig blieb, als dem Schelm die Geldstrafe zu erlassen, und noch froh war, als er erklärte, daß er bei so bewandten Umständen am Leben bleiben wolle.

So feierten die Berliner den Geburtstag der DDR

Eine Symphonie von Freude, Tanz, Frohsinn und Geselligkeit
(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Der riesige Marx-Engels-Platz in Berlin, auf dem einst das Kaiserschloß stand, und die breite Paradenstraße des alten Berlin „Unter den Linden“ waren am Mittwoch vergangener Woche Schauplatz eines Festes, wie es Berlin noch nie gesehen hat.

Marx-Engels-Platz, 16 Uhr: Die letzten Worte der Hymne der Deutschen Demokratischen Republik: „... und die Sonne schön wie nie über Deutschland scheint“ sind verklungen, und aus Dutzenden Lautsprechern auf dem riesigen Platz bis hinunter zur Kreuzung Friedrichstraße-Unter den Linden kommt der Ruf:

Und jetzt wird getanzt!

Überall sind große Bühnen aufgestellt, auf denen die besten Kapellen zum Tanz aufspielen. Unter stürmischem Jubel eröffnen der Botschafter der Sowjetunion Semjonow mit einer reizenden FDJlerin und Ministerpräsident Otto Grotewohl mit seiner Frau den Reigen. In kürzester Zeit wogen die Menschenmassen fröhlich durcheinander und man sieht: mit überschäumender Lebensfreude begeht die Bevölkerung den Geburtstag ihres Staates, der Deutschen Demokratischen Republik. Zu dem mehr als 500.000 Menschen, die an der Kundgebung teilgenommen hatten, kamen noch zehntausende Berliner aus allen West-

sektoren dazu. Zeitweise war das Gedränge so stark, daß man, wenn man vom Marx-Engels-Platz zur Friedrichstraße kommen wollte, sich einen ganzen Kilometer weit durch die Massen buchstäblich durcharbeiten mußte.

Vor der Humboldt-Universität erklangen Wiener Walzer

Auf der Seite der Staatsoper tanzten bayrische Schuhplattler und an anderen Plätzen zeigten große Kulturgruppen ihr Können, beliebte Schauspieler- und Schauspielerinnen wirkten als Conférenciers und sorgten für Stimmung.

Hunderte Stände hatten alles, was das Herz begehrt, von der beliebtesten Bockwurst bis zu gebratenen Fischen und Koteletts, war alles zu haben, an den Ecken der Stände hingen riesige Trauben von Bananen und auch die großen bulgarischen Weintrauben fanden reißenden Absatz.

Wildfremde Menschen umarmten einander, und Mütter nahmen Kinder, die fröhlich ihr Fähnchen schwenkten, auf den Arm und drehten sich mit ihnen im Kreise. Um 22 Uhr begann das große Feuerwerk, und mit jubelnden Rufen wurden die roten, weißen, blauen und grünen Lichtfontänen begrüßt. Amerikanische Flugzeuge, die den Flugplatz Tempelhof anfliegen, mußten über dem Platz kreisen, und ihre Passagiere were-

den einen Eindruck davon mitgenommen haben,

Wie es ist, wenn ein freies Volk seine Feste feiert

Die Berliner haben durch die Zerstörung der Stadt und durch die unselige Spaltung harte Schläge einstecken müssen, aber ihr Frohsinn und ihre Lebensfreude sind nicht untergegangen, das zeigte das erhebende Fest zum Geburtstag der DDR. Wenn jemand nach stundenlangem Tanz und Gewühle ein Wort vom Nachhausegehen sagte, wurde ihm zugerufen: „Mensch, bist du noch zu retten?“ Und hunderte Berliner Scherzworte und scharfe witzige Bemerkungen wurden einander wie Bälle zugeworfen. Noch um Mitternacht zogen Burschen und Mädchen singend und tanzend „Unter den Linden“ entlang, und niemand vermag genau zu sagen, wann das Fest zu Ende gegangen ist.

Das Geheimnis solcher Fröhlichkeit? Es ist die enge Verbundenheit der Bevölkerung mit ihrer Republik. Die Bevölkerung weiß, was sie an der DDR hat, sie weiß um die Wahrheit der Worte des deutschen Dichters Johannes R. Becher, mit denen er in einem seiner Gedichte die Deutsche Demokratische Republik gekennzeichnet hat: „Ein Reich des Menschen und ein Menschenstaat.“

NEUE ZEITUNG: Dienstag, 13. Oktober 1953

Zuschneidermeister Bendikat, Berlin: Warum ich in den demokratischen Sektor zurückgekehrt bin

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Der Zuschneidermeister Bendikat hat in der Friedrichstraße im demokratischen Sektor von Berlin seine Werkstatt und seine Schnittmeisterschule. Als wir sein Geschäft besuchen, begegnen wir zunächst seinem Mitarbeiter, der gerade dabei ist, die Räume wieder für den Betrieb einzurichten. In den Räumen war nämlich seit fast einem Jahr ein Spirituosenlager der Berliner Verkaufszentrale, eine Art volkseigener Handel, untergebracht. Dann erscheint Meister Bendikat selbst, und auf unsere Frage, ob er uns etwas über seine Rückkehr in den demokratischen Sektor erzählen könne, lädt er uns in ein als Kontor eingerichtetes Zimmer ein.

Bendikat ist der Typ des kleinen Kaufmannes wendig und voller Initiative. „Ich hatte früher fünf Angestellte“, erzählte er, „zum Teil Lehrlinge aus Halle und Leipzig, die bei mir das Zeichnen von Schnittmustern lernten. Ich belieferte viele Schneider und auch die Konfektionsindustrie mit Schnittmustern, und außerdem bereite ich Schneidergesellen auf ihre Meisterprüfung vor.“

Herr Bendikat berichtet uns, wie im Oktober 1952 plötzlich ein Magistratsbeamter in seinem Geschäft erschienen war und ihm mitgeteilt habe, daß nach einer Verordnung des Magistrats sein Betrieb unter Treuhandschaft gestellt wurde. Es handelte sich um eine Maßnahme des Magistrats von Groß-Berlin, die gegen Geschäftsleute angewendet wurde, die in Westberlin wohnten, während sie ihr Geschäft im demokratischen Sektor betrieben. Man wollte durch diese Maßnahme Schieber aller Art treffen, aber die Praxis hat gezeigt, daß man in vielen

Fällen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hatte.

Der „goldene“ Westen

„Ich bin, nachdem es mir unmöglich gemacht wurde, hier weiterzuarbeiten, einige Straßen weiter in dem Bezirk Wedding (französischer Sektor) gezogen und habe dort ein Zimmer gemietet, in dem ich meine Arbeit wieder aufnehmen wollte“, erzählt Bendikat. „Das Zimmer war 24 Quadratmeter groß und ich bezahlte dafür monatlich 60 Westmark Miete. Weil mein Gewerbeschein in einer Zeit ausgestellt wurde, da Berlin noch eine einheitliche Stadt war, nahm ich an, daß mir bei der Ausübung meines Gewerbes in Westberlin keine Schwierigkeiten gemacht werden. Als ich jedoch bei den Behörden vorsprach, wurde mir erklärt, daß dieser „Ostgewerbeschein“ hier nicht anerkannt wird, und es begann eine lange Reihe von Schikanen. Da ich als unpolitischer Geschäftsmann für die Spionagezentralen offenbar kein „interessanter Fall“ war, zeigten mir alle Stellen in Westberlin die kalte Schulter. Man hat mir nacheinander das Wohnungsamt, die Feuerwehr und den Amtsarzt auf den Hals gehetzt, und überall wurde mir bewiesen, daß ich in meinem Zimmer mein Gewerbe nicht ausüben dürfe. Da ich aber nicht verhungern wollte, mußte ich mit der Arbeit beginnen. Und das Steueramt hat meine Steuern genommen, obwohl ich keine Gewerbeberechtigung hatte.“

Ich war fast ein ganzes Jahr im Westen, aber die Gewerbeberechtigung habe ich nicht bekommen, obwohl es in Westberlin Dutzende

Schneider gibt, die ich früher beliefert hatte und die die Qualität meiner Arbeit kennen. Das Ertragnis meiner Arbeit war so kümmerlich, daß ich kaum mehr als eine Bedienerin verdiente. Obwohl ich ein agiler Mensch bin, bin ich in diesem Jahr aus Ueberfluß an Freizeit ein wahrer Spezialist im Auflösen von Kreuzwörterrätseln und ähnlichen Kunststücken geworden. Das Westberliner Schneidergewerbe liegt derart darnieder, daß es mir nicht möglich war, einen anständigen Kundenkreis zu erwerben: jeder Schneider dreht nämlich dreimal den Pfennig um, ehe er ihn ausgibt. Ich wußte schon nicht mehr aus und ein, und lange hätte ich mich nicht mehr über Wasser halten können.

„Ich bin mit Begeisterung zurückgekehrt“

Dann kamen die Ministerratsbeschlüsse über den neuen Kurs, in denen auch überstürzte Maßnahmen gegen Gewerbetreibende zurückgenommen wurden. Ich bin mit Begeisterung zurückgekehrt, weil ich ganz genau wußte, daß ich im demokratischen Sektor meine Existenz habe, während ich im Westen hätte untergehen müssen. Obwohl mich einige Leute im Westen „düßlig“ nannten, weil ich wieder zurückkehrte, habe ich nicht auf sie gehört und habe mich wieder bei den Behörden des demokratischen Sektors gemeldet und um die Rückgabe meines Geschäftes ersucht.

Ich habe überall recht bekommen

Nun schildert Bendikat, wie er wieder in den Besitz seines Geschäftes in der Friedrichstraße gekommen ist. „Es hat zwar Laufereien gekostet“, erzählt der Geschäftsmann, „aber ich bin nicht der, der sich von Bürokraten abwimmeln läßt. Ich bin zu meinem Recht gekommen.“

Die größte Schwierigkeit schien mir, die Berliner Verkaufszentrale aus meinen Räumen hinauszubringen. Ich bin ein kleiner Meister,

der unter Treuhandschaft gestellt wurde und aus dem Westen zurückgekehrt ist, die Verkaufszentrale ist aber eine halbe Behörde. Ich habe jedoch bei allen Verhandlungen meinen Standpunkt durchgesetzt, weil ich mich auf die Beschlüsse des Ministerrats stützen konnte. Ich habe es in meinem eigenen Fall erfahren, daß diese Beschlüsse Gewicht haben, und daß es niemand möglich ist, sie zu umgehen oder zu ignorieren.“

„Wie haben Sie das Geschäft wieder vorgefunden“, fragen wir. Bendikat berichtet uns, daß er wieder von vorne beginnen mußte. „Ich habe aber sehr bald wieder Aufträge bekommen, und ich arbeite mit der Konfektion zusammen. Mir ist um die Zukunft nicht bange. Der Bedarf an soliden Kleidern ist groß, und meine Arbeit ist so individuell, daß mich keine Fabrik verdrängen kann. Ich werde auch wieder die Schule aufmachen und den Nachwuchs für Gewerbe und Bekleidungsindustrie schulen helfen.“

Der neue Kurs ist von Dauer

„Herr Bendikat“, so provozieren wir den Geschäftsmann, „haben Sie keine Angst, daß der neue Kurs nur ein Zuckerl für die kleinen Gewerbetreibenden ist?“

„Das haben bei uns auch einige ganz Verbohrte gesagt“, erklärt Bendikat. „Ich bin aber fest davon überzeugt, daß die Regierung eingesehen hat, daß es ein Fehler war, den kleinen Gewerbetreibenden die Flügel zu stutzen, weil ohne die Mitarbeit des qualifizierten Gewerbes eine reibungslose Versorgung der arbeitenden Bevölkerung nicht möglich ist. Deshalb habe ich auch Vertrauen zu den Maßnahmen der Regierung, und wenn bei uns jemand etwas kann, dann wird er sich auch durchsetzen, weil genug Arbeit für alle da ist und auch die Kaufkraft der Bevölkerung ständig wächst.“

NEUE ZEITUNG Montag, 19. Oktober 1953

Wo der Arbeiter alles werden kann

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Wo in Berlin der Kupfergraben von der Friedrichstraße abbiegt, liegt neben der Spree, die hier den ganzen Tag von Kähnen und Schleppern befahren wird, das Heim der Studenten und Studentinnen der Arbeiter- und Bauernfakultät der Berliner Humboldt-Universität. Um 14 Uhr etwa strömen die jungen Leute nach dem Unterricht ihrem Heim zu. Einige hundert Studentinnen und Studenten wohnen hier und bereiten sich in intensivem Studium auf die Universität vor.

„Schnellsiedekurs“ für „zweitrangiges“ Studium?

„Ist nicht die Arbeiter- und Bauernfakultät doch eine schnellsiedemäßige Vorbereitung zum Universitätsstudium?“ fragen wir den Leiter der Anstalt. Der hat sicherlich dieses „Argument“ schon oft gehört und bereitwillig beginnt er uns zu erklären, daß die Arbeiter- und Bauernfakultät sich zum Ziel setzt, jungen Menschen aus Arbeiter- und Bauernkreisen, die die Obermittelschule nicht besuchen konnten, in drei Jahren die Hochschulreife zu vermitteln.

„Es kommt uns dabei zugute“, sagte der Direktor, „daß jeder, der zu uns kommt, größeren Ernst mitbringt, weil er das Leben schon kennt und bereits ein festes Ziel vor Augen hat, was man von dem alten Typ des Oberschülers nicht immer sagen konnte. Dazu kommt, daß nach dem ersten Studienjahr der Unterricht bereits auf das zukünftige Fachstudium zugeschnitten wird, eine Methode, die auf der Oberschule nicht oder nur sehr allgemein angewendet werden kann. Das macht es möglich — den Fleiß der Studenten vorausgesetzt —, daß wir in drei Jahren zur Hochschulreife gelangen.“

„Ich war ein Landarbeiter“

Bei unserem Gang durch das Studentenheim kommen wir gerade zu einer Gruppe Burschen und Mädchen, die sich stürmisch von einem Kameraden verabschieden. „Ja, ich muß jetzt ausziehen“, antwortet der junge Mann auf unsere Frage. „Ich bin jetzt schon drüben auf der Humboldt-Universität und hier wird der Platz für die Neuen gebraucht.“

Mit diesem Studenten, der also schon die

Arbeiter- und Bauernfakultät absolviert hat, unterhalten wir uns über seinen Werdegang. Er ist jetzt 21 Jahre alt, kam als Umsiedler aus dem Osten in die DDR. „Man hat hier alles getan“, erzählt der Student, „damit wir wieder eine Heimat finden. Anfangs habe ich als Landarbeiter gearbeitet, aber daneben habe ich jede Gelegenheit benützt, um zu lernen. Bei der Gründung der Arbeiter- und Bauernfakultät im Jahre 1950 habe ich mich gleich dazu gemeldet, die Freie Deutsche Jugend hat mich unterstützt, und ich habe es auch geschafft.“

„Und jetzt werden sie Agronom?“ fragen wir. Der Bursch lacht. „Sie meinen, weil ich aus der Landwirtschaft komme? Nein, das hat damit nichts zu tun, ich werde Arzt.“

Die einzige Bedingung: Lernen

Der Student erzählt uns, wie er die drei Jahre auf der Arbeiter- und Bauernfakultät verbracht hat. Jeder Student auf der Arbeiter- und Bauernfakultät bekommt ein Stipendium. „Studenten, die hungern müßten, gibt es bei uns nicht mehr“, sagt unser Freund. „Freilich meckern wir auch öfter über die Kost im Heim, aber das ist wohl auf der ganzen Welt so, wenn zweihundert junge Menschen zusammenhausen.“

Auch bei dem Lehrmaterial gibt es für die Studenten große Erleichterungen, das einzige, was wirklich von uns verlangt wird, ist, daß wir lernen, da wird uns nichts geschenkt.

Die Schule dauert zehn Monate, täglich sechs Stunden, nachmittags von 16 bis 19 Uhr ist Selbststudium, das von den Dozenten kontrolliert wird. Natürlich gibt es da Krisen beim Lernen, und insbesondere dann, wenn einer sich einbildet, er braucht sich nur die letzten zwei Monate anzustrengen.“

„Aber drei Jahre sind lang, und wir können uns vorstellen, daß sie einem sauer werden können“, werfen wir ein. Einige Studenten und Studentinnen haben sich inzwischen zu uns gesellt, und sie lachen bei dieser Frage.

„Man darf sie sich nicht sauer werden lassen“, sagt unser junger Freund. „Wir haben hier im Heim Theaterzirkel organisiert, eine Kapelle war auch bald beisammen und selbstverständlich haben wir auch einen Filmvorführ-

rungsapparat. Die einen spielen Schach, und auch ein zünftiger Skat ist nicht verpönt. Unsere bunten Abende können sich sehen lassen. Natürlich nehmen wir auch am Berliner Leben regen Anteil, und wo etwas los ist, dort fehlen auch nicht die Studenten der Arbeiter- und Bauernfakultät.“

„Du hast's ja hinter dir“, sagt ein Mädchen, das erst die vorige Woche angekommen ist, und es seufzt ein wenig.

„Du wirst's auch hinter dich bringen, wenn du den Kopf nur immer beim Lernen und nicht wo anders haben wirst“, sagt der einundzwanzigjährige „Veteran“, und die jungen Leute sehen sich an und lachen.

„Wie stellen Sie sich Ihre spätere Laufbahn vor?“ ist unsere letzte Frage an den jungen Medizinstudenten.

„Darum ist mir nicht bange“, kommt die Antwort. „Wir brauchen noch viele Aerzte, denn die gesundheitliche Betreuung der Bevölkerung stellt immer größere Anforderungen. Ich möchte gern einmal in einem größeren Krankenhaus Chirurg werden, das ist mein Ziel, und dieses Ziel werde ich auch erreichen.“

So sieht ein junger Medizinstudent in der DDR seine Zukunft. Seine Kollegen in Wien, der Stadt der einstmalen berühmten medizinischen Schule, und seine Kollegen in ganz Oesterreich können ihn beneiden.

„Neue Zeit“ und „Salzburger Tagblatt“, Eigentümer: Kommunistische Partei Oesterreichs. Herausgeber: Franz Halder, Verleger und Druck: „Linzer Verlag“, Urfahr, Rudolfstr. 38. Für den Inhalt verantwortlich: Peter Aschner, Urfahr, Rudolfstr. 36 (in Vertretung von Franz Kain, Urfahr, Heilham 2). — Redaktion und Administration: Urfahr, Rudolfstr. 38. Telefon: Redaktion Nr. 2 47 15, Sportredaktion ab 18 Uhr 2 47 17, Druckerei und Verwaltung 2 47 07. Vertrieb bis 18 Uhr 2 47 17.

NEUE ZEIT, Sonntag, 24. Oktober 1953

Umfassende Preissenkung in der DDR

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Die Regierung der DDR verlaubliche Samstag einen Beschluß über die Durchführung einer weitgehenden Preissenkung für Konsumgüter am 26. Oktober. Durch die Herabsetzung der Preise erhöht sich das Realeinkommen der Bevölkerung noch in diesem Jahr um 540 Millionen Mark. 1954 wird sich die Bevölkerung durch die Preissenkung dreieinhalb Milliarden Mark ersparen. Die neue Maßnahme zur Hebung des Lebensstandards erfolgt eine Woche nach Senkung der Lohnsteuer für 80 Prozent der steuerpflichtigen Lohn- und Gehaltsempfänger, durch die das Jahreslohn der Arbeiter und Angestellten um 450 Millionen Mark zunimmt.

Die Preissenkung beträgt bei Frischfleisch 10 Prozent, Fischkonserven 20 Prozent, Schlachtfetten (Speck und Talg) 22 Prozent, Vollmilch 20 Prozent, Margarine 25 Prozent, Tabak 10 Prozent, Zigaretten 13 Prozent, Bier 15 Prozent, Lederschuh für Kinder und Jugendliche 25 Prozent,

Baumwollartikeln und -geweben 27,5 Prozent, Leinen 20 Prozent, Untertrikotagen 15 Prozent, Konfektion aus Baumwolle 16 Prozent, Konfektion aus Leinen 17,5 Prozent, Fahrrädern 15 Prozent, Kinderwagen 10 Prozent, Photoapparaten 25 Prozent, Uhren 20 Prozent, Reiseschreibmaschinen 18 Prozent, Strehchölzern 50 Prozent, Fahrzeugbereifungen 40 Prozent.

Insgesamt werden die Preise für 12.000 Warenarten ermäßigt. Der Vorsitzende der staatlichen Plankommission Leuschner stellt fest, daß die ausgiebige Preissenkung durch die Leistungen der Werktätigen und die Hilfe der Sowjetregierung in Form zusätzlicher Warenlieferungen ermöglicht wurde. Im dritten Quartal dieses Jahres wurde der Wirtschaftsplan zu 99,7 Prozent erfüllt, wozu eine Erhöhung der Produktiv-

lät von 9,7 Prozent gegenüber 1952 beiträgt. Ministerpräsident Grotewohl erklärte im Ministerrat, zusehendst setzte sich auch bei den letzten Werktätigen die Überzeugung durch, daß in der DDR die Früchte der Arbeit den arbeitenden Menschen zugute kommen, wie die neue Preissenkung beweist.

Die Tiroler Landtagswahlen

Nach den bei Redaktionsschluß vorliegenden ersten Bezirksergebnissen der Tiroler Landtagswahlen hat der VdU schwere Einbußen (bis zu 60 Prozent) erlitten. Die Volksoption hingegen konnte überall Fortschritte erzielen. Gesamtergebnisse lagen bei Blattschluß noch nicht vor.

NEUE ZEIT
Freitag, 26. Oktober 1953

Die Technik der großen Lüge

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. Die Regisseure der Lügenhetze gegen die Deutsche Demokratische Republik haben sich innerhalb einer Woche zweimal schwer blamiert. Der wegen Diebstahls vorbestrafte Schwindler Fritz Jädicke befindet sich jetzt in Westberlin in Haft. Seine Angaben über Verhaftung und Folterung mit Salpetersäure durch die Volkspolizei nach dem 17. Juni hatten sich als Erfindung erwiesen.

Der zweite Lügenfall gleicht dem Fall Jädicke wie ein faules Ei dem anderen. Die Westberliner Zeitungen veröffentlichten vor einiger Zeit unter Balkenlettern einen Bericht über den angeblichen Leidensweg eines deutschen Konstrukteurs namens Bernd Rothrockl, dem von sowjetischen Dienststellen in Karlsborst ein Auge ausgeschlagen worden sei. Mit diesem ausgeschlagenen Arge versuchte man ebenso schmutzige Geschäfte zu machen wie mit den „Sturenarben“ des Jädicke.

Die demokratische Presse in Berlin gab darauf das Faksimile eines Lebenslaufes wieder, den Rothrockl handschriftlich niederlegte, als er sich um einen Posten in Ostberlin bewarb. Darin schreibt Rothrockl, daß er die Sehkräft seines linken Auges infolge einer — Kriegsverletzung eingebüßt hat. Auch dieses „Opfer“ war wie Jädicke wegen Diebstahls vorbestraft.

Das „Neue Deutschland“ weist in einem Artikel nach, daß das Adenauer-Regime in der Propaganda die Methoden der Hitlerschen und Goebbels'schen Kriegsvorbereitung, die Technik der großen unverfälschten Lüge übernommen hat.

Als 1948 die westdeutsche Arbeiterschaft sich in einer gewaltigen Protestbewegung gegen die Ausplünderungspolitik der Westmächte zur Wehr setzte, wurde das berühmte „Protokoll M“ veröffentlicht, das angeblich einen „umfangreichen kommunistischen Putschplan“ darstellte. In kürzester Zeit wurde die Fälschung entlarvt.

Am 22. September 1949 randalierten während einer Rede des KPD-Vorsitzenden Max Reimann im Bonner Bundestag zwei zerlumpte „Heimkehrer aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft“, aber schon 24 Stunden später wurde bekannt, daß die „Heimkehrer“ zwei kri-

minelle Subjekte waren, die von der Adenauer-Regierung für ihre Provokation bezahlt worden waren.

In ihrer Ausgabe vom 19. Juli 1953 brachte die westdeutsche Zeitung „Quick“ ein Bild, das zeigen sollte, „wie hunderttausende Arbeiter der Wismuth-AG von sowjetischen Bajonetten an ihre Frontstätten zurückgetrieben werden“. In Wirklichkeit handelte es sich um eine Aufnahme aus dem Jahre 1951, die zeigt, wie britische Jugendliche auf dem Weg zu den östlichen Weltfestspielen in Osterreich (Saalfelden) von amerikanischer Militärpolizei mit aufgef-pflanztem Bajonett an der Weiterfahrt gehindert wurden.

Während des Wahlkampfes in Westdeutschland ließ Adenauer ein Plakat mit zwei abge-härmten „Flüchtlingsen“ aus der DDR anbringen. Wenige Tage später stellte sich heraus, daß es sich bei den Flüchtlingen um zwei alteingesessene Einwohner der Gemeinde Sieglar bei Troisdorf (Westdeutschland) handelte. Auf derselben Linie liegt die Verleumdungskampagne gegen Max Reimann, der nach den Lügenmeldungen westdeutscher Zeitungen, „seine frühere Braut Grete Mazcek aus Dortmund nach Rußland entführte und sie dort umbringen ließ“. Dabei lebt Frau Margarete Rück, wie sie heute heißt, seit Jahren wohlbehalten in Berlin, und ihre 18jährige Tochter studiert an der Arbeiter- und Bauernfakultät.

Provokationen, Lügen, Verleumdungen waren schon immer die Waffen der imperialistischen Kriegstreiber gegen die Arbeiterbewegung und gegen die um ihre Freiheit kämpfenden Völker. Die Provokateure können sich auch im Fall Jädicke nicht ausreden, daß sie einer „falschen Information“ aufgesessen seien, weil es ja hunderte solche entlarvte Schwindelschichten gibt. Das lumpige Werkzeug ihrer Provokation Fritz Jädicke wurde von den Provokateuren hinter Schloß und Riegel gesetzt. Aber die Regisseure und Anstifter dieses Schwindels sitzen weit höher, sie sitzen in Bonn in der Regierung, in den amerikanischen Verwaltungsstellen und „Informationsdiensten“, im Westberliner Magistrat. Sie sind es, die sich vor der Weltöffentlichkeit entlarvt haben.

ISSUE ZEIT: Donnerstag, 29. Oktober 1953

Die DDR ehrt Schubert

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Die Hauptstadt Deutschlands steht gegenwärtig im Zeichen der großen Schubert-Festwoche, die den Höhepunkt der Schubert-Feiern dieses Jahres bildet. Es ist für einen Österreicher beglückend und erhebend, diese Feiern mitzuerleben.

Die Schubert-Feiern zum 125. Todestag des Meisters wurden gründlich vorbereitet. Es wurde ein Ausschuß gebildet, an dessen Spitze als Ehrenpräsident Volksbildungsminister Paul Wandel steht. Der Präsident des Ausschusses ist Nationalpreisträger Professor Otmar Gerster. Wie großzügig auch die finanzielle Unterstützung durch die Regierung war, geht daraus hervor, daß allein dem Sekretariat des Schubert-Komitees ein Betrag von 450.000 Mark zur Verfügung gestellt wurde. In diesem Betrag sind nicht enthalten die Ausgaben der Bezirke, Kreise und Gemeinden, auch nicht die Ausgaben, die den Schulen aus der Durchführung von Schubert-Feiern erwachsen sind, so daß man in der Annahme nicht fehl geht, daß für die Schubert-Ehrungen mehrere Millionen Mark verausgabt wurden.

Den Höhepunkt der Feiern bildete die Schubert-Festwoche in Berlin, die vom 13. bis 19. November durchgeführt wurde. In den größten und repräsentativsten Sälen und Theatern werden zwölf große Konzerte durchgeführt, an denen die besten Orchester mitwirken, so das berühmte Gewandhaus-Orchester Leipzig, die Staatskapellen Berlin und Dresden, die Dresdner Philharmonie, das Symphonieorchester des Staatlichen Rundfunkkomitees und andere Klangkörper. Unter den Dirigenten befinden sich vier Nationalpreisträger. Namhafte Künstler der Staatsoper treten als Solisten auf. Bereits die erste Veranstaltung im Friedrichstadtpalast fand vor einem ausverkauften Haus statt. Mehr als 3000 Menschen ehrten mit ihrem stürmischen Beifall den Genius Schubert. Am Samstag wurde im Kongreßsaal des Finanzministeriums vom Gewandhaus-Orchester Leipzig ein Symphoniekonzert ausgeführt, wobei die VII. Symphonie das Publikum (unter dem sich auch Justizminister Dr. Hilde Benjamin befand) zu lang anhaltenden Beifallsstürmen hinriß. In der Marienkirche fand am Sonntag ein großes Kirchenkonzert statt, bei dem von der Dresdner Philharmonie und drei Potsdamer Chören die „Deutsche Messe“ und die Messe in Es-dur zum Vortrag gebracht wurden. Die zwölf Konzerte der Schubert-Festwoche in Berlin gehören zu den größten musikalischen Ereignissen, die Berlin in diesem Jahr zu verzeichnen hat.

In den Bezirken und Städten der Republik wurden mehr als 650 Veranstaltungen durchgeführt, dazu kommen noch etwa 750 Konzerte, die die deutsche Konzertdirektion hauptsächlich in den Betrieben veranstaltet hat. Die öffentliche wissenschaftliche Bibliothek eröffnete dieser Tage eine Schubert-Ausstellung, und die berühmten Leipziger Verlage brachten neue Schubert-Ausgaben heraus. Neben einer Festschrift, die grundlegende Arbeiten über Schuberts Werk enthält, wurde eine ganze Reihe von Publikationen herausgegeben, die das Schaffen des Meisters behandeln. Zahlreiche Schubert-Lieder sind neu auf Schallplatten aufgenommen worden. Die Schubert-Ehrungen sind zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes geworden. In vielen Kaufhäusern, in den Kultursälen der Arbeiter in den Betrieben sieht man das Bild unseres großen Komponisten, und die Jugendgruppen beschäftigen sich mit seinen Tänzen und Märschen.

Der Präsident des Schubert-Ausschusses Professor Otmar Gerster, schreibt in der Festschrift: „So viel uns Franz Schubert heute ist, so viel und noch viel mehr sind wir ihm schuldig, was seine Generation an ihm versäumt hat. Möge unsere Schubert-Ehrung einen kleinen Teil von diesem Versäumnis nachholen, damit sein Schaffen und das Gedenken an ihn niemals stirbt und er immer unter uns bleibt und in seinen Werken lebt als das, was er war und uns ist: ein Musiker des Volkes in des Wortes edelster Bedeutung.“

Schubert-Festkonzert

Zum 125. Todestage des Meisters (gest. 19. November 1828) veranstaltete die Musikdirektion der Stadt Linz ein Klavierkonzert und betraute mit dessen Durchführung den hier bestens bekannten Pianisten Fritz Egger. Am Programm standen die Sonate A-dur, op. 120, welche im Sommer 1819 in Steyr komponiert wurde und so mit in Beziehung zu Oberösterreich steht, sowie die zwei aus dem Nachlasse stammenden, im Todesjahr entstandenen Sonaten in B-dur und A-dur. Fritz Egger verstand es, die Schönheiten der melodienreichen Werke lebendig zu gestalten. Sein Schubertspiel ist von jenem Fluidum erfüllt, das dem Wesen des Meisters entspricht. Der farbenreiche Anschlag, zwar nicht immer exakt, formt inplastischen Nuancen die Kontraste, die besonders in den zwei Spätsonaten so reichhaltig enthalten sind.

Gisela

Die Stinallee - der Stolz Berlins

Wo einst Michael Kohlhaas hingerichtet wurde, erheben sich heute Wohnhochhäuser für Arbeiter

Die Stinallee ist die schönste Straße Berlins. Aber sie ist mehr: Sie ist das Keinstück des Wiederaufbaues von Berlin und sie ist die erste sozialistische Straße der deutschen Hauptstadt. Wenn man am Abend auf dem Strausbergerplatz steht und die breite Straße im Lichterglanz strahlt, dann macht die fast zwei Kilometer lange Häuserzeile einen erhebenden Eindruck. Die Arbeiter strömen um diese Zeit ihren Wohnungen zu, im Erdgeschoß der großen Häuser drängen sich die Menschen in den Geschäften, und man spürt, daß diese große Wohnsiedlung ein Werk ist, das von der Sorge der Regierung der DDR um den Menschen spricht.

Die Unterdrückten wurden die Herren

Der Bezirk Friedrichshain, dessen Hauptstück die heutige Stinallee ist, ist ein Arbeiterbezirk, mit einer reichen Kampftradition. Auf dem heutigen Strausbergerplatz wurde im sechzehnten Jahrhundert Michael Kohlhaas hingerichtet, auf diesem Platz kämpften die Berliner Arbeiter im Jahre 1848 für den Sturz des preussischen Feudalismus, im Jahre 1918 erhoben sich hier die Arbeiter und im Jahre 1920 zogen sie hier zuerst auf die Straße, um dem Kapp-Putsch ein Ende zu machen. Wo heute freundliche Grünflächen vor den Kindergärten liegen, zogen im Jahre 1919 zehntausende trauernde Berliner Arbeiter, um ihren unvergesslichen ermordeten Führer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg das Ehrengelände zu geben. Die faschistische Barbarei hat in diesem Arbeiterbezirk besonders gewütet und viele aufrechte Arbeiterfunktionäre sind hier dem braunen Terror zum Opfer gefallen.

Am 3. Februar 1945, als der Krieg militärisch schon entschieden war, sank auch dieser Arbeiterbezirk unter dem Bombenhagel amerikanischer Flieger in Schutt und Asche. Über die heutige Stinallee, die frühere Frankfurter Allee, kämpften sich schließlich im Frühjahr 1945 die siegreichen Sowjettruppen ihren Weg frei und versetzten dem Faschismus den Todesstoß. Der Magistrat von Groß-Berlin und die Regierung der DDR hatten also allen Grund, gerade hier den Hebel für den Neuaufbau Berlins anzusetzen. Hier, wo früher die Arbeiter zusammengepfercht in Mietskasernen mit vier und fünf Hinterhöfen vegetierten, entstanden schöne, sonnige, mit allem Komfort ausgestattete Wohnungen, und auf diese Weise wurde der ganzen Welt gezeigt, daß aus Unterdrückten Herren geworden sind. Und es wurde ein weithin wirkendes Beispiel gesetzt: sieht her, das ist der Mensch imstande, für die Menschen und ihr Glück zu schaffen, wenn alle Kräfte für den friedlichen Aufbau eingesetzt werden.

Eine kleine Stadt

Wenn das heutige Jahr zu Ende geht, wird die Stinallee bereits von etwa 14.000 Menschen bewohnt sein. In nicht ganz zwei Jahren wurde Wohnraum für diese Menschen geschaffen. Die Stinallee ist eine kleine Stadt. Da ist eine große Sporthalle, die tausenden Menschen Platz bietet, da sind Wäschereien, Geschäfte aller Art, Gaststätten und Buchhandlungen, von denen die größte, die Karl-Marx-Buchhandlung, erst kürzlich eröffnet wurde. Zwischen den Häuserblöcken breiten sich überall gepflegte Grünanlagen aus. Vor kurzem wurde auch das erstmalig ein Bauernmarkt in der Stinallee abgehalten, der jetzt zu einer ständigen Einrichtung werden wird. Drei Stationen der U-Bahn sorgen für einen reibungslosen Ablauf des Verkehrs. So groß ist die Anziehungskraft dieser ersten sozialistischen Straße Deutschlands geworden, daß bis heute mehr als 1.100.000 Menschen aus allen Teilen Deutschlands und viele Besucher aus dem Ausland ihre großen Bauwerke besichtigt haben.

Ohne Masseninitiative wäre es unmöglich gewesen

Am 25. November 1951 unterbreitete das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands der Regierung der DDR einen Vorschlag über das nationale Aufbauprogramm Berlins. Die Regierung nahm den Vorschlag an; an die Berliner und an das ganze deutsche Volk erging der Aufruf, am Wiederaufbau der deutschen Hauptstadt mitzuwirken. Am 2. Jänner 1952 marschierten 45.000 Berliner und Berlinerinnen, an der Spitze Ministerpräsident Otto Grotewohl und Walter Ulbricht, unter den Klängen von Arbeiterliedern zu dem riesigen Ruinenfeld auf dem Gebiet der Stinallee, um mit dem Aufbau zu beginnen. Am 3. Februar, genau sieben Jahre nach dem vernichtenden Bombenangriff, der auch dieses Viertel in ein Trümmerfeld verwandelt hat, legte Otto Grotewohl den Grundstein zum ersten Häuserblock in der Stinallee. Anfang Februar 1953 wurden die ersten Wohnungen der Bevölkerung übergeben. Seit der Grundsteinlegung sind noch nicht einmal zwei Jahre vergangen und auf den Ruinenfeldern, auf denen der Luftwaffe wucherte, entstand die erste sozialistische Straße Deutschlands. Bis zu 18.000 Bauarbeiter waren zeitweilig bei diesen Bauten

beschäftigt, aber sie allein hätten das Werk nie vollbringen können.

Ein Riesenheer von freiwilligen Helfern stand und steht den Bauarbeitern zur Seite. Mehr als 1.600.000 Menschen leisteten bisher beim Aufbau 1.350.000 Halbschichten zu je drei Stunden. Von den 65,5 Millionen vermauerten Ziegeln wurden allein von den Aufbauhelfern 38 Millionen aus den Ruinen gewonnen, dreiviertel der benötigten Stahlträger konnten ebenfalls aus den Trümmern geborgen werden. Neben den Namen der berühmten Architekten aus beiden Teilen Berlins, werden auch immer die Namen der aufopfernden freiwilligen Helfer genannt werden, die bei diesem Bau mitwirkten. Die Rentnerin Frau Gip leistete 450 Halbschichten, der Rentner August Keilholz 700 und der Werkschutzmann Willi Hüter 580 Halbschichten. Noch viele andere sind es, die mit ihrer ganzen Kraft dazu beigetragen haben, den Wiederaufbau vorwärtzutreiben. Aus der ganzen DDR beteiligten sich Hunderttausende am Aufbau der Hauptstadt, und auch aus Westberlin und Westdeutschland helfen viele bei der Arbeit. Als finanzielle Unterstützung für den Aufbau wurde eine Aufbau-Lotterie aufgelegt, an der sich 1.200.000 Werktätige beteiligten. Rund 107 Millionen Mark wurden auf diese Weise dem Aufbau zur Verfügung gestellt. Von 30. Jänner bis 1. Februar 1953 wurden durch die Aufbau-Lotterie 1000 Wohnungsgewinne und 6325 Mark Geldgewinne ausgelöst. Tausend Wohnungen wurden sofort an die besten Aufbauhelfer vergeben.

Die Bauarbeiter mußten umlernen . . .

Die besten Bauarbeiter Berlins sind an den Barten der Stinallee beschäftigt, sie wurden in ihrer Arbeit von den besten Fachkollegen Moskaus, Warschaws und Prags unterstützt, die mit ihrer Erfahrung auch neue Arbeitsmethoden vermitteln konnten. Die Kollegen aus der Sowjetunion und den Volksdemokratien machten die Berliner Bauarbeiter mit neuen Spezialwerkzeugen vertraut, sie halfen in der Stinallee das Dreier- und Fünfersystem einführen, das ein rascheres Bauen ermöglicht, ohne daß sich der einzelne Bauarbeiter dabei mehr anstrengen muß. Die einzelnen Baustellen traten miteinander in den Wettbewerb, und überall wurden neue Kniffe entwickelt, mit deren Hilfe die Arbeit erleichtert wurde. In der herkömm-

lichen Art hätte die Stinallee nicht in so kurzer Zeit erbaut werden können.

Aber auch die Architekten mußten ihre Pläne mehr als einmal ändern. Die ersten Häuser, die heute wie kleine Schachteln anmuten, wurden von den Arbeitern scharf kritisiert. Sie waren zu nüchtern gehalten, und die Wohnungen bekamen außerdem zu wenig Sonne. Es hat viel Arbeit und viele Diskussionen gekostet, bis der jetzige Stil der Wohnbauten gefunden wurde. Jetzt sind die Bauten Ausdruck der Lebensfreude, und doch ist jede Protzigkeit vermieden. Die Fronten sind mit Keramikplatten verkleidet, was den Häusern eine zurückhaltende Gediegenheit verleiht. Es gibt keine Hinterhöfe mehr und die Front der Häuser ist immer wieder durch ein weiter zurückgesetztes Gebäude unterbrochen, wodurch die aufgelockerte Form gewahrt bleibt. Die Gebäude haben auch keinen Dachstuhl in unserem Sinn, die Häuserdecke bilden Schichten aus Beton, Schlacke und Isolierstoffen. Das Dach ist nur so weit abgeschrägt, daß das Wasser abfließen kann, und da alle Gebäude durch eine Fernheizung erwärmt werden, besteht auch keine Gefahr, daß der Schnee auf den Dächern liegenbleibt. Die flachen Dächer machen es möglich, daß jedes Haus seinen Dachgarten hat, der meistens mit Duschanlagen versehen ist. Schon dieses Jahr sind auf den Dächern der Stinallee viele fröhliche Feste gefeiert worden.

Wer wohnt in der Stinallee?

Der weitaus größte Teil der neuen Wohnungen wurde an Arbeiterfamilien vergeben. Für sie wurden diese Wohnpaläste geschaffen. Der am häufigsten vorkommende Wohnungstyp ist die Dreizimmerwohnung, sie umfaßt 70 bis 90 Quadratmeter Wohnraum (nicht gerechnet Küche, Badezimmer, Abstellraum und Korridor, die auch in der Zinsberechnung nicht einbezogen werden). Die Miete für eine Dreizimmerwohnung beträgt 80 Mark monatlich. In diesem Betrag ist auch die Beheizung enthalten, weil die Häuser von einem Fernheizwerk geheizt werden. Auch alle anderen Gebühren, wie Müllabfuhr, Stiegenbeleuchtung und Fahrstuhl, sind in diesem Betrag eingeschlossen. Jede Wohnung enthält ein Bad. Und die Küche ist so installiert, daß die Hausfrau Ofen und Wasser (es ist immer Kalt- und Warmwasser vorhanden) nebeneinander hat und beim Kochen

nicht hin und her laufen muß. Die Häuser sind meistens sechs oder sieben Stockwerke hoch, und in jedem Stiegengang ist ein Aufzug eingebaut, so daß es kein Stiegensteigen mehr gibt.

Wir besuchten einige Wohnungen in der Stinallee. Einer Frau, die gerade in der Küche hantierte, stellten wir die Frage: „Sagen Sie, bekommen nur die Kommunisten Wohnungen in der Stinallee?“ Die Frau ist offenbar über unsere Frage erstaunt. „Es wird niemand nach seinem Parteimitgliedsbuch gefragt“, erklärt sie uns, „aber daß die meisten Bewohner der Stinallee zu unserer Regierung stehen, ist wohl klar. Unter welcher anderen Regierung würde denn der Arbeiter in solchen Bauten wohnen? Dabei gibt es auch hier immer noch Leute, die das nicht einsehen wollen.“ Die Frau legt den Kochlöffel zur Seite und stemmt die Arme in die Hüften. „Was sagen Sie dazu, meine Tochter hat mir, als sie gestern aus der Schule nach Hause kam, erzählt, daß ihre Freundin zu ihr gesagt hat: „Meine Mutter sagt, daß ich nicht zu den Pionieren gehen darf.“ Und da fragen Sie noch, ob hier lauter Kommunisten wohnen!“ Die Frau ist ehrlich empört, und wir pflichten ihr bei, aber insgeheim sind wir doch befriedigt über den Hinweis, den uns diese Frau gibt, denn es beweist, wie viele andere Beobachtungen, daß in der DDR der Bürger eben nicht nach dem Mitgliedsbuch, sondern nach seiner Leistung eingeschätzt wird.

Zusatzprogramm für Berlin: 4000 neue Wohnungen

Die Stalin-Allee ist noch nicht fertig. Jetzt wird das Stück bis zum Alexanderplatz in Angriff genommen, und auch am anderen Ende, am Bersarinplatz, werden neue Gebäude errichtet. Der neue Kurs der Regierung der DDR stellt dem Wohnbau noch mehr Mittel zur Verfügung und das findet bereits in den neuen Wohnbauprogrammen der Städte seinen Ausdruck. Im demokratischen Sektor Berlins war ursprünglich für das Jahre 1954 der Neubau von 4389 Wohnungen vorgesehen. Nun hat der Magistrat von Groß-Berlin für weitere 4000 Wohnungen Mittel in der Höhe von 100 Millionen Mark bewilligt. Auch von diesen zusätzlichen Wohnungen wird ein großer Teil schon im Jahre 1954 fertiggestellt werden können, so daß im nächsten Jahr etwa 20.000 Menschen in neue Wohnungen einziehen werden.

So wird in der DDR der Wohnungsnot zu-leibe gerückt, und in harter Arbeit schafft sich das deutsche Volk in diesem Teil Deutschlands eine Zukunft, wie sie sie unter keiner anderen Regierung erträumen konnte.

NEUE ZEITUNG Donnerstag, 3. Dezember 1953

Die Leuna-Werke werden Volkseigentum

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Die Leuna - Werke „Walter Ulbricht“ bereiten sich auf einen großen Tag vor. Zwischen Halle und Leipzig, bei Merseburg, liegen die berühmten Leuna-Werke. Die Werkanlagen dehnen sich kilometerlang aus. Vierzehn Schornsteine ragen aus den eng beieinanderliegenden Hallen empor. Die Werke erzeugen Ammoniak und damit den wertvollen Stickstoffdünger und aus Braunkohle Benzin und viele Nebenprodukte dieser Zweige. Die Leuna-Werke „Walter Ulbricht“ sind das größte chemische Unternehmen der DDR. Am 1. Jänner 1954 gehen die Werke aus dem Besitz der Sowjetunion in die Hände des deutschen Volkes über.

1945 ein Trümmerhaufen

Die Leuna-Werke wurden 1916 gegründet und als Tochterbetrieb des berühmten Konzerns IG Farben wurden sie im zweiten Weltkrieg zu einem der wichtigsten Rüstungsbetriebe Hitler-Deutschlands.

Als ehemaliger Rüstungsbetrieb ging die Fabrik 1945 in das Eigentum der Sowjetunion über. Die sowjetische Verwaltung hat dann gemeinsam mit der Belegschaft das Werk wiederaufgebaut und auf Friedensproduktion umgestellt.

„Handelsbeziehungen zu 24 Ländern“

Heute unterhält das Werk Handelsbeziehungen zu 24 Ländern und es ist zu einem der wichtigsten Exportbetriebe der DDR geworden. Lediglich 0,8 Prozent der Gesamtproduktion gingen als Reparation nach der Sowjetunion und nach Polen, die übrige Produktion kam ausschließlich der Wirtschaft der DDR zugute. Außer Stickstoff und Benzin (jährlich verarbeitet das Werk sechs Millionen Tonnen Braunkohle) liefert das Werk auch das Ausgangsprodukt der wertvollen Perlonseide und die Grundstoffe für viele Erzeugnisse der Pharmazie.

Seit 1947 hat sich die Produktion der Leuna-Werke vervierfacht. Der Arbeitslohn der Arbeiter ist von 1947 bis 1953 um

52 Prozent gestiegen. Der durchschnittliche Urlaub beträgt 20 Arbeitstage, und Arbeitern stehen zwei große Ferienheime an der Ostsee und zwei im Thüringerwald zur Verfügung. Ein Lehrlingskombinat bildet 1600 Lehrlinge aus.

Und jetzt werden wir Herren des Betriebes

Anläßlich der bevorstehenden Uebergabe des Werkes wurde im Leuna-Werk eine große Pressekonferenz abgehalten. Neben der sowjetischen und der deutschen Werkleitung waren bei der Konferenz auch viele Arbeiter zugegen, darunter viele solche, die als Leuna-Arbeiter schon 1921 beim mitteldeutschen Arbeiteraufstand für Freiheit und Demokratie gekämpft hatten. Der weißhaarige Arbeiter Maier erklärte: „Jahrzehntelang mußten wir für die Herren der IG-Farben schuften, und diese Herren waren es auch, die uns den Krieg gebracht haben und damit die Zerstörung unseres Arbeitsplatzes. Jetzt übergeben uns unsere sowjetischen Freunde das Riesenwerk in tadellosem Zustand, und jetzt werden die Arbeiter zum erstenmal die Herren dieses Betriebes.“

Das Leuna-Werk „Walter Ulbricht“ ist einer von den 33 sowjetischen Betrieben, die am 1. Jänner in das Eigentum des deutschen Volkes übergehen. Diese Betriebe stellen einen Wert von 2,7 Milliarden Mark dar. Kein Pfennig Schulden lastet auf den mustergültig ausgestatteten Betrieben. Die Uebergabe erfolgt vollständig kostenlos, und für das Jahr 1954 sind die Werke auch schon voll mit Arbeitsaufträgen aus der Sowjetunion und den Volksdemokratien eingedeckt.

Stürmischer Beifall dankte dem sowjetischen Generaldirektor der Leuna-Werke „Walter Ulbricht“, als er bei der dankwürdigen Pressekonferenz sagte: „Wir wünschen unseren Freunden, den deutschen Arbeitern, viel Erfolg in ihrem Kampf um die Einheit ihres Vaterlandes und im Kampf um den Frieden.“

Deutscher Friedenstag in Weimar

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Weimar. — Drei Tage lang stand Weimar, die Stadt des deutschen Humanismus, im Zeichen des Deutschen Friedenstages. Mehr als 1200 Männer und Frauen aus ganz Deutschland — 400 Teilnehmer kamen aus Westdeutschland — haben beraten, was das deutsche Volk zu einer friedlichen Lösung des Deutschlandproblems beitragen kann.

Als die große Hoffnung und die reale Möglichkeit, zu einer friedlichen Lösung des Deutschlandproblems und zum Abschluß eines Friedensvertrages zu kommen, wurde in der Diskussion die kommende Konferenz der vier Großmächte in Berlin bezeichnet. Diese Hoffnung darf nicht enttäuscht werden, das war die Forderung des deutschen Friedenstages.

Vertreter von fünfzehn Ländern nahmen am Friedenstag teil. Es kam zu stürmischen Ovationen, als die Vertreter der CSR und Frankreichs versicherten, daß ihre Völker alle Kräfte anspannen werden, um den Deutschen in ihrem Kampf um Frieden und Einheit beizustehen. Die Delegation der Sowjetunion unterstrich neuerlich, daß die Sowjetunion alles tun wird, um den gerechten Kampf des deutschen Volkes zu unterstützen.

Mit großem Beifall wurde auch die Erklärung des österreichischen Vertreters Dr. Krejlsheim aufgenommen, daß „das österreichische und das deutsche Volk denselben Feind haben: den deutschen Militarismus und seine Hintermänner“.

NEUE ZEIT, Freitag, 18. Dezember 1953

Ein schwerer Schlag für die amerikanische Spionage

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Freitag begann in Berlin vor dem Obersten Gericht der DDR der Prozeß gegen acht Mitglieder der Gehlen-Spionage-Organisation. Schon die erste Verhandlung des für mehrere Tage anberaumten Prozesses zeigte, daß der Gehlen-Apparat ein Teil der amerikanischen Spionageorganisation gegen die DDR, die Sowjetunion und die Länder der Volksdemokratie ist.

Als erster wurde der Angeklagte Haase einvernommen. Er war Major in der Hitlerwehrmacht und bis 16. November d. J. Leiter der Spionagefiliale 120a in Westberlin. Haase hatte einen von der Polizeidirektion München ausgestellten Paß auf den Namen Heiser, damit auch in Westberlin niemand etwas über seine Identität erfahren sollte. Der Paß war ordnungsgemäß ausgestellt, da die Gehlen-Organisation mit der Bonner Polizei eng zusammenarbeitet.

Ueber die Zusammenarbeit mit den Amerikanern befragt, berichtete Haase, daß alle Geldangelegenheiten mit amerikanischen Verbindungsleuten ausgehandelt wurden. Die Anlegung von illegalen Funk- und Telephonverbindungen nach der DDR und dem demokratischen Sektor Berlins mußte jedesmal von den Amerikanern genehmigt werden, weil diese das Material dazu stellten.

Ich weiß auch, berichtete der Angeklagte, daß höhere Funktionäre der Gehlen-Organisation stets in amerikanischen Militärflugzeugen von Westberlin nach Westdeutschland oder von dort nach Westberlin geflogen wurden und auf der Eisenbahn in Westdeutschland immer mit amerikanischen Fahrscheinen reisten.

Fall „E“ — Krieg

In den Anweisungen an die Agenten wurde immer von einem Fall „E“ gesprochen. Der Fall „E“ bedeutet so viel wie Ernstfall und, wie Haase sagte, Kriegsfall.

Von seiner vorgesetzten Dienststelle hatte Haase den Auftrag bekommen, in kürzester Zeit eine illegale Telephonleitung von Westberlin nach dem demokratischen Sektor zu legen. Bei der Ueberwachung dieser Aufgabe wurde er verhaftet. Auf die Frage, warum er so zur Elfe getrieben worden sei, erklärte Haase:

„Die Leitung unserer Organisation war der Meinung, daß man alle Kräfte anspannen müsse, um eine neue Aktion gegen die Regierung der DDR ähnlich wie am 17. Juni inszenieren zu können“.

Die Aufrollung des Gehlen-Apparates in

der DDR ist für die amerikanische Spionage ein schwerer Schlag. An der Verhandlung nehmen starke Delegationen aus den Betrieben teil. Die Arbeiter können sich davon überzeugen, daß die Amerikaner und ihre Agenten nichts anderes wollen, als einen Fall „E“ zu schaffen, einen Ernstfall, der eine große Gefahr nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa werden könnte.

Die Pressetribünen sind von vielen in- und ausländischen Journalisten dicht besetzt. Zahlreiche Delegationen von Werktätigen aus Betrieben und aus Verwaltungen der Republik und Berlins wohnen dem Prozeßverlauf bei.

NEUE ZEIT
Samstag, 19. Dezember 1953

NEUE ZEITUNG: Freitag, 8. Januar 1954

Westberliner Robetschekereien

Ein Finanzskandal mit politischem Hintergrund

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Seit Wochen untersuchen Westberliner Ge-
schäfte die Geschäfte des Inhabers der märkischen
Margarinefabrik Karl Oberjat, in Westberlin
der „Margarinekönig“ genannt. Er gehört zu
jenen Neureichen, die nach dem Krieg ein Ver-
mögen zusammengeschoben haben. Schon
lange hatte die Bevölkerung den Kopf darüber
geschüttelt, wieso der Margarinekönig so rie-
sige Grundstückkäufe machen konnte, die in die
Millionen Mark gehen. In Grunewald hat Ober-
jat eine Luxusvilla um 250.000 Mark gekauft
und großzügig die Kaufsumme in bar auf den
Tisch gelegt. Weitere 250.000 Mark hat er dafür
verwendet, die Luxusvilla vollkommen neu ein-
zurichten. Der Margarinekönig ist Vorstands-
mitglied des Verbandes Westberliner Industriel-
ler und Vorsitzender des Vermittlungsausschusses
dieser Körperschaft. Vor einigen Wochen wurde
nun der Schieber wegen umfangreicher Steuer-
hinterziehungen verhaftet. Seitdem munkelt
man, daß er mit Hilfe von einflußreichen West-
berliner Persönlichkeiten Grundstücke aufge-
kauft hat, die dann zu einem vielfachen Preis
an den Westberliner Magistrat zurückverkauft
werden sollten, wenn dieser für den Verbau-
ungsplan der Stadt diese Grundstücke braucht.

„Die Kugel rollt, fallen alle Neune?“

Als Oberjat verhaftet wurde, ließ er gleich
durchblicken, daß eine ganze Reihe West-
berliner Persönlichkeiten von seinen Geschäf-

ten gewußt hat. Schwer belastet erscheint der
Finanzberater Dr. Haas (Christlich-Demokrati-
sche Union), von dem man sagt, daß er von
Oberjat fette Provisionen bezogen hat und sel-
ber in einem unwahrscheinlich schnellen Tempo
reich geworden ist. Es fällt den Westberliner
Kaufleuten auf, daß die Finanzverwaltung schon
oft auf die Machenschaften des Margarinekönigs
aufmerksam gemacht wurde, wobei es der
Finanzsenator Haas immer wieder verstanden
hat, alle Anwürfe in seiner Schreibtischlade
zu begraben. In den Skandal ist auch der Be-
zirksbürgermeister von Charlottenburg, Batzel
(CDU), verwickelt.

Großes Aufsehen erregte es, als Oberjat
bekanntgab, daß auch der Westberliner Polizei-
präsident Dr. Stumm (SPD) von seinen Geschäf-
ten gewußt hatte. Die Gegner Stumms in den
Reihen der CDU und FDP brachten an die
Öffentlichkeit, daß sich Stumm oft bei gesell-
igen Anlässen mit Oberjat getroffen hat, und
daß er ein Dufreund des Margarinekönigs ist.
Nach dem Auffliegen dieser Zusammenhänge hat
eine Westberliner Zeitung die Formulierung
gemacht: „Die Kugel rollt, fallen die Neune?“.

Die Fraktion der FDP hat im Westberliner
Abgeordnetenhaus verlangt, daß Stumm sofort
zurücktritt. Der aber hat eine Unterredung mit
Bürgermeister Schreiber gehabt, und dabei
erklärt, daß verschiedenen Leuten in Westberlin
„die Augen übergehen werden“, wenn er aus-
packe. Und er blieb im Amt.

Friedensburg „Ich nicht...“

Der frühere Bürgermeister und jetzige CDU-
Bundestagsabgeordnete Friedensburg hat an das
„Neue Deutschland“, das seinen Namen im Zu-
sammenhang mit dem Skandal genannt hatte,
einen bezeichnenden Brief geschrieben. Er hat
nämlich in diesem Schreiben erklärt, daß er seit
zwei Jahren „auf die Bereinigung dieses Kom-
plexes gedrungen“ habe. „Bezüglich meiner
Person“, so schreibt Friedensburg, „ist die Schrift-
leitung des „Neuen Deutschland“ einer völlig
unsinnigen Information zum Opfer gefallen.“
Jedermann in Berlin, faßt dieses Schreiben des
CDU-Politikers nur so auf: „Ich nicht, aber die
anderen“.

Daß es mächtige Leute gibt, die den Oberjat-
Skandal begraben möchten, geht auch daraus
hervor, daß die Staatsanwaltschaft einige Haft-
beschwerden des Schiebers mit der bezeichnen-
den Begründung abgelehnt hat, daß es Oberjat

in der Freiheit gelingen würde, mit Hilfe ein-
flußreicher Persönlichkeiten seine Schiebungen
zu verwischen, und daher Verdunklungsgefahr
anzunehmen sei.

Die Amerikaner greifen ein

In diesem Stadium des Verfahrens, als ganz
Berlin wartete, bis endlich die Seifenblase der
Korruption platzt, schalteten sich die Amerika-
ner ein. Der Hochkommissär Conant gab den
Auftrag, den Skandal zu „lokalisieren“. Er hat
durchblicken lassen, daß es ihm Heber wäre,
wenn Polizeipräsident Stumm geopfert würde,
ohne daß weitere Enthüllungen gemacht wür-
den. Die Anweisung Conants wurde in einer
Geheimsitzung des Westberliner Abgeordneten-
hauses bereits behandelt. In echt amerikanischer
Manier hat man nun auch zu einem schon oft
erprobten Mittel gegriffen. Gegenwärtig wird
nämlich eine Untersuchung gegen den Richter
Dr. Luther durchgeführt, der den Oberjat-Fall
behandelt. Es sollen Nachforschungen über das
Vorleben dieses Richters und seiner Frau ange-
stellt werden. Es liegt auf der Hand, daß auf
diese Weise der Richter unter Druck gesetzt
werden soll. Dieses Eingreifen der Amerikaner
zeigt, daß ihnen der Oberjat-Skandal im gegen-
wärtigen Zeitpunkt sehr unangelegen kommt. Er
verschärft einmal die politischen Gegensätze in
Westberlin, und zum anderen wird das Ver-
trauen der Bevölkerung zu den Westberliner
Politikern noch mehr erschüttert, wenn sie er-
fährt, wie tief diese in die Schiebung Oberjats
verwickelt sind.

USA planen neuen „17. Juni“

Pressekonferenz bei der DDR-Regierung

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Gestern fand beim Presseamt des Ministerpräsidenten der DDR eine Pressekonferenz statt, die mit großer Spannung erwartet wurde. Schon vor Beginn dieser Konferenz füllten die Journalisten aus Ost und West den großen Saal im neuen Gebäude am Ernst Thälmannplatz. Man sah auch viele Pressevertreter, die sich bereits anlässlich der bevorstehenden Außenministerkonferenz in Berlin befinden. An der Pressekonferenz nahmen neben Staatssekretär Albert Norden auch die stellvertretenden Ministerpräsidenten Otto Nuschke und Dr. Loch sowie die stellvertretenden Vorsitzenden der Volkskammer Goldbaum und Hohmann teil.

In seinen Informationen brachte Nuschke erdrückende Beweise für die aktive Arbeit der Amerikaner gegen die DDR. Er nannte dutzende Namen, Adressen und Telefonnummern von amerikanischen Offizieren und Bediensteten der Besatzungsmacht, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, gegen die DDR Spionage und Sabotage zu treiben. Seine Ausführungen, daß die Amerikaner mit aller

Kraft versuchen, in der DDR einen neuen Putsch zu inszenieren, wurden mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt.

Abschließend richtete Otto Nuschke die Aufforderung an die Regierung der Vereinigten Staaten, im Interesse einer friedlichen Atmosphäre zur Viererkonferenz die feindliche Tätigkeit gegen die DDR unverzüglich einzustellen.

NEUE ZEITUNG

Dienstag, 12. Jänner 1954

Bonn will nur einen Sessel vor der Tür

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. In einer süddeutschen Zeitung erschien dieser Tage eine Karikatur, die darstellt, wie in Berlin die Sessel zur Viererkonferenz aufgestellt werden. Ein grimmig aussehender Bürodienner trägt gerade einen Stuhl hinaus, der mit dem Schild „Bundesrepublik“ versehen ist. Unter der Zeichnung steht der Satz: „Die Bundesrepublik wünscht einen Sessel vor der Tür.“ Dieser sarkastische Satz trifft den Nagel auf den Kopf. Die Bonner Regierung wünscht nämlich wirklich einen Stuhl vor der Tür, obwohl sie einen innerhalb des Konferenzzimmers haben könnte. Als Ursache für diese Haltung geben die Bonner Politiker an, daß sie auf keinen Fall „mit den Leuten aus Pankow“ (womit sie die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik meinen) zusammensitzen wollen. Nun stimmt es zwar, daß der Haß gegen die Deutsche Demokratische Republik die Bonner Leute völlig verblendet hat. Aber aus verschiedenen Reden und Kommentaren zur Viererkonferenz kann man unschwer erkennen, daß die aufgeblasene Entrüstung über die „Pankower“ nur ein Vorwand für etwas ist, das Adenauer und seine Mitarbeiter nicht gut offiziell zugeben können, nämlich, daß sie gar keine Lösung des Deutschlandproblems und daher auch keine Viererkonferenz wollen.

In diesen Tagen werden Tatsachen bekannt, die deutlich erkennen lassen, daß sich Adenauer in seinem Bestreben, die Wiederaufrüstung Westdeutschlands unter Dach und Fach zu bringen, von der Viererkonferenz nicht stören lassen will.

So veröffentlichten die „Westfälischen Nachrichten“ (Christlich - Demokratische Union) vor einigen Tagen eine Meldung, daß das Bonner Parlament die Beratungen über die Aenderung des Grundgesetzes (zur Einführung der Wehrpflicht)

unabhängig von der Berliner Konferenz durchführt. „Die Verwirklichung der Pläne für die Atlantische Gemeinschaft und die Europaarmee dürfte von der Berliner Konferenz nicht beeinflusst werden“, schreibt das Blatt. Dieser Gedanke, erst Europaarmee und dann vielleicht verhandeln, zieht sich wie ein roter Faden durch die Argumentation eines Teiles der westdeutschen Presse. Das „Darmstädter Echo“ hat berichtet, daß Adenauer nach Bekanntwerden der Sowjetnote, die eine Viererkonferenz in Berlin vorschlug, sofort erklärt hat, „daß die sowjetische Note an der europäischen Integration nichts ändere“.

Bezeichnend für die Einstellung Adenauers ist auch die Wahl von Professor Grewe als Verbindungsmann Bonns für die Berliner Konferenz. Grewe war auch der Chef der westdeutschen Delegation, die seinerzeit den Generalvertrag bearbeitet hat. Er steht, wie die „Freie Presse“ (SPD) schreibt, „im Zentrum des Bestrebens, keine Aufhebung des Besatzungsstatuts zuzulassen, sondern seine Versteinerung durchzusetzen“. Die „Deutsche Zeitung“ (Stuttgart) fragt provokatorisch: „Wozu denn überhaupt die Berliner Konferenz?“, und die „Rhein-Neckar-Zeitung“ ist krampfhaft bemüht, nachzuweisen, daß die Anwesenheit deutscher Vertreter der Konferenz geradezu schaden würde. „Es wäre zwecklos“, schreibt das Blatt „bereits über die Zulassung deutscher Vertreter zu diskutieren.“

Daß die Pläne der Bonner Regierung zur Sabotage der Viererkonferenz nicht die wahre Meinung des deutschen Volkes widerspiegeln, geht aus einer Reihe von Äußerungen bürgerlicher und sozialdemokratischer Politiker und Zeitungen hervor. Der amtierende Ministerpräsident der DDR Walter Ulbricht hat den vier Großmächten vorgeschlagen, daß Vertreter der DDR und Westdeutschlands bei der Bera-

tung der deutschen Frage an der Konferenz der vier Außenminister teilnehmen. Dieser Vorschlag hat in ganz Deutschland großen Widerhall gefunden. Die „Parlamentarische Wochenschau“ (Köln) hat festgestellt: „Man muß, ob sie einem nun sympathisch sind oder nicht, mit Grotewohl und Ulbricht Kontakt aufnehmen und verhandeln; wenn man die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands ernsthaft ins Auge fassen will, dann muß man miteinander ‚handeln‘ und handeln.“ Der Berliner Vorsitzende der SPD Franz Neumann hat vor den Weihnachtsfeiertagen erklärt: „Wir müssen alle Kraft aufwenden, um aus den zwei wieder ein Deutschland zu machen. Wir können uns nur auf friedlichem Weg vereinen, alles andere wäre Wahnsinn“.

Sogar der Westberliner „Kurier“ mußte sich zum Geständnis bequemen, daß das Gerede Bonns, die Viererkonferenz könne die bereits erreichte „internationale Geltung“ Westdeutschlands in Frage stellen, sinnlos ist. Das Blatt machte die sarkastische Bemerkung: „Die ‚internationale Position‘, ausgedrückt in noch nicht ratifizierten Verträgen, beargwöhnt von unmittelbaren Nachbarn Deutschlands, ist so umstritten, daß hiervon im Zusammenhang mit der Berliner Konferenz besser nicht gesprochen werden sollte.“

Die „Hessischen Nachrichten“ warnen: „Wer der Meinung ist, alles Verhandeln mit den Russen sei von vornherein zwecklos, der setzt alles auf die Karte einer dann kaum noch aufzuhaltenden gewalttätigen Auseinandersetzung des Westens mit dem Osten. An einem gemeinsamen Atomschlachtfeld ist dem deutschen Volke nicht gelegen.“

Und die „Pfälzische Volkszeitung“ schrieb: „Ein heißes Ringen am Konferenztisch dünkt uns immer noch besser als ein kalter Krieg, der endlos an den Nerven zehrt.“

Es steht fest, daß die Quertreibereien Bonns gegen die Viererkonferenz in zunehmendem Maß von der Bevölkerung, einschließlich bedeutender Kreise des Bürgertums, mißbilligt werden.

Selbst 4 - Mittwoch, 13. Jan. 1954

NEUE ZEITUNG 2

Zwischen Schöneberg und Unter den Linden

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — In Berlin werden die letzten Vorbereitungen für die Konferenz der vier Außenminister getroffen: Die Konferenz wird abwechselnd im Gebäude des ehemaligen Kontrollrates in Schöneberg im amerikanischen Sektor und am Amtssitz des sowjetischen Hochkommissärs Unter den Linden im demokratischen Sektor abgehalten werden.

Das Gebäude des ehemaligen Kontrollrates hat eine sehr wechselvolle Geschichte. Früher war es das Oberste Gericht in Berlin, wo in der Nazizeit die blutigen Volksgerichtsprozesse durchgeführt wurden. Während des Krieges wurde das Gebäude durch Bomben beschädigt, sowjetische und amerikanische Pioniereinheiten setzten es wieder instand. Bis 1948 amtierte dann der Alliierte Kontrollrat für Deutschland in diesem Haus, bis diese Körperschaft durch die Westmächte gesprengt wurde. Seither stand das Gebäude praktisch leer.

Der Sitz des sowjetischen Hochkommissärs Unter den Linden ist die sowjetische Botschaft. Das Gebäude, das in unmittelbarer Nähe des Brandenburger Torres, an der

Sektorengrenze, liegt, wurde erst in den letzten Jahren völlig neu gebaut.

In der Wilhelmstraße wurde im Haus des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der DDR ein großes Pressezentrum eingerichtet, wo die Journalisten aus Ost und West die notwendigen Informationen erhalten können. Die Nachrichtenübermittlung kann per Telephon, Telegraph oder Fernschreiber reibungslos abgewickelt werden. Die Berliner Stadtverwaltung hat für die ausländischen Pressevertreter drei Hotels zur Verfügung gestellt.

Zwischen Schöneberg und Unter den Linden dehnt sich an der Wilhelmstraße ein großer Platz aus, der zum Teil noch mit Trümmern übersät ist. Es ist der Platz, auf dem sich einst die Hitlersche Reichskanzlei erhob. Nichts ist von ihr übriggeblieben als die Trümmer des ehemaligen Bunkers, die heute noch, gleichsam als Mahnung, aus der weiten öden Fläche emporragen. Diese Trümmerstätte müssen die Konferenzteilnehmer passieren, wenn sie den Tagungsort wechseln. Mögen ihnen diese geborstenen Ueberreste eine eindringliche Mahnung sein.

DEUT ZET LINZ: Kontag, 25. Jänner 1954

Berlin im Konferenzfieber

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Die Beratungen der vier Außenminister halten nach wie vor Berlin in Bann. Obwohl die Westberliner Zeitungen alle Anstrengungen machen, die Konferenz zu bagatellisieren, und den Eindruck erwecken wollen, als ob die ganze Konferenz nicht so wichtig wäre, können sie doch nicht verhindern, daß täglich tausende Menschen die Auffahrt der Wagen der Delegierten beobachten. Sowohl vor dem Gebäude des Kontrollrats, als auch vor der Sowjetbotschaft unter den Linden drängen sich stets hunderte Menschen, um auf diese Weise etwas von der Atmosphäre der Konferenz zu erhaschen. In den Betrieben werden die Äußerungen der Außenminister lebhaft diskutiert.

Da die Sitzungen geheim sind, sind die über tausend Journalisten ständig auf der Jagd auf Nachrichten. Die österreichische Delegation ist

den ganzen Tag das Ziel der verschiedensten Vorstöße von Journalisten. Wie uns der Presseferent der Delegation, Dr. Krumphuber mitteilte, ist die Delegation jedoch sehr zurückhaltend.

Jagd nach Sensationen

In den beiden Pressezentren im Kathreiner-Hochhaus in Westberlin und am Thälmann-Platz herrscht Hochbetrieb. Hunderte Angestellte der Post sind eingesetzt, damit die Nachrichtenübermittlung schnell vor sich geht. Das Kathreinerhaus steht ganz im Zeichen der englischen und amerikanischen Presse- und Nachrichtenagenturen. Da ist den ganzen Tag ein Hasten und der Lärm vieler Lautsprecher, mit denen immer jemand gesucht wird, und die ganze Atmosphäre ist einem ruhigen, gewissenhaften Arbeiten nicht gerade förderlich. Man spürt: Hier geht es um die Sensation.

Das Pressezentrum am Thälmann-Platz ist individuell eingerichtet. Auch westliche Journalisten, die ihre Aufgabe ernst nehmen, geben gern zu, daß das große Gebäude weit persönlicher eingerichtet ist als das Pressezentrum in Westberlin.

Pressekonferenz am Thälmannplatz

Mit Spannung wurde am Dienstagabend die erste große Pressekonferenz erwartet, die der Pressechef des Außenministeriums der Sowjetunion, L. F. Iljitschow, am Thälmann-Platz abhielt. Die Konferenz war so überfüllt, daß die Ausführungen auch in die großen Vorhallen zweier Stockwerke übertragen werden mußte. Man spürt den Geist der Verantwortung, von dem die Arbeit der sowjetischen Delegation getragen ist. Mit großer Aufmerksamkeit nahm die Konferenz die Mitteilung entgegen, daß Außenminister Molotow in seinen Ausführungen stets davon ausgeht, daß sich die Mächte verständigen können.

UGUE 2017 (102) Samstag, 30. Jänner 1954

Dokumente über Bonns Revanchekriegspläne

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Der Ausschuß für deutsche Einheit übergab gestern in einer Pressekonferenz der Öffentlichkeit neues Material über die Wiederaufrüstung Westdeutschlands. In einem Buch, das den Titel trägt „Bonn bereitet einen Revanchekrieg vor“, sind viele Tatsachen und Dokumente festgehalten, die zeigen, wie der wiedererstandene deutsche Militarismus aufs neue die Aggression gegen die Nachbarländer Westdeutschlands vorbereitet. Das Buch enthält auch Aussprüche führender Bonner Politiker, aus denen hervorgeht, daß es der Nachfolger des Hitlerstaates auch auf Oesterreich abgesehen hat.

Vor der deutschen und internationalen Presse wies Staatssekretär Norden nach, daß bei allen Verträgen, die in der Vergangenheit mit dem deutschen Imperialismus abgeschlossen wurden, etwa die Verträge von Locarno und München, der deutsche Imperialismus der einzige Nutznießer dieser Verträge gewesen ist. Mit dem deutschen Militarismus, sagte er, gibt es keinen Frieden in Europa und deshalb müssen die Völker Europas und das deutsche Volk selbst alles tun, um den revanchelüsternden deutschen Militarismus in die Schranken zu weisen.

Außenminister tagen in der Sowjetbotschaft

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Obwohl das Thermometer 15 Grad unter Null zeigte, fanden sich Montag nachmittags hunderte Berliner vor dem Gebäude der sowjetischen Botschaft unter den Linden ein, um die Ankunft der westlichen Außenminister zu den Verhandlungen zu beobachten. Über dem Portal der Botschaft waren die Flaggen der vier Großmächte gehißt. Als erster traf der amerikanische Außenminister Dulles ein, dann Bidault und zum Schluß der englische Außenminister Eden. Die Außenminister waren von ihrer Militärpolizei begleitet, während die Regelung des Straßenverkehrs, die in Westberlin von Stumm-Polizei und Amerikanern durchgeführt wurde, im demokratischen Sektor allein durch deutsche Volkspolizei erfolgte. Die sowjetische Wache vor dem Botschaftsgebäude empfing die Außenminister mit der militärischen Ehrenbezeugung.

Wie vor einer Woche bei Beginn der Konferenz wurde vor Eröffnung der Sitzung den Photographen, Wochenschau- und Fernsehreportern Gelegenheit gegeben, die um den runden Konferenztisch des großen

Spiegelsaales versammelten Außenminister und ihre Berater im Bild festzuhalten.

Im Spiegelsaal unter den Linden

Das weitläufige Gebäude der sowjetischen Botschaft befindet sich in unmittelbarer Nähe des Brandenburger Tores, hinter dem der Tiergarten (britischer Sektor) beginnt. Wenn man vor der Botschaft steht, sieht man einerseits durch das Brandenburger Tor in den öde daliegenden Tiergarten, andererseits bis zum Marx-Engels-Platz, dem ehemaligen Lustgarten, auf dem sich früher

(Fortsetzung auf Seite 2)

Außenminister tagen in der Sowjetbotschaft

(Schluß von Seite 1)

das kaiserliche Schloß erhob. Die Gebäude unter den Linden sind festlich beflaggt. Überall flattern schwarz-rot-goldene und rote Fahnen im scharfen Winterwind.

Das Gebäude der Botschaft wurde an derselben Stelle errichtet, an der sich auch früher die sowjetische Botschaft befand. Der Aufbau erfolgte in den Jahren von 1948 bis 1951. Mit seinen klaren Linien legt das Gebäude Zeugnis ab von dem hohen Stand der sowjetischen Architektur.

Im Spiegelsaal der Botschaft tagen gegenwärtig die Außenminister. Zwischen den vier Meter hohen Spiegeln sind die Wände mit rotem Marmor aus dem Ural verkleidet und der Boden besteht aus wunderbaren Einlegearbeiten aus verschiedenen Hölzern, wobei das Weiß des Birkenholzes immer wieder die dunkle Täfelung durchbricht. Für die Konferenz wurde in dem Saal, der sonst bei festlichen Empfängen benützt wird, ein großer runder Tisch aufgestellt, auf dem die Flaggen der vier Großmächte stehen. Dieser Tisch ist jetzt das Symbol dafür geworden, daß es tatsächlich möglich ist, daß sich die Vertreter der Großmächte am „runden Tisch“ zusammensetzen können.

Neben dem Spiegelsaal liegt der große Kuppelsaal. Die Straßenfront dieses Saales wird durch ein großes Fenster beherrscht, das in herrlicher Glasmalerei den Spasski-Turm des Kreml zeigt. Dieses Fenster ist jetzt immer hell erleuchtet, so daß man am Abend schon von weitem dieses Stück Kreml sehen kann. Neben dem Kuppelsaal liegt der große Wappensaal, in dem sich um das Wappen der Sowjetunion die Embleme der Unionsrepubliken gruppieren.

Die Räumlichkeiten hinter diesen Sälen sind als Arbeitszimmer der einzelnen Außenminister eingerichtet worden. In den letzten Tagen war die Sowjetbotschaft von hunderten Journalisten besucht worden.

Rund um die Konferenz

Die Viererkonferenz in Berlin gibt hunderten Journalisten aus dem Westen Gelegenheit, einen Blick hinter den sogenannten „Eisernen Vorhang“ zu tun. Mit großem Interesse beobachteten sie das Leben im demokratischen Sektor der geteilten Stadt. Bei den Informationsstellen, die die Volkspolizei an wichtigen Punkten errichtet hat, sieht man, wie sich Zeitungsleute aus aller Welt nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt erkundigen. Immer wieder hört man die Frage nach der Stalinallee, die auf die Journalisten aus dem Westen eine große Anziehungskraft ausübt. Die Zeitungsleute sind beeindruckt von den großen Leistungen der deutschen Bauarbeiter und Architekten, die gerade in der Stalinallee ihren Ausdruck finden.

In privaten Gesprächen drücken die bürgerlichen Journalisten auch ihre Befriedigung über die Höflichkeit der Volkspolizei aus. Sie sind erstaunt über die völlige Freiheit, mit der sie sich im demokratischen Sektor bewegen können.

Der Berichterstatter der bürgerlichen „Süddeutschen Zeitung“ schreibt über die amerikanischen Pressekonferenzen: „Es wäre schlecht, wenn man allein auf ihre Informationen angewiesen wäre. Man hätte nämlich sonst meinen müssen, daß es in Berlin sehr schnell zum Krach kommen wird. Es war nicht irgendwer, dieser amerikanische Sprecher, er hat ein bedeutendes Amt in Washington. Dieser Sprecher berichtete über die Molotow-Rede in einem Ton mißmutiger Langweile und in einer Art, die schnoddrig zu nennen ich nicht umhin kann. Ziemlich betreten verließen wir diese Konferenz.“ (Einige österreichische Blätter, wie die „Salzburger Nachrichten“, die „VP-Südost-Tagespost“ und andere, scheinen ja hinsichtlich der Verdrehung der Tatsachen und der Miesmacherei die Amerikaner noch übertrumpfen zu wollen.)

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wann alle sowjetischen Pressekonferenzen bis zu den Stehplätzen überfüllt sind. Wer ein objektives Bild vom Konferenzverlauf gewinnen will, kann gar nicht anders, als die sowjetischen Pressekonferenzen zu besuchen. Da diese Konferenzen im Pressezentrum selbst stattfinden, können die Journalisten gleich an Ort und Stelle ihre Nachrichten weitergeben.

Der Sonderkorrespondent der Pariser „Le Monde“ berichtete darüber: „Nichts fehlt in dem östlichen Pressezentrum. Ein Bataillon von Telephonisten mit Kabinen für Ortsgespräche, für Westberlin und auch für alle größeren ausländischen Städte. Komfortable Redaktionssäle mit Schreibmaschinen und Schreibtischen stehen zur Verfügung der Journalisten. Das ist etwas, was angenehm von den Verhältnissen im Westen absteicht.“

Bidault in Potsdam

Der französische Außenminister Bidault besuchte Sonntag in Begleitung des französischen Hochkommissars Francois-Poncet und anderer Mitglieder seiner Delegation das Schloß Sanssouci in Potsdam auf dem Gebiet der DDR. Die Führung der französischen Gäste, die von Vertretern der sowjetischen Hochkommission begrüßt wurden, übernahm Prof. Kurth, der Direktor des Amtes für staatliche Schlösser und Gärten der DDR, der ihnen auch den berühmten Park des Schlosses zeigte.

Die ganzen Wahlen freuen sie nicht - ohne EVG

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Der Plan für einen deutschen Friedensvertrag, den der sowjetische Außenminister Molotow der Viererkonferenz vorgelegt hat und die wuchtige Argumentation gegen den sogenannten Eden-Plan, hat die Revanchepolitiker in Westdeutschland aufschreien lassen. Jetzt, nachdem Molotow den Standpunkt der Sowjetregierung dahingehend präzisiert hat, daß ein künftiges einheitliches Deutschland sich an keiner Mächtekoalition beteiligen dürfe, die gegen irgendeine Macht gerichtet ist, die am Krieg gegen Hitlerdeutschland teilgenommen hat, zeigen sie ihr wahres Gesicht.

Der Vorschlag Molotows hat nämlich für die Revanchepolitiker einen Haken, da er bestimmt, daß ein wiedervereinigtes Deutschland sich nicht an aggressiven Militärbündnissen beteiligen dürfe. Und unter solchen Umständen haben die Militaristen eben an den ganzen freien Wahlen keine Freude mehr. Sie wollen Wahlen in einer Atmosphäre der Kriegsvorbereitungen, in

der Atmosphäre und unter den Bedingungen der EVG-Verträge, die den wiedererstandenen deutschen Militarismus als stärkste Kraft in Deutschland haben möchten. Es geht ihnen trotz allem Geschrei nicht um die großdeutschen Wahlen, die sind ja nach dem Molotow-Vorschlag gewährleistet. Es geht ihnen vielmehr um die Wiederaufrüstung und um die Eingliederung in den Kriegsblock der Westmächte. Wenn den gesamtdeutschen freien Wahlen das Ziel versperrt wird, daß sich Deutschland — zum Verderben Europas und der Welt — abermals auf den Kriegspfad begibt, dann wären das eben in den Augen derer, die sich sonst nach freien Wahlen heiser schreien, keine freien Wahlen mehr. Alle hohen Werte, Freiheit und Souveränität einer Nation, der Abschluß eines Friedensvertrages, sind ihnen nichts, wenn ihnen die Möglichkeit genommen werden soll, abermals zur Aggression anzutreten.

In den kommenden Tagen wird über die deutschen Wahlen noch viel gesprochen werden. Dann soll man immer genau hinhören. Eine Auffassung ist die, daß die Wahlen ein Bestandteil des Kampfes gegen das Wiederaufleben des deutschen Aggressionsgedankens sein müsse, und eine andere ist die, daß gerade der Militarismus und die EVG-Verträge zu Wahlmachern emporgehoben werden sollen. Der Kampf dieser beiden Auffassungen ist auch für uns Oesterreicher bedeutsam, weil auch vor uns die Notwendigkeit steht, felerlich zu erklären, daß unser Land sich nach Abschluß eines Staatsvertrages aus allen militärischen Bündnissen heraushalten und sich nicht in einen Kriegsblock einspannen lassen wird.

Neue Zeit (Nst. Damerhof), 4. Februar 1954

Van Zeeland plaudert aus der Schule

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

In mehreren Sitzungen der Außenministerkonferenz hat Außenminister Molotow nachgewiesen, daß der sogenannte Eden-Plan darauf hinausläuft, ganz Deutschland in das System der westlichen Kriegsbündnisse einzuspannen, weil Westdeutschland schon heute durch die Bonner und Pariser Verträge an die EVG gebunden ist. Scheinheilig erklären die westlichen Außenminister zu dem Argument, daß dies nicht zutreffe, da eine gesamtdeutsche Regierung ja angeblich die „Freiheit“ hätte, sich für oder gegen die EVG-Verträge auszusprechen.

Nun hat sich der belgische Außenminister van Zeeland in dieser Frage zu Wort gemeldet. Er hat am Donnerstag, laut DPA-Meldung, im westberliner „Kurier“ vom Freitag, dem 5. Februar, vor dem EVG-Ausschuß des belgischen Parlaments erklärt, daß die Unterschrift der Bonner Regierung unter die EVG-Verträge für ganz Deutschland bindend sei.

Washington fürchtet Eindruck der Molotow-Vorschläge

Berlin. — „Die Vorschläge Molotows dürfen unter keinen Umständen der breiten Öffentlichkeit bekannt werden“, erklärte Donnerstag nach der Pressekonferenz

der Sonderbeauftragte des USA-Präsidenten für Fragen der psychologischen Kriegsführung, Charles Jackson, einem Kreis ausgewählter Presseberichterstatter. Jackson befindet sich seit Beginn der Außenministerkonferenz in Berlin, um die westliche Berichterstattung über die Konferenz zu „koordinieren“.

Jackson gab den Journalisten die Direktive, daß die westlichen Zeitungen und Rundfunksender Molotows Vorschlag auf Abzug der Besatzungstruppen keine Bedeutung beimessen sollen.

Diese durch Indiskretionen bekanntgewordenen Äußerungen des amerikanischen Sonderbeauftragten, enthüllten die wahre Lage auf der Berliner Konferenz: Die Dulles-Politik ist festgefahren. Molotows praktische Vorschläge haben das starre „No“ von Dulles als einziges Hindernis der Wiedervereinigung Deutschlands bloßgestellt. Ein dichter Propagandanebel soll nun verhüllen, daß sowohl in ganz Deutschland als auch in Frankreich Molotows Vorschläge einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Neue Zeit

UND *Salzburger Tagblatt*

Bezugsgebühr monatlich bei Abholung 12,50 S. durch Boten oder durch die Post 13,50 S.

Erscheint täglich als Morgenzeitung außer Sonntag

10. Jahrgang

Linz, Mittwoch, 10. Februar 1954

Nummer 33

Österreich-Delegation in Berlin

Bedenkliche Erklärungen Figls über den Staatsvertrag

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Dienstag um 17 Uhr trafen Außenminister Figl und Staatssekretär Kreisky, von Frankfurt kommend, auf dem amerikanischen Flugplatz Tempelhof in Berlin ein. Die Delegation wurde von dem Westberliner Bürgermeister Schreiber empfangen. Außerdem war vor dem Flugplatz eine starke Abordnung von amerikanischer Militärpolizei aufgestellt.

Außenminister Figl antwortete auf die Fragen der Journalisten in allgemein gehaltenen Worten. Als ihm aber ein Journalist die konkrete Frage stellte: „Herr Außenminister, Sie hoffen also, daß der Staatsvertrag abgeschlossen wird?“, antwortete Figl mit der geringschätzigen Bemerkung: „Wir können die Suppe nicht essen, bevor sie gekocht ist.“

Eine offizielle Erklärung gab der Außenminister am Flugplatz nicht.

Nachmittag um 15 Uhr traf, von Moskau kommend, auch der österreichische Botschafter in der Sowjetunion, Norbert Bischoff, auf dem Flugplatz in Berlin-Schönefeld ein. Botschafter Bischoff berichtete, daß er am Montagabend von der Regierung die Aufforderung erhalten habe, sich nach Berlin zu begeben.

Die österreichische Delegation hat im Hotel Kempinski am Kurfürstendamm in Westberlin Aufenthalt genommen.

Die Außenministerkonferenz soll, wie berichtet, diesen Freitag zur Erörterung des Oesterreich-Problems übergehen, an der die österreichische Delegation teilnehmen wird.

Vor seiner Abreise vom Tullner Flugfeld gab Außenminister Figl eine Erklärung ab, in der er seine Befriedigung darüber ausdrückte, daß Oesterreich in Berlin als gleichberechtigter Verhandlungspartner vertreten sein werde.

Wir hoffen, sagte Figl, daß wir Verständnis finden werden, insbesondere dort, „wo wir in einem Punkt Abänderungen am gegenwärtig vorliegenden Staatsvertragsentwurf verlangen müssen“.

Bei der Zwischenlandung in Frankfurt am Main ließ ein Mitglied der österreichischen Delegation laut AFP durchblicken, daß die von Figl angekündigte Abänderung des Staats-

vertragsentwurfes das ehemalige deutsche Eigentum betreffe.

Ein Kommentar der Prawda

Die Moskauer „Prawda“ veröffentlichte gestern einen von M. D. Kraminow gezeichneten Artikel, in dem festgestellt wird, daß die Westmächte und die österreichische Regierung für die Verzögerung der Unterzeichnung des Staatsvertrages verantwortlich sind. Wie AFP meldet, schreibt Kraminow, daß die österreichische Regierung eine Revision der bereits vereinbarten Vertragsartikel anstrebt und eine sowjetfeindliche Kampagne gestartet hat. „Durch diese Kampagne am Vorabend der Debatte über den Staatsvertrag“, heißt es, laut AFP, in dem „Prawda“-Artikel abschlie-

send, „tragen die führenden Kreise Oesterreichs nicht dazu bei, ein günstiges Klima zu schaffen, und erschweren dadurch die Lösung der österreichischen Frage“.

Die Frage der europäischen Sicherheit

Unter dem Vorsitz des britischen Außenministers Eden fand gestern die 14. Sitzung der Berliner Konferenz statt. Es war eine öffentliche Sitzung, in der die Erörterung des Deutschland-Problems fortgesetzt wurde.

Eden, der blaß und müde aussah, erteilte dem sowjetischen Außenminister Molotow als erstem das Wort. Dieser appel-

(Fortsetzung auf Seite 2)

Die Frage der europäischen Sicherheit

(Schluß von Seite 1)

lierte, wie AP meldet, an die Westmächte, sich von dem Europaarmee-Projekt loszusagen. Ein Festhalten an der sogenannten „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“, sagte Molotow laut AP, sei mit den Interessen des Friedens unvereinbar und würde bedeuten, daß der Westen sich auf den Weg eines neuen Krieges in Europa begeben.

Die Aufgabe bestehe darin, den Frieden zu sichern und gemeinsame Anstrengungen aller europäischen Staaten zur Gewährleistung der Sicherheit Europas zu ermöglichen. Molotow kündigte, wie es in der AP-Meldung abschließend heißt, an, daß er heute einen neuen Vorschlag zur Frage der europäischen Sicherheit im Zusammenhang mit dem Deutschland-Problem unterbreiten werde.

Ein französischer Sprecher gab gestern bekannt, daß die vier Außenminister Donnerstag zu einer geschlossenen Sitzung zusammentreten werden, um ihre Diskussion über die internationale Entspannung und eine Fünfmächtekonferenz unter Teilnahme Chinas fortzusetzen.

NEUE ZEITUNG, Freitag, 10. Februar 1954

Neue Zeit

UND *Salzburger Tagblatt*

Bezugsgebühr monatlich bei Abholung 12,50 S. durch Boten oder durch die Post 13,50 S.

Erscheint täglich als Morgenzeitung außer Sonntag

10. Jahrgang

Linz, Donnerstag, 11. Februar 1954

Nummer 84

Umfassender Sicherheitspakt für Europa

Sowjetischer Vorschlag auf der Außenministerkonferenz: Kollektives Sicherheitssystem für alle Staaten Europas einschließlich Ost- und Westdeutschlands — Abzug aller Besatzungstruppen aus Deutschland innerhalb von 6 Monaten

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. In der gestrigen Sitzung der Außenministerkonferenz legte der sowjetische Außenminister Molotow einen Vorschlag für den Abschluß eines allgemeinen Vertrags über die kollektive Sicherheit in Europa vor.

Wie ein sowjetischer Sprecher mitteilte, würde dieser Vertrag allen europäischen Staaten, unbeschadet ihrer Gesellschaftsform, zum Beitritt offenstehen. Die Regierungen Ost- und Westdeutschlands würden an diesem Vertrag als gleichberechtigte Signatäre bis zur Errichtung eines vereinigten Deutschlands teilhaben.

Die Signatarstaaten des Vertrages würden sich verpflichten, einander nicht anzugreifen und auf die Androhung oder Anwendung von Gewalt zu verzichten.

In dem Vorschlag Molotows heißt es: Bestrebt, der Bildung von Gruppierungen der einen europäischen Staaten gegen die anderen europäischen Staaten vorzubeugen, und eine Uebereinstimmung zur Gewährleistung der kollektiven Sicherheit in Europa zu erzielen, schließen die europäischen Staaten den gesamteuropäischen Vertrag über die kollektive Sicherheit in Europa auf folgenden Grundlagen:

1.) Teilnehmer am Vertrag können alle europäischen Staaten, unabhängig ihrer Gesellschaftsordnung sein, die die Ziele anerkennen und die Verpflichtungen übernehmen, die im Vertrag vorgesehen werden. Bis zur Bildung eines einheitlichen, demokratischen deutschen Staates können die DDR und die Bundesrepublik gleichberechtigt an dem Vertrag beteiligt sein. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands kann der deutsche Staat am Vertrag teilnehmen.

2. Die Vertragspartner verpflichten sich, sich jedes Angriffes aufeinander, sowie der Machtdrohungen in ihren internationalen Beziehungen zu enthalten und im Einklang mit den Satzungen der UNO alle

Störungen mit friedlichen Mitteln zu regeln.

3. Die Vertragspartner werden sich jedesmal, wenn nach Ansicht eines von ihnen die Gefahr eines bewaffneten Ueberfalls in Europa auf einen oder mehrere Vertragspartner entstanden ist, gegenseitig konsultieren, um wirksame Maßnahmen zur Beseitigung einer derartigen Gefahr zu treffen.

4. Ein bewaffneter Ueberfall in Europa auf einen oder mehrere Vertragspartner seitens eines Staates oder einer Gruppe von Staaten wird als ein Ueberfall auf alle Vertragspartner betrachtet. In einem solchen

Fall wird jeder Vertragspartner dem Angegriffenen mit allen Mitteln, einschließlich der Anwendung von Waffengewalt, Hilfe erweisen.

5. Die Vertragspartner verpflichten sich, in kürzester Frist das Verfahren zu erörtern und festzulegen, daß die Hilfeleistung seitens der Vertragspartner für den Fall bestimmt wird, daß in Europa eine Situation entsteht, die kollektive Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens oder zu dessen Wiederherstellung erfordert.

6. Im Einklang mit den Bestimmungen der Satzung der UNO werden die Vertragspartner an den Sicherheitsrat der UNO unverzüglich Informationen über die Maßnahmen richten, die in Verwirklichung des Rechts auf Selbstverteidigung und der Sicherheit in Europa getroffen sind oder vorgesehen werden.

7. Die Vertragspartner übernehmen die Verpflichtung, sich an keiner Koalition zu beteiligen und keine Abkommen zu schließen, deren Ziele im Widerspruch zu den Zielen des Vertrages stehen.

8. Zur Durchführung der im Vertrag vorgesehenen Beratungen ist vorzusehen:

a) Periodisch und gegebenenfalls sollen Be-

(Fortsetzung auf Seite 2)

Umfassender Sicherheitspakt für Europa

(Schluß von Seite 1)

ratungen stattfinden, in denen jeder Staat durch ein Regierungsmitglied vertreten wird.

b) Bildung eines ständigen politischen Ausschusses, dessen Pflicht die Verbreitung entsprechender Empfehlungen der Vertragspartner sein wird.

c) Bildung eines militärischen Beratungsgremiums, dessen Befugnisse nachträglich zu bestimmen sind.

9. In Anerkennung der besonderen Verantwortung für die Erhaltung des internationalen Friedens, die die ständigen Mitgliedsstaaten des Sicherheitsrates der UNO tragen, werden die Vertragspartner die Regierungen der USA und der Chinesischen Volksrepublik ersuchen, ihre Vertreter als Beobachter in die Organe zu entsenden, die gemäß dem Vertrag geschaffen werden.

10. Dieser Vertrag wird in keinem Maße die Kraft der Verpflichtungen beeinträchtigen, die jene internationalen Verträge und Abkommen zwischen den europäischen Ländern enthalten, deren Grundsätze und Ziele, den Grundsätzen und Zielen dieses Vertrages entsprechen.

11. Der Vertrag ist 50 Jahre gültig.

Über die Gewährleistung der Sicherheit

1. Die Regierungen Frankreichs, Englands, der USA und der UdSSR übernehmen die Verpflichtung, die Bemühungen fortzusetzen, die auf eine befriedigende Lösung der deutschen Frage im Interesse des Friedens in Europa gerichtet sind.

2. Bis zum Abschluß des Friedensvertrages mit Deutschland und bis zur Wiedervereinigung werden folgende Maßnahmen verwirklicht:

A) Vom Territorium sowohl Ost- als auch Westdeutschlands werden gleichzeitig innerhalb von sechs Monaten die Besatzungstruppen mit Ausnahme von beschränkten Kontingenten abgezogen. Die Frage über die Stärke dieser Kontingente unterliegt einer Vereinbarung zwischen den Regierungen der vier Mächte.

B) Für den Fall, daß in einem oder anderen Teil Deutschlands eine Gefahr für die Sicherheit entsteht, behalten sich die Mächte, die gegenwärtig Besatzungsfunktionen ausüben, das Recht, auf die Einführung ihrer Truppen vor.

C) Zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und zur Bewachung der Grenzen werden die DDR und die Bundesrepublik Deutschland über Polizeieinheiten verfügen, deren Stärke und Bewaffnung zwischen den vier Mächten vereinbart werden müssen.

Zur Überwachung der Erfüllung dieser Vereinbarung in Ost- und Westdeutschland werden aus Vertretern der vier Mächte Inspektionsgruppen gebildet.

3. Im Einklang mit den eben dargelegten Bestimmungen werden die vier Mächte unverzügliche Maßnahmen treffen, um den Abschluß eines Vertrages zwischen den europäischen Staaten über die kollektive Sicherheit zu fördern, der entsprechende Garantien gegen Aggression und Verletzung des Friedens in Europa vorsieht.

Gromyko informiert Grotewohl

Berlin. — Der erste Stellvertreter des Ministers für auswärtige Angelegenheiten der UdSSR, Gromyko, besuchte Ministerpräsident Grotewohl und informierte ihn über den Verlauf der Behandlung der deutschen Frage auf der Berliner Konferenz. Dem Gespräch wohnten der Stellvertreter des Ministerpräsidenten, Walter Ulbricht, der Minister für auswärtige Angelegenheiten, Dr. Lothar Bolz, und der außerordentliche und bevollmächtigte Botschafter der UdSSR in der DDR, W. S. Semjonow, bei.

SPD-Organ begrüßt Molotow-Plan

Berlin. — Das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands „Neuer Vorwärts“ veröffentlicht unter dem Titel „Blick aufs Ganze“ einen Kommentar zur Berliner Konferenz, der sich im Grunde genommen gegen die wichtigsten Punkte der Plattform der Westmächte wendet. Das SP-Organ stellt fest:

Wenn es zu einer Einigung kommen soll, werden die Westmächte auf die Vorstellung einer im EVG und Generalvertrag vorgesehenen Integration verzichten müssen. Denn diese Konzeption geht von der Spaltung Deutschlands aus und stellt den Versuch dar, auch ein wiedervereinigtes Deutschland im voraus einseitig zu binden.

Dieser Vernicht wäre für den Westen kein wirkliches Opfer, weil es sich um eine überholte Konzeption handelt, besonders da für eine Ratifizierung des EVG-Vertrages in Frankreich und Italien kaum noch Aussicht besteht.

Der Molotow-Plan, schreibt das Blatt, hat die Berliner Konferenz auf das einzige fruchtbare Feld geführt, auf das der echten Auseinandersetzung zwischen Position und Gegenposition.

NEUE ZEITUNG Donnerstag, 11. Februar 1954

Westjournalisten besuchen ostdeutsche Betriebe

Sie stellen fest: „Unruhe“-Meldungen ohne jede Grundlage

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kaln)

Am Montag abends hatte der Leiter des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der DDR den Chefkorrespondenten der Reuters-Agentur in Berlin, Lewy, und den Chefredakteur des Berliner Büros der Hamburger Zeitung „Die Welt“, Weinert, eingeladen, damit sie sich an Ort und Stelle von der Lügenhaftigkeit der Berichte über angebliche Unruhen in Betrieben der DDR zu überzeugen.

Da die Westpresse und die amerikanischen Sender insbesondere von den Leuna-Werken als angebliches Zentrum von Unruhen gesprochen hatten, wünschten die beiden Korrespondenten diese zu sehen. Am Dienstag besuchten sie die Leuna-Werke und konnten sich dort Klarheit verschaffen.

Der Chefkorrespondent der Reuters-Agentur und der Chefredakteur des Berliner Büros „Die Welt“ stellten im Anschluß an die von ihnen durchgeführten Besichtigungen übereinstimmend fest, daß die in den Westberliner und westdeutschen Zeitungen verbreiteten Meldungen jeder Grundlage entbehren und sagten eine wahrheitsgetreue Berichterstattung über ihre Eindrücke zu.

Wie aus den Leuna-Werken berichtet wird, haben die Westkorrespondenten mit vielen Arbeitern gesprochen und gefragt, wo sich im Werk die Maschinengewehre und Panzer befinden, da in den Berichten von Einsatz von Maschinengewehren und Panzern gegen die Arbeiter die Rede war.

„Diese Frage könnten wir Ihnen nur mit lautem Gelächter beantworten“, sagte ein Arbeiter. Die Kollegen Gerhard Wolf und Herbert Frantz vom Bau 21 zeigten den Journalisten die Meißelhämmer in ihren Fäusten und sagten: „Sehen Sie, das sind unsere Maschinengewehre, mit diesen Waffen sind wir gut versorgt“.

Sowohl die Arbeiter des volkseigenen Stahl- und Walzwerkes „Wilhelm Florin“ in Henningsdorf, wie die Arbeiter der Buna-Werke wandten sich entschieden gegen die über ihr Werk verbreiteten Lügen.

Amerikaner dementieren die eigenen Lügen

Ein Sprecher der amerikanischen hohen Kommission bezeichnete gestern in einer Pressekonferenz Meldungen über angebliche Unruhen in Ostdeutschland als unzutreffend.

Neue Zeit

UND *Salzburger Tagblatt*

Bezugsgebühr monatlich bei Abholung 12,50 S. durch Boten oder durch die Post 13,50 S.

Erscheint täglich als Morgenzeitung außer Sonntag

10. Jahrgang

Linz, Samstag/Sonntag, 13./14. Februar 1954

Nummer 36

Molotow schlägt vor:

Staatsvertrag in längstens drei Monaten

Ablöse des deutschen Eigentums kann durch Warenlieferungen erfolgen

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. — In Anwesenheit der österreichischen Regierungsdelegation begannen gestern die Außenminister mit der Debatte über Österreich. Nachdem Figl eine Abänderung der Staatsvertragsbestimmungen über das ehemalige deutsche Eigentum gefordert hatte, legte Außenminister Molotow die Vorschläge der Sowjetunion zur raschesten Lösung der Österreichfrage vor. Der Antrag Molotows lautet:

Die Regierungen der UdSSR, Frankreichs, Großbritanniens und der USA anerkennen, daß die Interessen der Festigung des Friedens in Europa und die Notwendigkeit der Sicherung der nationalen Rechte des österreichischen Volkes die baldigste Wiederherstellung eines freien und unabhängigen Österreichs erfordern, und daß die Regelung der österreichischen Frage den bestehenden Abkommen der vier Mächte entsprechen muß. Im Einklang damit sind die Regierungen der vier Mächte übereingekommen:

1. Die Stellvertreter der Außenminister zu beauftragen, im Laufe von drei Monaten den endgültigen Wortlaut des Staatsvertrages zur Wiederherstellung eines unabhängigen und demokratischen Österreich vorzubereiten, indem sie sich von folgendem leiten lassen:

a) Die Vorbereitung des im Jahre 1949 zwischen den vier Mächten im wesentlichen vereinbarten Entwurfes des Staatsvertrages mit Österreich zum Abschluß zu bringen, demgemäß Österreich als ein unabhängiger, souveräner, demokratischer Staat wiederhergestellt, von der Kontrolle der vier Mächte befreit und der bestehende Kontrollmechanismus — die Alliierte Kommission für Österreich und alle ihre Organe — aufgelöst und die Besetzung Österreichs aufhören wird.

Keinerlei Militärbündnisse

b) Den folgenden Zusatzartikel in den Wortlaut des Staatsvertrages mit Österreich aufzunehmen:

„Österreich verpflichtet sich, keinerlei Koalition oder Militärbündnisse einzugehen, die sich gegen irgendeine Macht richten, die mit ihren Streitkräften am Krieg gegen Deutschland und an der Befreiung Österreichs beteiligt war.“

Österreich verpflichtet sich, auch die Errichtung von ausländischen Militärstützpunkten auf seinem Territorium, sowie die Ausnutzung ausländischer Militärberater oder Fachleute in Österreich nicht zuzulassen.“

Die Regierungen der USA, Großbritanniens, Frankreichs und der UdSSR verpflichten sich ihrerseits, die Bestimmungen dieses Artikels einzuhalten.

c) Die Mitteilung der Regierung der Sowjetunion wird zur Kenntnis genommen, daß sie sich, den Wünschen der Regierung Österreichs entgegenkommend, damit einverstanden erklärt, daß Österreich die der Sowjetunion laut Artikel 35 des Entwurfes des Staatsvertrages zustehenden Summen der Zahlung für die ehemaligen deutschen Vermögenswerte durch Warenlieferungen deckt.

2. Zur Verhinderung von Versuchen eines neuen Anschlusses den Abzug der Truppen der vier Mächte, die sich auf dem Ter-

ritorium der entsprechenden Zonen Österreichs befinden, bis zum Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland aufzuschieben, jedoch alle ausländischen Truppen gleichzeitig mit der Auflösung der Alliierten Kommission aus Wien abzuziehen.

Keine Besatzungsfunktionen mehr

Die in Österreich zeitweilig verbleibenden Truppen der vier Mächte werden nicht mehr als Besatzungstruppen gelten, sie werden keine Besatzungsfunktionen erfüllen und sich in die Angelegenheiten der österreichischen Verwaltungsbehörden, sowie in das öffentliche und politische Leben des Landes nicht einmischen.

Die Rechtslage dieser Truppen wird durch ein Sonderabkommen bestimmt, das von den vier Mächten unter Beteiligung Österreichs auszuarbeiten ist und gleichzeitig mit dem Inkrafttreten des Staatsvertrages mit Österreich seine Gültigkeit erlangen soll.

3. Die Stellvertreter der Außenminister zu beauftragen, die Frage Triests im Zusammenhang mit dem Vorschlag der Sowjetregierung zu behandeln, die Stadt Triest und das anliegende Territorium nicht als Militärstützpunkt auszunutzen.

Figl vor den Außenministern

Bei Beginn der Sitzung stellte Bidault den österreichischen Außenminister Figl den Vertretern der Großmächte vor. Mit Figl nahmen zehn weitere Österreicher, darunter Staatssekretär Kreisky und der österreichische Botschafter in Moskau Bischoff an der Sitzung teil.

Figl legte den Standpunkt der österreichischen Regierung dar und verlangte eine Abänderung des Artikels 35 des Staatsvertragsentwurfes. Dieser Artikel betrifft das ehemalige deutsche Eigentum in Österreich. Die mit 150 Millionen Dollar festgelegte Ablösesumme für das deutsche Eigentum und seine Bezahlung in Dollars statt durch Lieferung österreichischer Waren bezeichnete Figl als „zu hart und unbillig“. Ferner erklärte er, die im Artikel 35 vorgesehene Regelung hinsichtlich der österreichischen Erdöl-

(Fortsetzung auf Seite 2)

Staatsvertrag in längstens drei Monaten

(Schluß von Seite 1)

vorkommen seien „mit der vollen wirtschaftlichen Souveränität unseres Landes kaum vereinbar“, Figl verlangte eine Abänderung dieser Bestimmungen.

Außerdem brachte Figl weitere Einwände, die er in diplomatischer Weise so einkleidete, daß er sagte, die Regelung akzeptiere „auch jede Bestimmung des Staatsvertragsentwurfes“, die offensichtlich nach ihrer Meinung die Unabhängigkeit Österreichs zu sichern geeignet ist“. Figl unterließ es allerdings, zu sagen, welche Artikel nach Ansicht der Regierung dazu geeignet und welche nicht geeignet seien.

Besonders auffallend war, daß der Außenminister mit keinem Wort die Sicherung Österreichs gegen einen neuen Anschluß, gegen eine Einbeziehung unseres Landes in die deutsche Wiederaufrüstung erwähnte und daß er es auch vermied, sich gegen die Teilnahme Österreichs an irgendwelchen Militärpakten und gegen seine Hineinziehung in das Atlantikpaktsystem auszusprechen.

Dulles und Eden wollen nicht

Der amerikanische Außenminister Dulles und der britische Außenminister Eden erklärten, der Staatsvertrag könne noch auf der Berliner Konferenz unterzeichnet werden, verlangten aber gleichzeitig eine Revision des Artikels 35, der bereits vor viereinhalb Jahren vereinbart wurde. Auf die Vorschläge Molotows gingen sie nicht ein. Sie zeigten damit neuerlich, daß sie ein wahrhaft unabhängiges Österreich nicht wünschen, sondern die Einbeziehung Österreichs in ihre Europapläne zum Ziele haben.

Die Österreich-Debatte wird in der heutigen Nachmittagsitzung in Anwesenheit der österreichischen Delegation fortgesetzt werden.

DDR begrüßt Molotows Sicherheitsvorschlag

Der Präsident der DDR Wilhelm Pieck appellierte, wie Reuter meldete, an das ganze deutsche Volk, die Vorschläge Molotows für einen kollektiven europäischen Sicherheitsvertrag zu unterstützen.

Laut AP hat auch der Ministerrat der DDR den Sicherheitsvorschlag Molotows begrüßt und sich bereit erklärt, an einem solchen System der kollektiven Sicherheit in Europa mitzuwirken.

„Prawda“: Dulles will keine Einigung

Moskau. — Wie Reuter meldet, stellte die Moskauer „Prawda“ gestern in einem Kommentar zur Berliner Konferenz fest, daß die Haltung der Westmächte eindeutig deren mangelnde Bereitschaft, die Wiedervereinigung Deutschlands zu ermöglichen, zeige. Die „Prawda“ schreibt — laut Reuter — weiter: „Im Verlauf der Konferenz ist offensichtlich geworden, daß alle Bemühungen der amerikanischen Diplomatie darauf hinauslaufen, die Wiedervereinigung Deutschlands und den Abschluß eines Friedensvertrages auf unbestimmte Zeit zu verzögern. Die Haltung von Außenminister Dulles bestätigt die Presseberichte, nach denen die amerikanische Delegation sich nicht mit der Absicht nach Berlin begeben habe, die offenstehenden Probleme zu regeln.“

Wie Europas Sicherheit gewährleistet werden kann

Bekanntlich hat Außenminister Molotow auf der Berliner Konferenz in der vergangenen Woche einen umfassenden Sicherheitspakt für ganz Europa vorgelegt.

Der Vorschlag Außenminister Molotows ist in folgenden Punkten zusammengefaßt:

1. Die Regierungen der vier Großmächte verpflichten sich, die Bemühungen um eine befriedigende Lösung der Deutschlandfrage im Einklang mit den Grundsätzen der Aufrechterhaltung des Friedens, der nationalen Freiheit und der Wahrung der Rechte aller europäischen Staaten fortzusetzen.

2. Bis zum Abschluß des Friedensvertrages mit Deutschland und der Wiedervereinigung des Landes, werden a) vom Territorium Ost- und Westdeutschlands gleichzeitig innerhalb von sechs Monaten die Besatzungstruppen mit Ausnahme von Kontrollkontingenten abgezogen, b) Für den Fall, daß in einem oder dem anderen Teil Deutschlands eine Gefahr für die Sicherheit entsteht, behalten sich die Mächte das Recht vor, ihre Truppen wieder heranzuziehen, c) Zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und zum Grenzschutz werden die DDR und Westdeutschland über Polizeieinheiten verfügen, deren Stärke und Bewaffnung zwischen den vier Mächten vereinbart wird. Zur Überwachung dieser Vereinbarung werden in Ost- und Westdeutschland Inspektionsgruppen aus Vertretern der vier Mächte gebildet.

3. Im Interesse der Festigung des Friedens in Europa werden die vier Mächte unverzüglich Maßnahmen treffen, um den Abschluß eines Vertrages zwischen den europäischen Staaten über kollektive Sicherheit zu fördern.

Zu diesem Zweck ergreifen sie die Initiative zur Einberufung einer entsprechenden Konferenz der europäischen Staaten.

Der Vertrag über kollektive Sicherheit in Europa soll folgende Hauptpunkte beinhalten:

1. Teilnehmer des Kollektivvertrages können alle europäischen Staaten, unabhängig von ihrer Gesellschaftsordnung sein.

2. Bis zur Wiederherstellung der deutschen Einheit können Ost- und Westdeutschland gleichberechtigt, aber getrennt an dem Paktsystem beteiligt sein.

3. Unabhängig von dem Sicherheitspakt behalten sich die vier Großmächte die Regelung der deutschen Frage selbst vor.

4. Streitigkeiten unter den Vertragspartnern sollen mit friedlichen Mitteln untereinander beigelegt werden.

5. Falls die Gefahr eines bewaffneten Überfalles auftaucht, werden sich die Vertragsteilnehmer konsultieren, um die Erhaltung der europäischen Sicherheit zu gewährleisten.

6. Ein bewaffneter Überfall auf einen oder mehrere Vertragspartner in Europa wird als Angriff auf alle Paktteilnehmer angesehen und beantwortet.

7. Dachorganisationen des europäischen Sicherheitssystems sind ein politischer Beratungsausschuß und ein militärisches Beratungsorgan, zusammengesetzt aus Vertretern aller Staaten des europäischen Kontinents.

8. Die USA und Volkschina sollen Beobachter in diese überstaatlichen Organe entsenden.

9. Der europäische Kollektivvertrag soll (unzlig Jahre gültig sein.

Die Hetzer am Pranger

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Gestern wurde im Hause der deutschen Presse in Berlin eine Pressekonferenz abgehalten, die sich grundsätzlich von den üblichen Pressekonferenzen unterschied. Zusammengekommen waren nämlich Arbeiter aus allen Teilen der DDR und zwar aus jenen Betrieben und Gebieten, von denen die westliche Presse behauptet hatte, daß es dort zu „Unruhen und Demonstrationen“ gegen die Regierung der DDR und gegen den Deutschlandplan Molotows gekommen sei.

Zu der Konferenz waren alle westlichen Journalisten eingeladen, auch die Vertreter jener Zeitungen und Agenturen, die sich mit ihren Hetzmeldungen förmlich überschlagen hatten. Bei der Konferenz hatten die Pressevertreter reichlich Gelegenheit, die Wahrheit zu erfahren.

Die Arbeiter aus den Betrieben erklärten im Namen ihrer Belegschaften, daß sie von den sogenannten Unruhen in ihren Fabriken aus den westlichen Meldungen erfahren haben. In Wirklichkeit weiß niemand von uns, sagten sie, von solchen Unruhen. Die Pressevertreter, auch die westlichen, waren von den einfachen und klaren Ausführungen der Arbeiter stark beeindruckt und konnten sich wieder einmal überzeugen, daß alle Hetzmeldungen gegen die DDR jeder Grundlage entbehren.

In seiner Abschlusssprache erklärte der Stellvertreter des Ministerpräsidenten Dr. Loch, durch die Lügenpropaganda gegen die DDR soll erreicht werden, daß die Deutschen nicht von den klaren Vorschlägen Molotows reden sollten, sondern von angeblicher Unruhen in Ostdeutschland. Das ist gründlich mißlungen.

Molotow berücksichtigt Österreichs Standpunkt

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Wie auf der sowjetischen Pressekonferenz mitgeteilt wurde, hat die sowjetische Delegation gestern alle Anstrengungen gemacht, um den Abschluß des Staatsvertrages zu sichern. Obwohl die Westmächte versuchten, die Diskussion abzuschließen, setzte die sowjetische Delegation durch, daß die Frage des Staatsvertrages am Donnerstag neuerlich behandelt wird.

Ueber den Verbleib ausländischer Truppen in Oesterreich soll ein Uebereinkommen zwischen den vier Mächten getroffen werden. Wir gehen sogar weiter, sagte Molotow, und schlagen vor, daß an diesem Uebereinkommen auch Oesterreich beteiligt wird. Die Sowjetunion habe in ihrem

neuen Vorschlag sowohl die Einwände der westlichen Minister berücksichtigt, als auch die Auffassung der österreichischen Regierung. Durch ihren neuen Vorschlag will die Sowjetunion die Befürchtung beseitigen, daß Oesterreich für eine lange Zeit von fremden Truppen besetzt bleiben soll.

Zu Figl gewandt erklärte Molotow, es wäre wünschenswert, wenn die österreichische Delegation ihren Standpunkt ausführlicher begründen würde. Es besteht ein gewisser Mangel in den Verhandlungen darin, daß jeder der vier Minister über Oesterreich mehr sagt als die österreichische Delegation selbst.

SPD-Führer gegen die „Jetzt-erst-recht-Politik“

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — In der Rede des SPD-Vorsitzenden Ollenhauer in Westberlin gab es Feststellungen, die recht viele sozialistische Arbeiter in Oesterreich erfahren sollten. „Die Wiedervereinigung Deutschlands“, sagte Ollenhauer, „kann nur auf dem Weg der friedlichen Verhandlungen der vier Mächte erfolgen und

jene, die uns wegen dieser Unterstützung der Verhandlungen angreifen, sollen uns doch endlich einmal in aller Öffentlichkeit sagen, welchen Weg zur Wiedervereinigung sie denn gehen wollen.

Der Weg zur Wiedervereinigung Deutschlands kann nur über friedliche Verhandlungen gehen und nicht über neue Schlachtfelder.“

Nach der Wehrdebatte im Bonner Parlament gebe es das juristische Unikum, daß jetzt in der Verfassung der Bundesrepublik ein ausländischer Vertrag, nämlich der Europaarmeevertrag, verankert ist. „Kein Parlament der an der Viermächtekonferenz beteiligten Staaten hat, noch bevor die Ergebnisse der Konferenz richtig studiert waren, so schwerwiegende Entscheidungen getroffen wie das Bundesparlament.

Das ist eine Politik“, fügte Ollenhauer hinzu, „die sich auf endgültige Zustände orientiert, auf eine enge Verbindung Deutschlands mit dem Westen, ohne Rücksicht auf die Erfordernisse der Wiedervereinigung.“

Ollenhauer setzte sich auch mit der „Jetzt-erst-recht“-Politik auseinander. Er sprach von Briefen, in denen er aufgefordert wurde, dafür zu sorgen, daß die Sozialdemokratie doch endlich in die EVG-Politik einsteige, um Rußland „Stärke“ zu zeigen und die „Befreiung“ der DDR zu vollziehen.

Die Sozialdemokratie, erklärte er, kann nicht für eine solche Politik sein, die schreckliche Folgen haben könnte. Seiner Ansicht nach sei die Berliner Konferenz kein Ende, sondern ein Anfang gewesen. Die Sozialdemokratie müsse dahin wirken, die Möglichkeiten neuer Verhandlungen zu erhalten und zu verbessern.

Wenn auch Ollenhauer in seiner Rede versuchte, im Antikommunismus Adenauer

den Rang abzulaufen, so fand in ihr doch die Erkenntnis Niederschlag, daß die „Politik der Stärke“ zu nichts Gutem führt. Die Erkenntnis, daß alle schwierigen politischen Probleme nur durch Verhandlungen gelöst werden können, ist beim deutschen Volk, vor allem bei den Arbeitern so stark, daß Ollenhauer ihr Rechnung tragen muß.

NEUE ZEITUNG
Donnerstag, 4. März 1954

Für die Einheit der deutschen Kultur

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Im Pressesamt des Ministerpräsidenten der DDR fand eine Pressekonferenz statt. Neben Kulturminister Johannes R. Becher waren die Schriftsteller Arnold Zweig, Bert Brecht sowie zahlreiche Film- und Theaterfachleute anwesend.

Der Stellvertreter des Ministers Alexander Abusch übergab der Presse eine Programm-Erklärung zur Verteidigung der Einheit der deutschen Kultur, die vom Ministerium in Zusammenarbeit mit namhaften Künstlern West- und Ostdeutschlands ausgearbeitet wurde.

In den zehn Punkten dieses Programms wird die Bildung gemeinsamer Körperschaften vorgeschlagen, welche für die Verbreitung wichtiger Werke in ganz Deutschland Sorge tragen sollen. Deutsche Akademien und Universitäten sowie Fachverbände der Künstler und Schriftsteller sollen zur Pflege der gemeinsamen humanistischen Kultur zusammenwirken.

Ferner werden ungehinderte Gastspielreisen aller deutschen Bühnen und Orchester vorgeschlagen und Schutz für alle

fortschrittlichen Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler gefordert, die in Ost- und Westdeutschland die humanistische Kultur fördern. Ausreichende Stipendien für alle begabten Menschen sind zu gewähren, um ihnen ein ergiebiges Studium zu ermöglichen.

Wie Johannes R. Becher erklärte, soll dieses Programm eine Diskussionsgrundlage darstellen und das Ministerium sei bereit, auch andere Vorschläge zu behandeln.

Asyl für die Opfer Adenauers

Ferner wird in dem Programm erklärt: „Das Ministerium für Kultur erklärt verbindlich, dass jede künstlerische und wissenschaftliche Parteilichkeit, die in Westdeutschland gegen die Wiederaufrüstung kämpft und dadurch ihre Existenz verliert, in der DDR die gleichen Rechte und Arbeitsmöglichkeiten wie jeder Bürger der DDR erhält. Die freieitlichen westdeutschen Kulturschaffenden können sich darauf verlassen, daß sie in der DDR einen festen Rückhalt haben.“

NEUE ZEIT LINZ, Donnerstag, 25. März 1954

Vor dem IV. Parteitag der SED

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Klein)

Vom hohen weißen Gebäude des Zentralkomitees der SED in der Wilhelm-Pieck-Straße in Berlin wehen viele rote Fahnen, an den großen Gebäuden tauchen täglich neue Leuchtbildschirme zur Begrüßung des IV. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands auf, der am 30. März in der Werner-Seelenbinder-Halle eröffnet werden wird.

Der IV. Parteitag tritt in einer Zeit zusammen, die für die Entwicklung in Deutschland von größter Bedeutung ist. Die Berliner Konferenz der Außenminister hat gezeigt, daß die erste und herausragende Forderung der Deutschen, die Wiedervereinigung der Einheit Deutschlands auf friedlicher und demokratischer Grundlage, nur dann verwirklicht werden kann, wenn die Bonner EVG-Politik zu Fall gebracht wird. Der Ausgang der Konferenz hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Wiedervereinigung Westdeutschlands die Wiedervereinigung für unbestimmte Zeit verhin- dert. Es geht also darum, alle patriotischen Deutschen im Kampf gegen die EVG-Politik zu vereinen, der amerikanischen Politik Adenauers, die die Gefahr eines deutschen Bürgerkrieges und damit eines dritten Weltkrieges heraufbeschwört, eine Politik im Interesse eines friedlichen Deutschlands entgegenzustellen.

Im Kampf um die Wiedervereinigung auf friedlicher Grundlage ist die DDR von entscheidender Bedeutung. Die DDR ist das Bollwerk in diesem Kampf. Sie ist es einmal dadurch, weil in diesem Teil Deutschlands jene Macht, die in der deutschen Geschichte die unheilvollste Rolle gespielt hat, die Militaristen aus den Reihen der Jungen und Großkapitalisten, ein für allemal gebrochen wurde und an die Stelle ihrer Herrschaft die Macht der Arbeiter und Bauern getreten ist. In der DDR gibt es keinen Geist der Reaktion und des Militarismus, der sich in West-

deutschland gerade anschickt, wieder in den Sattel zu steigen.

Ein Staat der sozialen Gerechtigkeit

Die DDR ist aber auch dadurch das Bollwerk im Kampf um die Wiedervereinigung, weil in der DDR auch ein Staat der sozialen Gerechtigkeit entstanden ist. Die Arbeitslosigkeit ist beseitigt, die Jugend hat ungeahnte Aufstiegsmöglichkeiten, die Bauern verfügen über Grund und Boden und sie haben die Sicherheit, daß sie ihre Produkte auch absetzen können. Die Handwerker haben Arbeit in Höhe und Fülle, der Intelligenz gilt die besondere Sorge des Staates und der Lebensstandard ist in ständigem Steigen begriffen. Je leichter und reicher das Leben in der DDR wird, um so größer ist die Anziehungskraft auch auf die arbeitende Bevölkerung in Westdeutschland. Sie stärkt die Erkenntnis der Arbeiterschaft, daß friedlicher Aufbau ein besseres Leben bringt als die Vorbereitung eines neuen Krieges.

Der neue Kurs

Die Partei der Arbeiterklasse ist der Motor beim Aufbau der DDR zu einem vorbildlichen Staat für alle Deutschen. Großes ist auf allen Gebieten schon geleistet worden. Das erkennt man am besten, wenn man mit jungen Arbeitern spricht, und sich herausstellt, daß sie den Begriff der Arbeitslosigkeit gar nicht mehr kennen, oder wenn man Gespräche mit Künstlern oder Wissenschaftlern führt und diese nur die Köpfe schütteln, wenn sie von dem schweren Leben hören, das ihre Kollegen in Österreich führen müssen.

Doch der stürmische Aufschwung erzeugt auch immer größere Bedürfnisse, die noch nicht auf allen Gebieten voll befriedigt werden können,

Der neue Kurs der Regierung hat sich deshalb zum Ziel gesetzt, der Bevölkerung einen Lebensstandard zu bringen, wie es ihn in der deutschen Geschichte noch niemals gegeben hat. Das ist ein Ziel, das größter Anstrengungen wert ist.

In den Bezirkskonferenzen, die dem Parteitag vorausgegangen sind, wurde nicht nur Rückschau gehalten, die Delegierten setzten sich auch leidenschaftlich mit den Ursachen auseinander, warum es auf diesem oder jenem Gebiet nicht rasch genug vorwärtsgeworfen ist. Fehler in der Verwaltung, im Staatsapparat und in den Leitungen der volkseigenen Wirtschaft wurden schonungslos kritisiert und mancher selbstherrliche und bürokratische Funktionär ging arg zerzaust von der Konferenz. Das „Neue Deutschland“ veröffentlichte täglich eine Seite mit Beiträgen zur Vorbereitung des Parteitages. Seit Wochen wird der Entwurf eines neuen Parteistatuts von den Mitgliedern in aller Öffentlichkeit diskutiert.

Ein großes Ereignis

Die Arbeiter kennen die Bedeutung des bevorstehenden Parteitages im Kampf um die Zukunft der deutschen Arbeiterklasse, und auch die Gegner wissen um diese Bedeutung. Die westdeutsche und westberliner Hetzpresse beschäftigt sich seit Wochen mit diesem Ereignis. Daß sie dabei neben den unsinnigsten Maßnahmen auch neuerlich eine ganze Flut von Verleumdungen und Beschimpfungen über die DDR und über die SED ausschüttet, zeigt nur, wie sehr dieser Parteitag die Halber des deutschen Militarismus in Aufregung versetzt.

Zu einem Zeitpunkt, da mit der friedlichen Lösung des Deutschlandproblems die Sicherheit Europas und damit der Weltfrieden aufs engste in Verbindung stehen, treten die Delegierten der deutschen Arbeiterklasse zu ihrer Beratung zusammen. Die Arbeit dieses Parteitages wird dadurch zu einem Ereignis von internationaler Bedeutung auf dem Weg zur Wiedervereinigung Deutschlands, zur Sicherheit und zum Frieden in Europa.

NEUE ZEITUNG: Dienstag, 30. März 1954

Wiedervereinigung Deutschlands ist Sache der Deutschen selbst

Die Rede Walter Ulbrichts auf dem IV. Parteitag der SED

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — In der ersten Sitzung des IV. Parteitages der SED erstattete der erste Sekretär Walter Ulbricht, wie bereits kurz gemeldet, den Bericht des Zentralkomitees. Er umriß die internationale Lage und erinnerte an die Ergebnisse der Berliner Viererkonferenz, die gezeigt hat, daß es nur einen Weg zur Wiedervereinigung Deutschlands gibt.

„Der Weg zur Wiedervereinigung Deutschlands kann leicht gefunden werden“, führte Walter Ulbricht aus, „wenn man als Ziel ein friedliebendes, demokratisches Deutschland hat. Eine Einheit Deutschlands unter amerikanischem Kommando, unter Herrschaft westdeutscher Konzernherren und Militaristen, ist jedoch nicht möglich.“

Walter Ulbricht ging auch auf die neue Lage ein, die sich für Deutschland daraus ergibt, daß die Sowjetunion der DDR volle Souveränität gegeben hat. Durch die Gewährung der souveränen Rechte der DDR sind alle Zweifel darüber behoben, daß

die Wiedervereinigung Deutschlands vor allem Sache der Deutschen selbst ist und Verhandlungen zwischen beiden Regierungen und beiden Parlamenten notwendig macht.

Es gibt auch eine Reihe von Fragen, die von den westlichen Staaten in Zukunft direkt mit der Regierung der DDR geregelt werden müssen. Eine Angleichung der Verhältnisse von Ost- und Westdeutschland verlange die Aufhebung des Besatzungsstatus der Westmächte und des Europaarmeevertrags.

Sicherheit für Europa und Deutschland

Der Vorschlag der Sowjetunion für einen Vertrag über die Kollektive Sicherheit Europas, dem alle europäischen Staaten ohne Rücksicht auf ihre Gesellschaftsordnung beitreten können, würde der Sache der Wiedervereinigung Deutschlands großen Nutzen bringen.

Deutschland würde als souveräner und gleichberechtigter Staat neutralisiert und entginge dadurch der Gefahr, in militärische Konflikte hineingezogen zu werden. Ein friedliebendes, demokratisches Deutschland würde dank den hohen Leistungen seiner Wissenschaft, seiner Technik und seiner Kultur, in der Welt einen bedeutenden Platz einnehmen. Ulbricht betonte, daß die DDR alles tun wird, um die Beziehungen zu allen Völkern zu vertiefen. „Wir treten für eine Verständigung des

deutschen mit dem französischen Volk ein“, rief Walter Ulbricht aus, „und für eine feste Freundschaft beider Völker mit der Sowjetunion.“

Eine solche Freundschaft würde imstande sein, den westdeutschen Militarismus zu isolieren, selbst wenn er vom amerikanischen Imperialismus unterstützt wird.“

In gleicher Weise tritt die Regierung der DDR dafür ein, daß auch zwischen dem englischen und dem deutschen Volk keinerlei Spannungen entstehen.

Die erste Arbeiterregierung

Die DDR hat zum erstenmal den Beweis in Deutschland erbracht, daß das arbeitende Volk selbst den Staat leiten kann.

In der DDR sind von 20 Ministern zehn aus der Arbeiterklasse hervorgegangen, einer aus der Bauernschaft und zwei aus dem Handwerkerstand. Der Bonner Regierung dagegen gehört kein einziger Arbeiter und kein einziger Bauer an.

In der Volkskammer der DDR, in der die Mehrzahl der Abgeordneten aus dem werktätigen Volk kommen, ist für die Vertreter des Großkapitals kein Platz. Dem Bonner Parlament gehören 85 Unternehmer und Großkaufleute, 51 Gutsbesitzer und 85 leitende Angestellte kapitalistischer Konzerne an.

In 408 Dienststellen der Regierung der DDR sind die leitenden Angestellten ihrer sozialen Herkunft nach: Arbeiter und Landarbeiter 804, Klein- und Mittelbauern 26, Angestellte 242, sonstige 7, Beamte, Handwerker usw. 257. In den Räten der Kreise sind die leitenden Angestellten der sozialen Herkunft nach: Arbeiter und Landarbeiter 2337, Klein- und Mittelbauern 205, Angestellte 316, sonstige (Beamte, Handwerker usw.) 615. Auch in dieser Beziehung dürfte es der Bonner Regierung schwerfallen, der DDR den Rang streitig zu machen.

Die soziale Struktur der DDR

Ueber die soziale Struktur der DDR sagte Ulbricht, daß 85,5 Prozent der Industrieproduktion aus den volkseigenen Betrieben kommen; in der Landwirtschaft werden 4 Prozent des Bodens als volkseigene Betriebe bewirtschaftet, 12 Prozent als landwirtschaftliche Genossenschaften, 14 Prozent von verschiedenen Organisationen und 60 Prozent des Bodens werden in Einzelwirtschaften bearbeitet, davon 46 Prozent von Mittelbauern.

In der volkseigenen Industrie hat die Produktion gegenüber 1950 bereits 174 Prozent erreicht; im Plan waren für den gegenwärtigen Zeitpunkt 161 Prozent vorgesehen. Die Produktion des Handwerks hat bereits das für 1955 vorgesehene Ausmaß erreicht. In der Landwirtschaft wurden bei der Futterwirtschaft und der Viehhaltung ebenfalls schon die Zahlen von 1955 erreicht.

Ein zweiter Fünfjahrplan

Walter Ulbricht schlug dem Parteitag vor, dem Zentralkomitee den Auftrag zu erteilen, einen zweiten Fünfjahrplan auszuarbeiten und der Regierung vorzuschlagen. Der zweite Fünfjahrplan soll eine Beseitigung der Engpässe in der Energiewirtschaft bringen, eine weitere Erhöhung der Produktion für den Massenbedarf, eine Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion, insbesondere durch Qualifizierung der landwirtschaftlichen Funktionäre und durch großzügige Entwässerungsarbeiten; und schließlich soll im zweiten Fünfjahrplan der Wiederaufbau der zerstörten Städte und ein verstärkter Wohnungsbau an den Stätten der neuen Industrie durchgeführt werden.

Neuwahlen im Herbst

Walter Ulbricht sprach von der Notwendigkeit, die Ertragsleistungen der DDR zu schützen und führte dazu aus: „Wenn man in Westdeutschland dazu übergeht, die Söldnerarmee aufzustellen, dann wird es notwendig sein, daß wir vor unseren Arbeitern und Bauern die Frage des Schutzes der DDR stellen.“

Ulbricht schlug schließlich für Herbst Neuwahlen der Volkskammer, der Land- und Kreistage vor.

Deutsche und Russen können wie Brüder zusammenleben

Rede Mikojans auf dem SED-Parteitag

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Donnerstag ergriff auf dem IV. Parteitag der SED der Leiter der sowjetischen Delegation, der stellvertretende Ministerpräsident Mikojan, das Wort.

Mikojan erinnerte daran, daß die Sowjetunion auf der Berliner Konferenz ein Programm für die Annäherung beider Teile Deutschlands vorgelegt hat. Die Sowjetregierung sei der Ansicht, daß die Entwicklung der wirtschaftlichen, kulturellen und sonstigen Beziehungen zwischen beiden Teilen Deutschlands dazu beitragen wird, diese Regelung zu verwirklichen und die durch die Politik der Westmächte herbeigeführte Spaltung zu beseitigen.

DDR braucht keine Krise fürchten

Mikojan ging auch auf den raschen Aufschwung der DDR ein, wo, wie er sagte, die Gefahr der Krise und die Arbeitslosigkeit beseitigt ist. Er stellte der Entwicklung in der DDR die Lage in Westdeutschland gegenüber.

Die Erscheinungen der Krise, die sich in Amerika bereits abzeichnen beginnen, werden auch an Westdeutschland nicht vorübergehen.

Ein solches Schicksal droht der DDR

nicht, denn hinter ihr steht das mächtige Lager der Demokratie und des Sozialismus, das in der Lage ist, der Industrie der DDR einen sicheren Absatzmarkt und damit die Vollbeschäftigung zu gewährleisten.

Mikojan bezeichnete die Gewährung der vollen Souveränität für die DDR als einen Beweis des Vertrauens der Sowjetunion zum deutschen Volk. Die Sowjetunion mißt dem Abschluß eines deutschen Friedensvertrages größte Bedeutung bei. Sie ist aufrichtig daran interessiert, daß sich Deutschland wieder vereint, und sie wünscht dem deutschen Volk eine neue Epoche eines aufblühenden und friedlichen Deutschland.

Innerhalb eines Vierteljahrhunderts hat die Politik des Kaisers und Hitlers einer Generation zwei blutige Kriege gebracht. In diese Kriege waren das deutsche und das russische Volk verwickelt. Aber unsere Völker haben gemeinsame Interessen. Sie können und wollen friedlich zusammenleben wie Brüder.

Den Parteitag begrüßten auch Vertreter der chinesischen Kommunistischen Partei und der Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei.

Seite 2 — Samstag, 8. April 1954

2. April

NGUS 287 L102

NEUE ZEIT (118) Montag, 5 April 1954

Freundschaft zwischen dem österreichischen und deutschen Volk

Vereint im Kampf gegen den deutschen Militarismus —
Koplenig auf dem Parteitag der SED

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. Samstag überbrachte der Vorsitzende der KPOe Johann Koplenig dem Parteitag der SED die Grüße der österreichischen Kommunisten. Die Delegierten erhoben sich von ihren Plätzen und bereiteten Koplenig eine herzliche Begrüßung. Nationalrat Koplenig führte aus: „Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Österreichs hat mich beauftragt, Eurem Parteitag brüderliche Grüße zu überbringen und Euch zu sagen, daß die österreichischen Kommunisten und alle fortschrittlichen und friedliebenden Menschen unseres Landes sich mit dem Kampf der Deutschen Demokratischen Republik und des deutschen Volkes aufs engste verbunden fühlen. Wir beglückwünschen die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands zu den bedeutenden Erfolgen, die unter ihrer Führung bisher errungen wurden. Diese Erfolge beim Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik in ihrem Kampf für die Einheit Deutschlands und gegen die Wiederbelebung des deutschen Militarismus sind von großer Bedeutung für den Kampf, den heute die Volksmassen in allen Ländern Europas gegen die Gefahr eines neuen

Krieges, für den Frieden, für ihre nationale Freiheit und Unabhängigkeit führen.

Wir österreichischen Kommunisten sind uns gerade in den letzten Wochen und Monaten noch klarer dessen bewußt geworden, daß der Kampf für ein demokratisches unabhängiges Österreich aufs engste verbunden ist mit dem Kampf für ein einheitliches demokratisches Deutschland und mit dem Kampf gegen das Wiedererstarken des deutschen Militarismus. Wir spüren heute in unserem Lande schon wieder auf Schritt und Tritt die Auswirkungen der vom Adenauer-Regime betriebenen militäristischen Anschlußpropaganda. Diese militäristisch-chauvinistische Propaganda wird im Zeichen des Antikommunismus geführt, wobei die rechten sozialdemokratischen Führer die Haupt-einpeitschter sind. Wenige Tage nach der Berliner Konferenz, auf der bekanntlich die amerikanische Politik der Stärke ein Fiasko erlitten hat, haben die rechten Führer der SPOe auf der Brüsseler Konferenz für die Wiederaufrüstung des deutschen Militarismus und für die Europaarmee gestimmt. Sie stellen sich damit in Wider-

spruch zu den Lebensinteressen des österreichischen Volkes und

auch in Widerspruch zur großen Masse der sozialistischen Arbeiter, die in der Wiederbelebung des Militarismus in Westdeutschland die größte Gefahr für den Frieden in Europa und auch den Todfeind eines unabhängigen Österreich erblicken.

Der Kampf, den wir in Österreich führen, ist nicht leicht. Die Amerikaner haben Österreich zu einem Vorposten des Kalten Krieges aus-erklart und scheuen kein Mittel, um den fortschrittlichen und demokratischen Kräften den Weg zu verlegen. Aber so groß die Schwierigkeiten auch sind, es wird uns gelingen, das österreichische Volk davon zu überzeugen, daß es seine friedliche Entwicklung, seinen Aufstieg und seine gesicherte Zukunft nur durch den gemeinsamen Kampf mit allen friedliebenden Völkern erreichen kann.

Wir wünschen Eurer Partei viel Erfolg in ihrer Arbeit. Wir wünschen Euch weiterhin neue und große Erfolge zum Wohle des deutschen Volkes! Jeder Schritt vorwärts, den Ihr macht, ist auch eine große Hilfe für unseren Kampf. Jeder Erfolg, den Ihr erreicht, stärkt auch die fortschrittlichen Kräfte des Friedens und des Sozialismus in Europa und in der ganzen Welt.

Nationalrat Koplenig schloß seine Rede mit einem Hoch auf die SED, auf die Deutsche Demokratische Republik als Bannerträgerin im Kampf für ein einheitliches, demokratisches und friedliches Deutschland und auf die Freundschaft zwischen dem österreichischen und dem deutschen Volk.

Der Sekretär des Zentralkomitees der SED Paul Wandel dankte Koplenig unter dem Beifall der Delegierten für seine Rede. „Ich bitte den Genossen Koplenig“, führte er aus, „den Dank unseres Parteitages für seine herzlichen Glückwünsche der Parteilührung der KPOe und allen Genossen auszusprechen. Es lebe die erprobte Kampfgemeinschaft der revolutionären marxistisch-leninistischen Parteien der österreichischen und der deutschen Arbeiterklasse im Kampf gegen den deutschen Militarismus und Imperialismus! Es lebe die Kommunistische Partei Österreichs! Es lebe der Kampf für die Unabhängigkeit und die fortschrittliche Gestaltung Österreichs!“, schloß Paul Wandel seine Ausführungen.

500.000 Berliner demonstrieren zum Abschluß des SED-Parteitages

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Dienstag wurde der IV. Parteitag der SED mit der Wahl des neuen Zentralkomitees und dem Schlußwort Otto Grotewohls abgeschlossen. Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Walter Ulbricht wurden wieder ins Zentralkomitee gewählt, das sich aus 91 Mitgliedern und 44 Kandidaten zusammensetzt.

In seinem Schlußwort bezeichnete Grotewohl als Hauptaufgabe in der DDR die zusätzliche Produktion von Massenkonsumgütern im Wert von einer Milliarde Mark noch in diesem Jahr und die Vorbereitung einer neuen Preissenkung.

Auf außenpolitische Fragen eingehend, sagte er, daß die Zuerkennung der vollen Souveränität der DDR durch die Sowjetunion

der Deutschen Demokratischen Republik die Möglichkeit gibt, stärker und aktiver als bisher in die internationale Entwicklung und in die europäischen Probleme im Interesse des Friedens einzugreifen.

Der Schritt der Sowjetregierung schließe auch die Behauptung aus, innerdeutsche Verhandlungen seien nicht möglich, weil die DDR kein souveräner Staat sei. Die DDR ist jetzt ein souveräner Staat, der bereit ist, mit jedem Staat auf der Basis der gegenseitigen Achtung und Gleichberechtigung zu verhandeln und Abmachungen zu treffen. Sie ist auch zu einer Verständigung mit Vertretern Westdeutschlands über alle strittigen Fragen bereit.

Grotewohl sagte, daß ein Beitritt der Sowjetunion zum Nordatlantikpakt und die Schaffung eines gesamteuropäischen Sicherheitssystems die Möglichkeit der Einbeziehung dieses oder jenes Teiles Deutschlands in militärische Gruppierungen

gen ausschalten würde. Damit wären auch alle Hindernisse beseitigt, die der friedlichen und demokratischen Wiedervereinigung im Weg stehen.

Nachmittags fand auf dem Marx-Engels-Platz zu Ehren des IV. Parteitags eine Massendemonstration der Berliner Arbeiter statt, die einen Schwung und eine Begeisterung zeigte, wie sie die deutsche Hauptstadt noch selten gesehen hat. Rund 500.000 Menschen nahmen an der Demonstration teil. Von 17 Uhr bis in die späten Abendstunden hinein zogen sie an den Tribünen vorbei, auf denen das neugewählte Zentralkomitee mit Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Walter Ulbricht an der Spitze, und die Vertreter der Bruderparteien, darunter Nationalrat Johann Koplénig, Platz genommen hatten.

Der stellvertretende Ministerpräsident der UdSSR, Mikojan, sprach von der Tribüne die Worte: „Die Sowjetunion tritt unbeirrbar für ein einheitliches, friedliches Deutschland ein. Die Grundlage unserer Politik hat der große Stalin zu einem Zeitpunkt, als die Lage für unseren Staat am schwersten war, mit den Worten gekennzeichnet: Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk und der deutsche Staat aber bleiben. Heute kann das deutsche Volk sagen: Die Hitler gehen, aber sie kehren niemals wieder! Möge der Friede und die unverbrüchliche Freundschaft der Völker der Sowjetunion mit dem deutschen Volk ewig dauern.“

Der Vertreter der französischen Kommunistischen Partei, Waldeck-Rocher, rief den Hunderttausenden zu: „Unsere Völker werden weder gegen die Sowjetunion, noch gegen einander kämpfen!“

Niemals wieder Todeslager!

Feierlicher Schwur der 50.000 bei der internationalen Buchenwald-Kundgebung

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar fand am Sonntag eine machtvolle internationale Kundgebung statt, an der über 50.000 Menschen aus zwölf Ländern teilnahmen. Die Teilnehmer an dieser Kundgebung, unter ihnen starke Delegationen aus Frankreich, der Sowjetunion, Polen, Italien und Oesterreich, legten den Schwur ab, alle Kräfte dafür einzusetzen, daß die militaristische und faschistische Barbarei niemals wiederkäme.

Die Goethestadt Weimar stand ganz im Zeichen der Kundgebung. Am Tor zu dem ehemaligen Appellplatz des Lagers war in russischer, französischer und deutscher Sprache die Losung angebracht: „Niemals wieder Todeslager, niemals ein SS-Europa!“

Im Mittelpunkt der Kundgebung stand die feierliche Uebergabe von Erde aus vielen europäischen Konzentrationslagern und Asche von ermordeten Freiheitskämpfern, die in einer gemeinsamen großen Urne mit Erde von Buchenwald vereint wurden, als Symbol des gemeinsamen Kampfes der Nationen gegen Faschismus und Krieg.

Der ehemalige französische Minister Forcinal forderte, die Versammelten auf, die Anstrengungen im Kampf gegen das Wiederauf-

leben von Faschismus und Militarismus zu verstärken. Unter den Klängen der Nationalhymnen traten die Vertreter der Länder vor und schütteten Erde und Asche in die Urne. Offizielle Delegationen der Städte Paris, Turin und Warschau waren anwesend. Während die österreichische Nationalhymne gespielt wurde, übergab die österreichische Delegation, an der Spitzes Otto Horn, der selbst die Hölle von Buchenwald überlebt hat, Erde aus den Konzentrationslagern Mauthausen, Melk und Ebensee.

Im Namen der Regierung der DDR sprach Volkskammerpräsident Dieckmann, der versicherte, daß die DDR alles tun werde, um das Wiederaufleben des deutschen Militarismus und Faschismus zu verhindern. Nachdem die sowjetische Delegation einen großen Kranz niedergelegt hatte, wurde der feierliche Schwur abgelegt, sich allem zu widersetzen, was den SS-Henkern die Waffen zurückgibt. Der Schwur klang in den Worten aus:

„Wir schwören, getreu der im Leid und Widerstand gegen den Faschismus geborenen Einigkeit und dem hohen Ziel der Verständigung der Völker zu wachen, um ihre Sicherheit, ihre Unabhängigkeit, den Frieden und die Freiheit zu erringen.“

DDR-Delegation zur Genfer Konferenz

Rückführung aller deutschen Fremdenlegionäre gefordert

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Gestern gab der Pressesekretär des Außenministeriums der DDR, Wilhelm Meißner, auf einer Pressekonferenz bekannt, daß sich eine offizielle Delegation der DDR nach Genf begeben hat, um als Beobachter an der Konferenz der Großmächte teilzunehmen. Die Delegation steht unter der Leitung des Staatssekretärs im Außenministerium Georg Warnke.

In einer Erklärung der Regierung der DDR zur Genfer Konferenz heißt es u. a.: Unser deutsches Volk ist von dem aufrichtigen Wunsch erfüllt, daß auf der Genfer Konferenz im Geiste der Verständigung Ergebnisse erzielt werden, die eine weitere Entspannung der internationalen Lage herbeiführen und damit zur Erhaltung und Festigung des Friedens in der Welt beitragen.

Eine weitere Entspannung in den internationalen Beziehungen, betont die Regierung der DDR in ihrer Erklärung, wird unzweifelhaft eine Milderung der durch die Verträge von Bonn und Paris hervorgerufenen Spannungen in Europa und die friedliche Lösung der Deutschlandfrage erleichtern. Zudem liegt in dem Beschluß der Berliner Konferenz über die Einberufung der Konferenz in Genf zur Erreichung einer friedlichen Regelung der Koreafrage die Anerkennung der Tatsache, daß die internationalen Lebensfragen eines Volkes nur unter Mitwirkung seiner Vertreter behandelt und gelöst werden können. Schließlich würde die Wiederherstellung des Friedens in Indochina den Sorgen zehntausender deutscher Mütter ein Ende bereiten, deren Söhne mit Billigung der Adenauer-Regierung als Fremdenlegionäre in Indochina verbluten.

Die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik wendet sich an die Genfer Konferenz und fordert einen Beschluß zur Rückführung aller Deutschen aus der Fremdenlegion in die Heimat. Sie erklärt erneut ihre Bereitschaft, den aus der Fremdenlegion heimkehrenden Deutschen — gleichgültig, aus welchem Teil Deutschlands sie stammen — als gleichberechtigtem Bürger die Möglichkeit friedlicher Arbeit zu geben.

Dulles plant Provokation

Wie die amerikanische Nachrichtenagentur INS meldet, beabsichtigt Dulles, die Genfer Konferenz gleich mit einer gegen China gerichteten Provokation zu beginnen. Der britische Außenminister Eden, berichtet die Agentur,

habe bei den Pariser Besprechungen vergeblich versucht, Dulles zu bewegen, bei seiner Eröffnungssprache einen „gemäßigten Ton“ anzuschlagen und von Drohungen gegen China abzusehen, die „zu erregten Debatten führen könnten.“

Auf Drängen Dulles' haben die drei Westmächte der Sowjetunion mitgeteilt, daß sie nicht bereit seien, China auf der Genfer Konferenz den Rang der fünften Großmacht einzuräumen. Dulles soll gedroht haben, er werde die Konferenz sofort verlassen, falls die Sowjetunion auf der Gleichberechtigung Chinas bestehe.

Es müsse verhindert werden, habe Dulles erklärt, daß der chinesische Außenminister „auch nur für den Bruchteil einer Sekunde“ den Vorsitz der Konferenz übernehme.

Dulles habe in den Besprechungen mit Eden und Bidault darauf bestanden, daß der Vorsitz abwechselnd den vier Mächten vorbehalten bleibe, „eventuell unter Einbeziehung von ein oder zwei nichtkommunistischen Mächten“. Dulles werde es auch ablehnen, an privaten Zusammenkünften teilzunehmen, „die den Charakter einer Fünfmächte-Konferenz tragen.“

Diese Einstellung Dulles' ist kein günstiges Vorzeichen für die Genfer Konferenz.

NEUE ZEIT LINDE
Sonntag, 24. April 1954

Die deutschen Fremdenlegionäre in Indochina

DDR wird ihre Heimsendung verlangen

Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain

Berlin. Der Presseschef des Außenministeriums der DDR Wilhelm Meißner gab bekannt, daß sich eine offizielle Delegation der Deutschen Demokratischen Republik nach Genf begeben hat, um als Beobachter an der Konferenz der Großmächte teilzunehmen. Die Delegation steht unter Leitung von Staatssekretär Georg Warnke. Meißner unterstrich das große Interesse des deutschen Volkes an einem erfolgreichen Verlauf der Genfer Konferenz, da eine weitere Entspannung in den internationalen Beziehungen unzweifelhaft eine Milderung der Spannungen auch in Europa herbeiführen und die friedliche Lösung der Deutschlandfrage erleichtern würde.

Schließlich würde die Wiederherstellung des Friedens in Indochina die Sorgen, schmerz-

sender deutscher Mütter ein Ende bereiten, deren Söhne mit Billigung der Adenauer-Regierung als Fremdenlegionäre in Indochina verbluten.

Die Regierung der DDR fordert von der Genfer Konferenz einen Beschluß zur Rückführung aller Deutschen aus der Fremdenlegion in die Heimat. Sie erklärt erneut ihre Bereitschaft, den aus der Fremdenlegion heimkehrenden Deutschen aus beiden Teilen Deutschlands als gleichberechtigte Bürger die Möglichkeit friedlicher Arbeit zu geben.

Bekanntlich befinden sich unter den Fremdenlegionären auch zahlreiche Österreicher, die mit Duldung der österreichischen Regierung als Kanonenfutter angeworben wurden.

NEUE ZEITUNG Samstag, 22. Nov 1954

Montag tritt der Weltfriedensrat zusammen

Außerordentliche Tagung in Berlin — Die ersten Delegierten eingetroffen

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Am Montag beginnt die Tagung des Weltfriedensrates in Berlin. Die Vorbereitungen zu der mehrtägigen Sitzung des Weltfriedensrates im Gebäude des Finanzministeriums in Ostberlin sind in vollem Gange.

Außer Frankreich und Italien werden bei dieser Sitzung Indien und Japan besonders stark vertreten sein.

Von der japanischen Delegation ist bereits Prof. Hirano, ein ehemaliger Professor der Universität Tokio, in Berlin eingetroffen. In den nächsten Tagen werden noch der ehemalige Handelsminister Hiratsu, der Präsident des parlamentarischen Ausschusses für den Handel zwischen China und Japan, Ikeda, das Mitglied des japanischen Oberhauses Kori und der Leiter der politischen Abteilung einer drei Millionen Mitglieder zählenden japanischen Gewerkschaft, Ishiguru, in Berlin eintreffen.

Von der indischen Delegation sind bereits Sir Sahib Singh Sokhey, der ehemalige stellvertretende Leiter der Welt-

gesundheitsorganisation, Pandit Sunderlal, ein langjähriger Freund Gandhis, in Berlin eingetroffen.

In einer Pressekonferenz erklärten die Vertreter Indiens und Japans übereinstimmend, daß man in Indien und Japan der Meinung ist, daß ein Pakt in Asien nur unter Teilnahme Chinas und der Sowjetunion den Frieden sichern kann. Die indische Delegation erklärte, daß sie die Vorschläge des Ministerpräsidenten Nehru, durch direkte Verhandlungen der streitenden Parteien zum Frieden in Korea und Indochina zu gelangen, unterstützt.

Professor Hirano berichtete, daß die Friedensbewegung in Japan seit der durch radioaktive Asche vergifteten japanischen Fischer einen mächtigen Aufschwung genommen hat. Er teilte mit, daß mehr als zehn Schiffe große Ladungen mit vergifteten Thun-Fischen nach Hause gebracht haben. Der Krankheitsverlauf der zu Schaden gekommenen Fischer sei weit schwerer, als der Öffentlichkeit mitgeteilt werde.

Neue Zeit

UND *Salzburger Tagblatt*

Bezugsgebühr monatl. bei Abholung S 16.50, durch Boten und Post S 17.50, — Erscheint täglich am Morgen außer Sonntag.

10. Jahrg.

Dienstag, 25. Mai 1954

Nr. 121

Gegen den Atomtod — für Sicherheit und Frieden

Berliner Tagung des Weltfriedensrates eröffnet

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Gestern nachmittags wurde im Saal des Finanzministeriums in Berlin die außerordentliche Tagung des Weltfriedensrates eröffnet. Weltbekannte Persönlichkeiten hatten im Präsidium Platz genommen, darunter Kuo Mo Jo, stellvertretender chinesischer Ministerpräsident, der Metropolit Alexej, der Komponist Dimitri Schostakowitsch, Eugénie Cotton, der türkische Dichter Nazim Hikmet, der englische Kronanwalt Pritt, aus Oesterreich Universitätsprofessor Brandweiner.

Nachdem Kuo Mo Jo die Tagung eröffnet hatte, begrüßte Oberbürgermeister Ebert im Namen der Stadt Berlin die Tagung.

Die Tagesordnung besteht aus zwei Punkten:

1. Verbot der Atom- und Wasserstoffbomben;
2. Probleme der Sicherheit der Nationen.

Das Hauptreferat des gestrigen Tages hielt Kronanwalt Pritt. Die Weltfriedensbewegung kann stolz darauf sein, sagte er, daß es ihren Bemühungen gelungen ist, die Großmächte wieder an den Verhandlungstisch zu bringen.

Ueber Deutschland sagte Pritt, daß die Aufrüstung Westdeutschlands und die Wiederaufrichtung des deutschen Militarismus im Rahmen der EVG es praktisch unmöglich macht, Deutschland wieder zu vereinen, und daß diese Ziele nichts gemein haben mit irgend einer demokratischen Regelung der deutschen Frage, denn durch diese Politik wird gerade das unmöglich gemacht, was die überwiegende Mehrheit der Deutschen wünscht, nämlich ein einheitliches, friedliebendes Deutschland.

Die Kräfte gegen die EVG sind heute schon sehr groß, sagte Pritt, und die Aussichten auf Erfolg zur Bildung eines Systems der europäischen Sicherheit, in welchem das wiedervereinigte Deutschland eine äußerst wichtige Rolle spielen kann, werden immer größer.

Pritt bezeichnete die Situation in Korea und Indochina als die Entscheidung zwischen einem dritten Weltkrieg und einem gefestigten Weltfrieden, zwischen einer Unterstützung des Kolonialismus und seiner Beendigung.

„Die Sicherheit der asiatischen Länder

weder durch ausländische Stützpunkte, noch durch ausländische Militärmissionen“, erklärte Pritt.

Die Aufgaben, die jetzt vor der Weltfriedensbewegung stehen, sind, die Schlacht um die Aechtung der Massenvernichtungswaffen zu gewinnen und eine bedeutende Herabsetzung der Rüstungen zu erringen, die noch offestehenden Fragen von Korea und Indochina zu lösen, die Wiedervereinigung Deutschlands, die Souveränität und Freiheit für die abhängigen Völker auf der Ba-

sis ihrer eigenen Wünsche zu erreichen, die Barrieren niederzubrechen, die zwischen den Völkern entstanden sind, und einen kulturellen und kommerziellen Austausch in der ganzen Welt zu fördern.

Diese Ziele bezeichnete Pritt als den Geist, der die Charta der Vereinten Nationen inspiriert und welcher der einzige Weg ist, auf dem die Sicherheit und der Friede wirklich fundiert werden kann: Zusammenarbeit aller für den Frieden, statt Fortsetzung der unsinnigen Anstrengungen, die Welt in feindliche Lager aufzuteilen.

Atomverbot, Kontrolle und allgemeine Abrüstung

Der sowjetische Standpunkt gegen den Wahnsinn der W-Bombe

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Der zweite Tag bei der Sitzung des Weltfriedensrates in Berlin stand unter dem Eindruck einer mitreißenden Rede des sowjetischen Schriftstellers Nikolai Tichonow, der die Vereinigung aller Kräfte forderte, um dem Wahnsinn der Wasserstoffbomben und der Massenvernichtungswaffen Einhalt zu gebieten. Die Sowjetunion — sagte Tichonow — verlangte das Verbot der Atomwaffen, als sie diese noch nicht hatte.

Sie verlangt das Verbot auch heute, wo sie die Atom- und Wasserstoffbombe besitzt.

Der sowjetische Schriftsteller trat zugleich für eine strenge Kontrolle aller Erzeugungsstätten von Atomenergie ein, da nur so alle Verdachtsmomente ausgeschaltet und das Mißtrauen beseitigt werden könnten.

Er bezeichnete es als notwendig, daß die Weltfriedensbewegung auch einen energischen Kampf für eine wesentliche Einschränkung der gewöhnlichen Rüstungen und der Streitkräfte führt.

Tichonow erinnerte an den Ausspruch von Präsident Eisenhower, daß die Welt vor der Atombombe zittere und führte aus: „Das ist eine Uebertreibung. Die Welt zit-

tert nicht vor Angst. Die Menschheit spürt die Kraft in sich und ist sich dessen bewußt, daß sie stärker ist als Atome, weil sie alle Möglichkeiten hat, die Atomenergie nach ihrem Willen zu verwenden. Sie braucht vor der Atomenergie nicht in Schrecken zu geraten. Sie braucht sich nicht vor den eigenen Entdeckungen zu fürchten. Die Menschheit will Frieden und sie vereinigt sich gegen die Gefahr einer Vernichtung der Zivilisation.

Britische Elektriker werden nicht an Atombomben arbeiten

London. — Der Sekretär der britischen Elektrikergewerkschaft Tom Vincent erklärte Mitte woch auf der Jahreskonferenz des 178.000 Mitglieder zählenden Verbandes, diese werde ihre Mitglieder aus allen Atomenergiewerken zurückziehen, von denen bekannt wird, daß die dort gewonnene Energie nur für Zwecke der Vernichtung der Menschheit Verwendung findet. Die Konferenz nahm eine Resolution an, in der eine Zusammenarbeit Majenkovs, Churchills und Eisenhowers gefordert wird, die über eine Einschränkung und Kontrolle der Rüstungen verhandeln sollen.

In einer weiteren Resolution protestiert die Elektrikergewerkschaft gegen die Wiederbewaffnung Westdeutschlands. Eine dritte Entscheidung fordert den Abzug aller amerikanischen Truppen aus England.

NEUE ZEITUNG Freitag, 28. Mai 1954

NSUE 2011 UNT
Freitag, 28. Mai 1954

Volksabstimmung in der DDR

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur
Franz Kain)

Berlin. — In der Sitzung der Volkskammer der DDR am Mittwoch teilte der Stellvertreter des Ministerpräsidenten Otto Nuschke in einer Regierungserklärung mit, daß in der DDR und im demokratischen Sektor von Groß-Berlin am 27., 28. und 29. Juni eine Volksabstimmung durchgeführt wird, in der der Bevölkerung die Frage gestellt wird, ob sie sich für die „Europäische Verteidigungsgemeinschaft“ (Europaarmeeprojekt) oder einen Friedensvertrag mit Deutschland entscheiden will.

Die Initiative zu diesem Schritt ging vom kürzlich abgehaltenen Kongress der Nationalen Front Deutschlands aus. Nuschke begründete die Volksabstimmung damit, daß die westdeutschen Politiker und ihre amerikanischen Hintermänner im Zuge der EVG-Politik mit einem Atomkrieg in Deutschland geradezu rechnen. „Mit der EVG würde man den deutschen Militaristen vom Schlage eines Kesselring und Manteuffel die Zündschnur zur Wasserstoffbombe in die Hand geben, also Männern, von denen die ganze Welt weiß, daß sie kein Gewissen haben.“ Nuschke führte an, daß in Westdeutschland bereits 30 Atomgeschütze stationiert sind. Angesichts dieser Gefahren müsse die Bevölkerung der DDR, in der es keine Kräfte mehr gibt, die zum Krieg treiben, ihre Stimme erheben.

Zur Tatsache, daß der größte Teil der bei den schweren Kämpfen um Dien Bien Phu in Gefangenschaft geratenen oder gefallenen oder verwundeten Kolonialsoldaten deutsche Fremdenlegionäre waren, sagte Nuschke:

„Wir spüren tiefe Trauer darüber, daß es noch immer Deutsche gibt, die als Landesknechte fremden Interessen dienen, und wir legen schärfsten Protest dagegen ein, daß die westdeutschen Stellen dem Menschenhandel in der Fremdenlegion und damit dem Tode und dem Verderben tausender Söhne unseres Volkes Vorschub leisten.“

Der stellvertretende Ministerpräsident betonte, daß in der DDR jedem Heimkehrer aus der Fremdenlegion ein Arbeitsplatz und völlige Gleichberechtigung sicher ist.

Charlie Chaplin widmet Wien seinen internationalen Friedenspreis

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Am Donnerstag kam es zu einem neuen Höhepunkt auf der Tagung des Weltfriedensrates in Berlin. Im Namen der Jury gab deren Sekretär Jorgo Zalamas (Columblen) unter stürmischem Beifall eine Erklärung ab, in der es heißt:

Ich habe die Ehre, der außerordentlichen Tagung des Weltfriedensrates zu berichten, daß die Jury für die Verteilung des internationalen Friedenspreises, welche in Wien am 30. und 31. März d. J. getagt hat, einstimmig den Internationalen Friedenspreis 1953 an den berühmten britischen Künstler Charlie Chaplin und den hervorragenden sowjetischen Komponisten Dimitrij Schostakowitsch für ihren außerordentlichen Beitrag, den ihre schöpferische Arbeit für die Sache des Friedens und der Freundschaft der Völker darstellt, verliehen hat.

Ich kann auch mit Freude darüber berichten, daß Charlie Chaplin den Preis, welcher ihm von der Jury zuerkannt wurde, mit Freude und Dankbarkeit angenommen hat. Dieser Mann, der so viel Menschlichkeit besitzt, der von der ganzen Welt so geliebt wird, hat uns von seiner Entscheidung unterrichtet.

den Wert dieses Preises für Arbeiten, die im Sinne des Friedens und der Völkerfreundschaft

geleistet werden, auf die Städte London, Wien und Gent aufzuteilen.

Die Anwesenheit von Dimitrij Schostakowitsch auf dieser außerordentlichen Tagung des Weltfriedensrates gibt uns noch einmal Gelegenheit, sagte Zalamas, diesem hervorragenden Musiker unsere Ehre zu erweisen. Die Delegierten aus aller Welt erhoben sich zu einer minutenlangen Ovation.

Der Kongreß sandte an den großen Sänger Paul Robeson, der der Tagung eine Botschaft übersandt hatte, ein Grußtelegramm. Ein Delegierter Vietnams versicherte dem französischen Delegierten, daß das kämpfende Vietnam gegenüber dem französischen Volk tiefe Sympathie hegt und daß nur der gemeinsame Kampf des französischen Volkes und der Völker Vietnams den Frieden in Indochina wiederherstellen kann.

Der sowjetische Schriftsteller Alexej Surkow erklärte, die Politik der Westmächte müsse nur zu den Prinzipien der Atlantik-Charta zurückkehren, damit der Weltfrieden gesichert sei.

Auf der gestrigen Sitzung sprachen unter anderem auch der Altreichskanzler Dr. Wirth, der deutsche Dichter Berthold Brecht und im Namen der österreichischen Delegation Erwin Scharf.

NEUE ZEITUNG: Samstag Sonntag, 29./30. Mai 1954

NEUE ZEITUNG Freitag, 31. Mai 1954

Die Beschlüsse der Weltfriedensratstagung

Atomverbot, Wiederaufnahme der Deutschlandverhandlungen und kollektive Sicherheit

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Freitag spätabends wurde die außerordentliche Tagung des Weltfriedensrates in Berlin beendet. Fünf Tage lang haben 350 Delegierte aus 57 Ländern über geeignete Maßnahmen zur Sicherung des Weltfriedens beraten. Mehr als 100 Redner ergriffen das Wort. Besonders deutlich spiegelte sich die stürmische Befreiungsbewegung der unterdrückten Völker auf der Tagung wider. „Die Völker unseres Kontinents sind dabei, die letzten Ketten der Unterdrückung zu brechen“, rief ein indischer Delegierter aus.

Der steigenden Bedeutung Asiens im Kampf um den Weltfrieden trug die Tagung dadurch Rechnung, daß mehrere hervorragende Persönlichkeiten Indiens und Japans neu in den Weltfriedensrat gewählt wurden. Auch der deutsche Altkanzler Doktor Wirth wurde in den Weltfriedensrat gewählt.

Die Tagung beschloß zwei wichtige Resolutionen. Eine Resolution behandelt die Frage der Atomwaffen.

Der Weltfriedensrat fordert ein Abkommen der Großmächte, um allen menscheitsgefährdenden Experimenten ein Ende zu bereiten, das Verbot der Anwendung von Atomwaffen und eine Kontrolle dieses Verbotes.

Der zweite Beschluß behandelt die Frage der Sicherheit der Nationen. Der

Weltfriedensrat stellt in diesem Beschluß fest, daß die Bewegung der Völker in der Lage ist, ein positives Ergebnis der Verhandlungen in Genf zu erzwingen, die Regelung der Korea- und Indochinafrage, die Beseitigung der Militärpakte in Asien und Europa, sowie die Wiederaufnahme der Verhandlungen zur friedlichen Lösung der deutschen Frage und die kollektive Sicherheit für die Völker zu erringen. Trotz allen Verschiedenheiten ihrer politischen und sozialen Systeme haben die Völker gemeinsame Interessen, die aber nicht durch Atombomben und die Bildung militärischer Blocks garantiert werden.

Im Namen von 7000 Erdölarbeitern gegen die W-Bombe

Der Zentralbetriebsrat der erdölgewinnenden Betriebe der SMV nahm zu den schrecklichen Folgen der Wasserstoffbomben-Versuche Stellung und

fordert, daß auch die österreichische Regierung sich dem Protest der vielen anderen Länder anschließt und von den Großmächten das Verbot der Atom- und aller sonstigen Massenvernichtungswaffen verlangt.

Es ist für die Arbeiter und Angestellten in den Betrieben und für die Bevölkerung in Stadt und Land völlig unerklärlich, warum die österreichische Regierung bis heute ihre Proteststimme dagegen nicht erhob und das Verbot nicht gefordert hat.

NDG 2071 C102: Rikwahl, 9. Juni 1954

700.000 Jugendliche trafen sich in Berlin

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Montag spät nachts wurde mit einer überwältigenden Kundgebung auf dem Marx-Engels-Platz das zweite Deutsche Landtreffen für Frieden, Einheit und Freiheit abgeschlossen. An der Kundgebung nahmen ungefähr 600.000 Jugendliche teil. Insgesamt beteiligten sich über 700.000 Jugendliche, darunter mehr als 25.000 aus Westdeutschland, an dem Treffen, das sich zu einer machtvollen Demonstration der deutschen Jugend gegen EVG und den deutschen Militarismus gestaltete.

Im Mittelpunkt des Treffens stand die große Demonstration am Sonntag, eine Demonstration, wie sie Berlin seit den Weltjugendfestspielen nicht mehr erlebt hat. Neun Stunden lang zogen die Jugendlichen durch die Straßen Berlins und die Stadtteile hallten wider vom fröhlichen Gesang.

Der Sonntagabend und der Montag waren dem fröhlichen Treiben gewidmet. Auf allen Plätzen wurde getanzt, hunderte Kulturgruppen zeigten ihr Können, das berühmte sowjetische Molossow-Ensemble und Ensembles aus der CSR und Polen be-

geisterten die Jugend. Viele Sportveranstaltungen wurden durchgeführt und die herrliche Umgebung der deutschen Hauptstadt glich einem einzigen Volksfest.

Welche Bedeutung Adenauer und die Amerikaner dem Treffen beigemessen hatten, zeigt neben dem Terror der Adenauer-Polizei an den Zonengrenzen auch die Tatsache, daß der amerikanische Hochkommissär Conant persönlich nach Berlin eilte, um die Demonstration der Jugend zu beobachten. Während der großen Demonstration überflogen immer wieder amerikanische Flugzeuge den Marx-Engels-Platz und von den Westsektoren wurden Flugblatt-Raketen abgeschossen. Die Jugend ließ sich dadurch aber nicht stören.

Das große Treffen klang in einem feierlichen Gelöbnis aus, worin sich die deutsche Jugend zum Frieden und zur Völkerverfreundschaft bekannte. In diesem Schwur gelobten die Hunderttausende, alle Kräfte zu vereinen, um den deutschen Militarismus und die EVG zu Fall zu bringen und die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands zu erzwingen.

Am 17. Juni:

Hunderttausende Westberliner gingen nach Ostberlin baden

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Die Randgebiete des demokratischen Sektors von Berlin glücken am 17. Juni einem Ameisenhaufen. Es wimmelte überall von Westberliner Männern und Frauen, die nach Ostberlin gekommen waren, um hier den von der Bonner Bundesregierung angeordneten „Feiertag“ bei billigem Essen und billigen Getränken zu begehen. Die Berliner S-Bahn mußte im Verkehr zwischen Ost- und Westberlin 142 Sonderzüge einsetzen und etwa 130.000 Westberliner kamen allein mit der S-Bahn nach Osten, weitere Zehntausende kamen mit der U-Bahn und auf Fahrrädern.

Die traditionellen Badeplätze an der Spree in Grünau und am Müggelsee waren stärker belebt als an Sonntagen. Aber es war eine durchaus friedliche Invasion, die hier vor sich ging. Die Westberliner waren offenbar froh, daß sie der Hitze entgehen konnten, die an diesem Tag in Westberlin entfacht wurde.

Sie zeigten damit, daß sie für die von den Hintermännern der Putschisten mit einem riesigen Propagandaaufwand veranstalteten „Gedenkkundgebungen“ nichts übrig haben. Durch die friedliche Masseninvasion zeigte sich, daß die Westberliner mit dem Gekläff der Kaiser und Schreiber nichts zu tun haben.

Die Kundgebungen in Westberlin waren ein einziges Fiasko für die Veranstalter. Besonders die Kundgebung vor dem Schöneberger

Rathaus zeigte, wie weit sich die Organisatoren der Hetzkundgebungen von der wahren Stimmung der Westberliner entfernt haben. Der Platz, der für etwa 60.000 Menschen hergerichtet war, hatte höchstens 10.000 Menschen und die Teilnehmer an der Kundgebung waren vorwiegend Mitglieder militärischer Verbände. So sah man viele Stahlhelmmitglieder und große Gruppen von „Flüchtlings“ wurden aus den Lagern zu der Kundgebung dirigiert.

In Westberlin: Zusammenstöße

Während der Rede Bütchers kam es zu Zusammenstößen, wobei nicht einwandfrei feststeht, wodurch sie ausgelöst wurden. Es ist jedoch anzunehmen, daß streikende Fliesenleger Unmutsäußerungen gemacht hatten, als sie das Gerede von der „Freiheit“ hörten. Zwei Hundertschaften der Westberliner Polizei griffen mit Holzknütteln ein und nahmen wahllos Verhaftungen vor.

In Ostberlin gab es weder am 16. noch am 17. Juni irgend einen Zwischenfall oder gar eine „Aktion“, obwohl die Putschisten in den letzten Tagen mit einem ungeheuren Stimm- aufwand dazu aufgerufen hatten. Dieses Fiasko, das die Initiatoren des 17. Juni in Berlin erlitten, zeigt, daß die Sehnsucht nach Verständigung und Einheit auch in Westberlin so groß geworden ist, daß es nicht mehr möglich ist, die Bevölkerung aufzuputschen.

Triumph des sowjetischen Balletts in Berlin

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Die Ballettsolisten des großen Akademischen Theaters Moskau und des Akademischen Theaters Leningrad traten kürzlich im Berliner Friedrichstadtpalast auf. Anschließend trat sie eine Gastspielreise durch die Städte der DDR an.

Der 3000 Menschen fassende Friedrichstadtpalast war jeden Abend Schauplatz einer überschaumenden Begeisterung. Der Andrang war so groß, daß das Berliner Auftritte, das ursprünglich für neun Tage festgesetzt war, verlängert werden mußte. Tausende Besucher aus Westberlin und sogar aus Westdeutschland warteten schon bisher den Veranstaltungen bei. Unter den sowjetischen Künstlern befinden sich nicht weniger als 13 Staltpreisträger.

Im ersten Programm wurde unter anderem der dritte Akt des Balletts „Romeo und Julia“ von S. Prokofjew gegeben, wobei die weltberühmte Primaballerina W. Ulanowa die Julia tanzt. Das Publikum war zutiefst beeindruckt von der Gewalt der Darstellung, die von allen Fachleuten aus Ost und West als schlechthin vollkommen bezeichnet wird. In der Gestaltung des Todes Julias oder des Sterbens der Maria im Ballett „Der Springbrunnen von Baschtschissarai“ nach dem Poem von Puschkin (Musik von B. Asafjew) erreicht die Ulanowa Gipfelpunkte tragischer Darstellungskunst von einer solchen Eindringlichkeit, daß es ans Wunderbare grenzt, was hier allein durch die Bewegung erreicht wird. Wenn Ulanowa den „Sterbenden Schwan“ (Musik von C. Saint Saens) tanzt, dann dauert er fast eine Minute lang, bis das Publikum, zuletzt aufgewühlt, zu applaudieren beginnt. Wir haben erlebt, daß nach dieser Darstellung die

Künstlerin eine Viertelstunde lang immer wieder vor den Vorhang gerufen wurde. In ihrer bescheidenen Art gebot sie schließlich selbst den Beifallsstürmen Einhalt.

Der Partner der Ulanowa ist meistens Konstantin Sergejew, dessen Stil von einer außerordentlichen Reinheit ist. Er versteht es, die geringsten seelischen Nuancen seiner Rolle in einer zurückhaltenden, dafür aber um so eindringlicheren Art hervorzuheben.

Außer „Romeo und Julia“ brachte die Solistin Ausschnitte aus „Laurentia“ von A. Krein, „Der eiserne Reiter“ von E. R. Glier, nach dem Poem von Puschkin, und dem schon erwähnten Ballett „Der Springbrunnen von Baschtschissarai“, Szenen aus den Balletten „Aschenbrödel“ von Prokofjew, „Shuraleh“ (F. Jarullin) und „Gajaneh“ (A. Chatschaturian) wurden abgelöst von Tänzen aus Opern „Iwan Susanin“ (Glinka) und „Faust“ (Gounod).

Eine große Anzahl von Tanzschnöpfungen, unter anderem nach Musik von Johann Strauß, rundeten das Programm ab.

Fremotischer Beifall fand jedesmal der „Tanz der Korden“ aus dem Ballett „Gajaneh“ von Chatschaturian (auch unter dem Namen „Schwerttanz“ bekannt, der von sowjetischen Künstlern in Österreich wiederholt gezeigt wurde). Die künstlerische Gesamtleitung liegt in den Händen von Konstantin Sergejew, die musikalische Leitung in den Händen von J. P. Fajer und P. E. Feldt. Die Staatskapelle Dresden hatte mit ihrem hinreißenden Spiel Anteil an dem Triumph des sowjetischen Balletts in Berlin.

Die Arbeiter Europas gegen EVG

Europäische Arbeiterkonferenz eröffnet

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Seit Sonntag tagt im Gebäude des Parlaments der DDR die Europäische Arbeiterkonferenz, die vom Weltgewerkschaftsbund einberufen wurde. Vertreter von Gewerkschaften aus 31 Ländern, insgesamt etwa 800 Delegierte, haben sich versammelt, um über die Rolle der Gewerkschaften bei der Herstellung friedlicher Beziehungen zwischen den Völkern zu diskutieren und Maßnahmen zu beschließen, die der Sicherheit der Völker Europas dienen

sollen. Bei der Konferenz sind auch Vertreter solcher Gewerkschaften anwesend, die nicht dem WGBJ angeschlossen sind.

In einem groß angelegten Referat umriß der Generalsekretär des WGBJ Saillant, die Aufgaben der Gewerkschaften im Kampf um die Herstellung friedlicher Beziehungen zwischen allen Völkern. Er wies nach, daß die Schaffung der EVG nichts anderes ist, als die Schaffung eines neuen Aggressionsherdes mitten in Europa.

Dem stellte Saillant den Gedanken einer organisierten kollektiven Sicherheit entgegen, die auf folgenden Grundsätzen beruht: Der Friede ist unteilbar, Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Länder, Gleichberechtigung der Staaten, Verhandlungen statt Gewalt, kontrollierte und fortschreitende Abrüstung.

Ovationen für Guatemala

In der Sonntagsitzung kam es zu einer stürmischen Solidaritätskundgebung, als der Vertreter von Guatemala das Wort ergriff.

Die Konferenz beschloß unter stürmischem Beifall ein Solidaritätstelegramm an den Gewerkschaftsbund Guatemalas.

DEUT ZET 2102
Dienstag, 22. Juni 1954

Kollektive Sicherheit für Österreich eine Lebensfrage

Die Diskussion auf der Europäischen Arbeiterkonferenz

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Die Diskussion auf der Europäischen Arbeiterkonferenz in Berlin steht ganz im Zeichen des gemeinsamen Willens, den Kampf gegen die Kriegspolitik zu verstärken und eine Politik der Verständigung zu erzwingen. Gestern versicherte im Namen der lateinamerikanischen Arbeiter der Sekretär der kubanischen Gewerkschaften, Lazaro Pena, daß auch die Werktätigen seines Kontinents mit großen Sympathien den Kampf der europäischen Arbeiter gegen die Kriegspakte verfolgen.

In der gestrigen Sitzung sprach auch der Sekretär des Zentralrates der sowjetischen Gewerkschaften Schewitschenko von den Gefühlen der Freundschaft für alle Völker, von denen die 40 Millionen sowjetischer Gewerkschafter erfüllt sind.

Was aber den deutschen Militarismus angeht, führte Schewitschenko aus, so haben gerade wir ihn am besten kennengelernt. Wir wissen, daß dieser Militarismus seinen Charakter nie ändern wird, unter welcher Maske er auch immer auftritt. Der deutsche Militarismus war und ist der Aggressionsherd in Europa. Im Namen der österreichischen Delegation er-

griff das Bundesvorstandsmitglied des OeGB Franz Hainisch das Wort. Er berichtete von der wachsenden Durchdringung Österreichs durch die westdeutschen Monopole und rief in Erinnerung, daß dieselbe Durchdringung schon einmal zum Untergang Österreichs geführt hat.

Im Rahmen der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, deren Kern die wiederaufgestellte westdeutsche Armee sein soll, ist Österreich die Rolle einer Alpenfestung zugeordnet, was für die österreichische Bevölkerung größte Gefahren heraufbeschwört. Deutscher Militarismus und EVG spalten nicht nur Europa und verstärken nicht nur die Kriegsgefahr, sie gefährden ganz besonders die Unabhängigkeit Österreichs.

Gerade für Österreich, so schloß Hainisch, das im Herzen Europas liegt, ist die Herstellung friedlicher Beziehungen zwischen allen Ländern Europas, sind tatsächliche Garantien für den Frieden und die Sicherheit von entscheidender Bedeutung. Nur dadurch wird es möglich sein, den österreichischen Staatsvertrag, den Österreich so dringend braucht, zu erhalten.

NEUE ZEIT: Freitag, 2. Juli 1954

Grotewohl: Das deutsche Volk gegen EVG

Volksabstimmung in der DDR und Wahlen in Nordrhein-Westfalen beweisen es

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Anlässlich der Eröffnung des gesamtdeutschen Frauenkongresses in der Werner-Seelenbinder-Halle in Berlin hielt Ministerpräsident Otto Grotewohl eine Rede.

„Die Bevölkerung der DDR“, führte Otto Grotewohl aus, „hat in der Volksabstimmung vor der Weltöffentlichkeit ein machtvolles Bekenntnis zum Weltfrieden abgelegt. Von 12.980.796 abgegebenen gültigen Stimmen haben sich 12.131.730 Stimmen für den Abschluß eines Friedensvertrages, für den Abzug der Besatzungstruppen und gegen Militarismus und EVG ausgesprochen.“

Natürlich wird Adenauer auch diese Willensentscheidung als „undemokratisch“ bezeichnen. Wir ersuchen Adenauer, wenn er seiner Sache so sicher ist, im gesamten Bundesgebiet eine gleiche Volksabstimmung durchzuführen. Er wird dann auch die Antwort der westdeutschen Bevölkerung für seine antinationale und verderbliche Politik erhalten. Diese Antwort wird sein:

Deutschland braucht nach zehn Jahren Besetzung endlich seinen Friedensvertrag und den Abzug aller fremden Soldaten von seinem Territorium.“

Zum Ausgang der Wahlen in Nordrhein-Westfalen führte Otto Grotewohl aus, daß sich im Ergebnis dieser Wahlen zeige, wie auch in Westdeutschland ein Umschwung beginnt.

„Beide Ergebnisse“, rief Grotewohl aus, „das der Volksabstimmung und das der Wahlen in Nordrhein-Westfalen, sind neue Erfolge im Kampf um die nationalen Ziele des deutschen Volkes.“

Auch in Westdeutschland wächst die Bewegung für die Verständigung mit dem Osten und der Deutschen untereinander.

„Was die Regierung der DDR angeht“, sagte Grotewohl, „so gilt für sie nach wie vor die Lösung: Deutsche an einen Tisch!“

Adenauer wird es auf westdeutschem Boden erleben, daß das Volk immer stürmischer erklärt: Es geht nicht um amerikanisches Geld, sondern um deutsches Blut, das wir nicht fließen sehen wollen!“

NEUE ZEIT: Samstag/Sonntag, 3./4. Juli 1954

Paulus: Zeit des blinden Gehorsams ist vorbei

Pflicht jedes ehemaligen Offiziers, sich für den Frieden einzusetzen

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Gestern fand im Haus der Presse in Berlin eine bedeutsame Pressokonferenz statt, bei der der ehemalige Generalfeldmarschall Paulus zum ersten Mal seit seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Herbst vorigen Jahres vor der deutschen Öffentlichkeit sprach. Wie er einleitend ausführte, hat er seit seiner Rückkehr hunderte Briefe von ehemaligen Offizieren aus Westdeutschland erhalten, die ihn um seine Meinung über die gegenwärtige Lage Deutschlands ersuchten.

Paulus bekannte sich zur Politik der kollektiven Sicherheit und warnte seine ehemaligen Kameraden, sich nicht von den USA für antinationale Ziele mißbrauchen zu lassen.

In seinem Vortrag setzte sich Paulus ausführlich mit der sogenannten „Politik der Stärke“ auseinander.

„Politik der Stärke“ muß scheitern

„Gerade wir Deutsche“, sagte Paulus, „haben mit der Politik der Stärke schlechte und folgenschwere Erfahrungen gemacht“. Paulus erinnerte daran, daß die Politik der Stärke zum ersten und zum zweiten Weltkrieg geführt hat. „Aber wir Deutsche haben es erfahren“, rief er aus, „daß im 20. Jahrhundert eine Politik der Stärke, die darauf beruht, reich und mächtig auf Kosten anderer zu werden, zum Scheitern verurteilt ist. Die Politik der Stärke zerbricht an dem moralischen und materiellen Widerstand der Völker, sie zerbricht an den Kräfteveränderungen, die seit dem zweiten Weltkrieg in der Welt einge-

troten sind. Das beweist das Beispiel Korea und Indochina, und keine Militärwissenschaft vermag an diesen Erfahrungen zu rütteln“.

Gutmachbarliche Beziehungen zu Frankreich und zur Sowjetunion

Im Verlaufe seiner Ausführungen erklärte Paulus, daß es die vordringlichste Pflicht des deutschen Volkes sei, gutmachbarliche Beziehungen zu Frankreich und der Sowjetunion herzustellen. Gutmachbarliche Beziehungen zu diesen beiden Großmächten im Osten und Westen bedeuten, daß in Europa dem Krieg ein für allemal ein Ende gemacht wird.

„Die Zeit des bedenkenlosen Gehorsams ist vorbei“, führte Paulus aus. „Aus vielen Äußerungen befreundeter Offiziere geht hervor, daß Adenauer mit dem traditionsgebundenen Gehorsam der Offiziere nicht mehr rechnen kann. Die nationale Pflicht eines jeden ehemaligen Offiziers ist es“, führte Paulus aus, „alles zu tun, um den Frieden in Europa zu stabilisieren“.

Zu den Lügenmeldungen westdeutscher Blätter, die davon zu berichten wußten, daß seine Bewegungsfreiheit in der DDR eingeengt sei, erklärte Paulus lächelnd: „Ich habe schon gelegentlich darüber gelesen, daß ich hier eingeengt sein soll. Aber hunderte westdeutsche Freunde, die mich inzwischen besucht haben und mit denen ich kreuz und quer durch das Land gefahren bin, sind die besten Zeugen dafür, daß alle diese Behauptungen in das Gebiet der Märchen gehören“.

Deutscher Kirchentag hat Einigungsbestrebungen verstärkt

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Der deutsche evangelische Kirchentag in Leipzig und die Aufnahme, die die Vertreter Westdeutschlands fanden, werden in der Bundesrepublik noch immer lebhaft diskutiert.

Während Bundestagspräsident Dr. Ehlers die Bedeutung seiner Begegnung mit Otto Nuschke und Dieckmann abzuschwächen versucht, sprachen sich bei einer Pressekonferenz im Bonner Parlamentsgebäude die SPD-Abgeordneten Göllich und Metzger sehr anerkennend über ihr Zusammentreffen mit dem Kultusminister der DDR Johannes R. Becher aus und teilten der in- und ausländischen Presse mit, daß sie lange Unterredungen mit dem Minister gehabt haben.

Abgeordneter Metzger, der bis vor kurzem Kultusminister von Hessen war, berichtete, daß während einer Diskussion mit Becher alle Teilnehmer West- und Ostdeutschlands dem Minister gegenüber eine freie und offene Sprache geführt haben. Er, Metzger, habe selber eine lange Unterredung mit Becher gehabt, der ihn

eingeladen habe, ungehindert alle Schulen während des Unterrichts zu besuchen. Metzger habe Maturaarbeiten einer ganzen Klasse durchgesehen und dabei, wie er sagte, „vom westlichen Standpunkt aus nichts zu beanstanden“ gehabt. Besonders beeindruckt haben Metzger die Vorschläge Bechers zum freien Austausch humanistischer Literatur zwischen Ost- und Westdeutschland.

Der Abgeordnete Göllich sagte: „Die Gespräche waren offen und frei. Ich sehe nicht ein, warum ich als Bundestagsabgeordneter nicht mit einem offiziellen Vertreter der DDR zusammenkommen soll, und wenn sie in Zukunft zu mir nach Westdeutschland kommen, werde ich sie genau so offen empfangen, wie es uns gegenüber geschehen ist“.

Abgeordneter Beusch (CDU) sagte: „Ich werde die angeknüpften Beziehungen fortsetzen und den aufgenommenen Kontakt mit Minister Becher aufrechterhalten. Die Dinge in der DDR liegen völlig anders, als wir sie uns vor unserer Reise vorgestellt haben“.

NEUE ZEIT

Kontag, 26. Juli 1954

Antimilitaristen im neuen SPD-Vorstand

(Von unserem Berliner F. K.
Korrespondenten)

Berlin. — Samstag wurde in Berlin der Parteitag der SPD abgeschlossen. Die Linie, die der Parteitag in der Debatte der Außenpolitik vertrat, zeigte sich auch bei der Wahl des neuen Vorstandes. Die amerikanische Fraktion im Parteivorstand, die offen auf die Wiederaufrüstung drängte, konnte sich bei dem Parteitag nicht durchsetzen.

Von den vier neuen Mitgliedern des Parteivorstandes haben sich drei, und zwar die Abgeordneten Birkelbach, Kühn und Doktor Wenzel, in der Diskussion energisch gegen die Wiederaufrüstung in jeder Form ausgesprochen.

Bei der Neuwahl des Parteivorstandes erhielt Ollenhauer als erster Vorsitzender von 375 abgegebenen Stimmen 342, sein Stellvertreter Mellies erhielt 273 Stimmen.

Bei der Diskussion zum Bericht der SPD-Bundestagsfraktion prangerten viele Redner die Tatsache an, daß das Adenauer-Regime immer mehr klerikal-faschistische Züge aufweist.

In Gesprächen erklärten viele Delegierte, daß sie nach diesem Parteitag den Kampf gegen die Remilitarisierung erst recht fortsetzen werden.

NEUE ZEITUNG Mittwoch, 11. August 1954

210.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche für die Leipziger Messe

Ein neuer Treffpunkt des Ost-West-Handels

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Die Leipziger Messe, die vom 5. bis 15. September abgehalten wird, wird sowohl ihrem Umfang nach wie der Zahl der dort vertretenen Aussteller heuer noch bedeutend größer sein als im Vorjahr. Obwohl die Ausstellungsfläche um 21.000 Quadratmeter auf mehr als 210.000 Quadratmeter erweitert wurde, war sie bereits vor Monaten zum größten Teil von Ausstellungsfirmen belegt.

Schon die Leipziger Messe 1953 zeigte, daß die Messe in dieser Stadt immer mehr zu einem wichtigen Treffpunkt für das Ost-West-Geschäft wird. Durch die vielseitigen Ausstellungen der Sowjetunion, Volkschinas und der volksdemokratischen Länder war es schon im vorigen Jahr möglich, weltweite Handelsgespräche zu führen, die weit über den Rahmen des Handels mit der DDR hinausgehen.

Im Jahre 1953 waren auf der Leipziger Messe Aussteller aus 25 Ländern vertreten. 15 Ausstellungsgruppen kamen aus kapitalistischen Ländern, und aus insgesamt 51 Ländern waren Gäste und Handelsabordnungen erschienen. Sowohl die DDR wie China, die Sowjetunion und die volksdemokratischen Länder

schlossen umfangreiche Geschäfte mit den westlichen Ländern ab. Internationale Wirtschaftskreise bezeichneten die Leipziger Messe 1953 als einen wichtigen Markstein auf dem Wege zur Normalisierung des Welthandels.

Heuer haben für diese Messe jedoch bereits 22 kapitalistische Länder ihre Beteiligung gemeldet, darunter solche Länder wie Schweden, Frankreich, Italien, England, Belgien, die Schweiz, Indien, Ägypten und Argentinien. Die Fläche der westdeutschen Aussteller ist doppelt so groß wie im vorigen Jahr.

England wird gegenüber 1953 den sechsfachen Platz belegen und besonders mit Werkzeugmaschinen vertreten sein.

Die Sowjetunion und China werden mit ihren Ausstellungen einen großen Stab von Handelsfachleuten entsenden.

Auf der diesjährigen Messe wird besonders die Wirtschaft des neuen Kurses in der DDR mit ihren vielfältigen Erzeugnissen in Erscheinung treten.

Die DDR beabsichtigt, Einkäufe und Verkäufe in der Höhe von 200 Millionen Mark zu tätigen, das sind rund 1200 Millionen Schilling. Auf der Liste der Waren, die die DDR zu verkaufen gedenkt, stehen oben auf die Erzeugnisse des Maschinenbaues, der Feinmechanik, der Optik, gewisse Waren der Textilindustrie, wie Perlonerzeugnisse, und viele andere Waren.

Einzukaufen wünscht die DDR unter anderem: Walzwerkzeugnisse, wie Rohre und Bleche, Edelmetalle, Schienen, Schneid- und Stahlwerkzeuge, Fischverarbeitungsmaschinen, Schuhmaschinen, Röntgenapparate und Zubehör, Meßgeräte, Kabel und Leitungen und andere Erzeugnisse der Elektroindustrie. Von den chemischen Erzeugnissen will die DDR Farbstoffe, Erzeugnisse der Pharmazie und Gummiwaren kaufen. Außerdem sucht die DDR Wollstoffe, Schuhe, Lederwaren, Baumwoll- und Hanfgarne und Galanteriewaren einzukaufen. Auch Zellulose und Pappen werden gesucht. An Baumaterialien sucht die DDR Magnesiterzeugnisse und an Lebens- und Genußmitteln Käse, Butter und Wein.

Die Tatsache, daß gerade Westdeutschland und England alle Anstrengungen machen, in Leipzig den Ost-West-Handel voranzutreiben, zeigt, daß die diesjährige Messe für die Ausweitung dieses Handels noch günstigere Möglichkeiten bietet als die vom vorigen Jahr.

Die DDR hat den Wünschen der Aussteller Rechnung getragen und wird im Interesse der weiteren Entwicklung des Ost-West-Handels ab dem nächsten Jahr wieder zwei Messen in Leipzig veranstalten. Bereits im Februar 1955 wird die Frühjahrsmesse abgehalten werden, der dann im September wieder die Herbstmesse folgen wird.

Neue Zeit

UND *Salzburger Tagblatt*

Bezugsgebühr monatl. bei Abholung S 16.50, durch Boten und Post S 17.50. — Erscheint täglich am Morgen außer Sonntag.

10. Jahrg.

Donnerstag, 12. August 1954

Nr. 187

Dr. John vor der Presse

Aufsehenerregende Erklärungen des ehemaligen westdeutschen Abwehrchefs vor 400 in- und ausländischen Pressevertretern — „In Westdeutschland sind die Militaristen wieder obenauf“ — „Wenn der erste Schuß gefallen ist, wird es zu spät sein, um zu warnen“

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Mit allen Anzeichen einer großen politischen Sensation fand gestern im Haus der Presse in Berlin eine Pressekonferenz statt, bei der sich Dr. Otto John, der am 20. Juli nach Ostberlin gekommen war, der Öffentlichkeit vorstellte. Die vom Ausschuss für deutsche Einheit auf Wunsch von Dr. John veranstaltete Aussprache wies eine internationale Beteiligung auf, die an die großen Pressezusammenkünfte der Berliner Außenministerkonferenz erinnerte. An der Pressekonferenz nahmen rund 400 Vertreter der in- und ausländischen Presse teil.

Unter atemloser Spannung gab Dr. John eine Erklärung ab, die das unterstreicht, was er schon in seinen Rundfunkansprachen erklärt hatte: der Bonner Kurs bedeutet die Wiedergeburt des deutschen Faschismus und Militarismus. Er treibt zum Krieg und droht, Deutschland selbst und seine Nachbarn in die Katastrophe eines dritten Weltkrieges zu stürzen. Nach der Erklärung beantwortete Dr. John viele Fragen und wiederholt erklärte er:

„Ich bin aus politischer Überzeugung in die DDR gekommen, um der Sache der deutschen Einheit und des Friedens zu dienen.“

„Ich stehe hier“, sagte Dr. John, „weil mich die Sorge um das Schicksal des deutschen Volkes bewegt und weil ich nirgendwo, bestimmt aber nicht in der Bundesrepublik, eine solche Plattform zur Verfügung gestellt bekommen hätte, weil ich hier die besten Möglichkeiten sehe, für die Wiedervereinigung Deutschlands und gegen die Bedrohung durch einen neuen Krieg tätig zu sein.“

Zusammenleben oder Krieg?

„Der Kommunismus ist“, sagte Dr. John, in Anspielung auf den Bonner amtlichen Antikommunismus, „ob man es mag oder nicht, eine Realität, die fast die Hälfte aller auf dieser Erde lebenden Menschen umfaßt. Die Vorstellung oder auch der Wunschtraum, ihn ausrotten zu können, ist so töricht, wie der Glaube Hitlers, der das Christentum ausrotten wollte. Das haben die klugen Engländer richtig erkannt und sind deshalb bestrebt, einen Modus vivendi mit der kommunistischen Hälfte dieser Erde zu finden. Das wollen die Amerikaner

aber nicht erkennen. Sie glauben, sie können früher oder später durch einen neuen Kreuzzug gegen den Osten den Kommunismus aus der Welt auskehren, oder wegfegen und bereiten den Krieg vor. In dieser Entwicklung ist die Bundesregierung durch die Verträge von Bonn und Paris zu einem Werkzeug der amerikanischen Politik in Europa geworden.“

Militaristen und Faschisten wieder am Werk

Unter den Beispielen, die Dr. John für das Wiederaufleben des Nazismus in Westdeutschland anführte, führt er besonders den Minister Oberländer an, der in Polen die „Eindeutschungspolitik“ Hitlers betrieben hat. Ober-

länder hat die Demokraten unter seinen Mitarbeitern vor die Tür gesetzt und an ihre Stelle seine Nazimitarbeiter aus dem hitlerischen Ostministerium berufen.

„Überall in Westdeutschland“, stellt Dr. John fest, „in den Verwaltungen, in der Wirtschaft, in der Industrie, an den Universitäten, wo immer Sie auch hinblicken, die Nazis und die Militaristen sind wieder da und mit ihnen ist der Geist wieder lebendig geworden, der das deutsche Volk in die totale Katastrophe geführt hat.“

„Die Remilitarisierung ist im Amt Blank und in der Organisation Gehlen verkörpert. Das Amt Blank und die Organisation Gehlen beschäftigen in ihren großen Mitarbeiterstäben SD- und SS-Führer, die über deutsche

(Fortsetzung auf Seite 2)

Dr. John vor der Presse

(Schluß von Seite 1)

Widerstandskämpfer zu Gericht gemessen oder diese einfach umgebracht haben. Im Amt Blank und in der Organisation Gehlen werden all die beherbergt, die mit Hitler bis zum bitteren Ende gekämpft haben und noch nicht in den Vordergrund treten können."

Dr. John über seinen Besuch in Amerika

Über seinen Besuch in Amerika im Juni dieses Jahres führte Dr. John aus: „Bei meinem Besuch in Amerika ist mir mit aller Eindeutigkeit klar geworden, daß uns Deutschen im Rahmen der amerikanischen Politik nur ein Schicksal bestimmt ist: Deutsche Soldaten für den Kreuzzug gegen den Kommunismus in Europa zu stellen."

Aus meinen Unterhaltungen im Pentagon (Verteidigungsministerium) in Washington und mit dem Chef des zentralen Abwehramtes, Allen Dulles, habe ich entnommen, daß aus der hysterischen Furcht in den Vereinigten Staaten sich ein neuer Krieg anbahnt, unter dem das deutsche Volk am meisten zu leiden hätte."

„Die einseitige Bindung Deutschlands an die amerikanische Politik der Stärke, wie sie von Bundeskanzler Adenauer betrieben wird, führt eindeutig zum Kriege. Danach wird Deutschland nur noch ein radioaktiver Friedhof sein. Wenn der erste Schuß gefallen ist, wird es zu spät sein, um zu warnen."

Es gibt Geheimabkommen zur EVG

Über die EVG sagte Dr. John: „Dr. Adenauer und die noch im Hintergrund wirkenden Militaristen sehen in der EVG nur ein Instrument, um eine starke deutsche Wehrmacht zu schaffen, die früher oder später durch ihr faktisches Übergewicht die anderen EVG-Kontingente, einschließlich der französischen Armee absorbiert, damit Frankreich und Westeuropa wieder dem deutschen Militarismus ausgeliefert sind."

„Um die drohende Gefahr abzuwenden, hatte ich die Absicht, mit Mendes-France zu sprechen", sagte Dr. John. „Jetzt kann ich nur hoffen, daß die Franzosen die wahren Hintergründe der EVG erkennen und daß es schließlich doch noch zu einer aufrichtigen deutsch-französischen Verständigung kommen wird."

Sodann ging Dr. John auf die Behauptung Adenauers ein, es gäbe keine Zusatzabreden zur EVG.

„Dem gegenüber erkläre ich, auf Grund meiner Kenntnis als Präsident des Bundesausschusses für Verfassungsschutz, daß Dr. Adenauer lügt und daß es Geheimabreden zur EVG gibt, die Dr. Adenauer hüten versucht. Ich fordere Herrn Doktor Adenauer hiermit auf, diese Geheimabreden vor EVG dem Bundestag und dem deutschen Volk unverzüglich bekanntzugeben."

In Bonn gibt es mehr Geheimdienste als Minister

An die Erklärung von Dr. Otto John schloß sich eine rege Wechselrede an, die eineinhalb Stunden dauerte. Auf die Frage eines Korrespondenten, was er darüber wisse, daß in Bonn die Geheimdienstler Minister bespitzeln, sagte Doktor John: „In Bonn gibt es mehr Geheimdienste als Minister — Jeder bespitzelt jeden."

Der englischen Publizist Sefton Delmer vom „Daily Express", der speziell zur Pressekonferenz aus London herbeigeeilt war, fragte, warum Doktor John den Kampf gegen die Remilitarisierung und das Wiederaufleben des Faschismus nicht vom westlichen Ausland führe, worauf Dr. John sagte:

„Ich bin mir darüber klar geworden, daß ich diesen Kampf in Deutschland selbst aufnehmen muß. Es wäre völlig sinnlos, diesen Kampf außerhalb Deutschlands zu führen. Durch meinen Schritt wollte ich demonstrieren, daß man mit dem Osten zusammenleben kann."

Die Männer des 20. Juli und Bonn

In seinen weiteren Ausführungen sagte Doktor John, er sei nicht beunruhigt darüber, daß er des „Verrates" bezichtigt werde. Das geschehe nicht zum ersten Mal und es sei kein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Beschuldigung gegen ihn heute von denselben Personen erhoben werde, die das gleiche wegen seiner Teilnahme an dem Komplott gegen Hitlers Leben am 20. Juli getan hatten.

Ein anderer Pressevertreter fragte, ob Dr. John glaube, in der DDR sei das Programm der Männer des 20. Juli 1944 Wirklichkeit geworden. Dr. John antwortete: „Ja, das glaube ich, denn Stauffenberg ist nicht für eine westdeutsche Bundesrepublik gestorben."

Kesselrings Untriebe in Österreich

Ihr Vertreter stellte Dr. John die Frage, ob ihm etwas über Anschlussgedanken hinsichtlich Österreichs bekannt sei. Dr. John antwortete:

„Glauben Sie, daß Kesselring zu seinem Vergnügen nach Österreich gefahren ist?"

Das starke internationale Interesse, das der Pressekonferenz mit Dr. Otto John entgegengebracht wurde, hat gezeigt, daß durch den mühen und demonstrativen Schritt Dr. Johns die Weltöffentlichkeit über die Gefahr, die von Bonn ausgeht, aufgerüttelt wurde.

Jetzt zweifeln sie nicht mehr daran

Nach der Pressekonferenz erklärten diejenigen, die John gut kennen, meldet Reuters, sie zweifeln

heute nun nicht mehr daran, daß John freiwillig und aus politischen Gründen in die DDR gegangen sei, und daß er dort nicht gezwungen würde, zu gehen oder zu bleiben.

Bei dieser Meldung der führenden englischen Presseagentur werden alle Behauptungen der Bonner Regierung und der westlich eingestellten Presse, John sei „überlistet" oder „gezwungen" worden, in die DDR zu gehen, von maßgebender westlicher Seite selbst als lächerliche Ammenmärchen gekennzeichnet.

Aussprache Dr. Johns mit englischen und amerikanischen Journalisten

Berlin. — Im Anschluß an die Pressekonferenz hatte Dr. Otto John eine persönliche Aussprache mit englischen und amerikanischen Journalisten. Diese Unterredung wurde im Klub des Hauses der deutschen Presse mit dem Vertreter des „Daily Express", Sefton Delmer, dem Vertreter des „News Chronicle", Karl Rob-

son, und dem Vertreter der „New York Herald Tribune", Gaston Coblentz, durchgeführt.

Panik in Bonn

Unmittelbar nach Bekanntwerden der Erklärung Johns waren die in Bonn anwesenden Bundesminister unter dem Vorsitz von Vizekanzler Blicher zu einer Sondersitzung zusammengekehrt. Bundeskanzler Adenauer wurde auf der Bühler Höhe über die Ausführungen Johns fernschriftlich informiert. Der Kanzler stand in ständiger telefonischer Verbindung mit der Bundeskanzlei und dem Innenministerium.

SPD-Vorstand zum Fall John

Frankfurt. — Der SPD-Bundervorstand und der Vorstand der SPD-Bundestagsfraktion sind gestern in Frankfurt unter Vorsitz von Erich Ollenhauer zu einer Sondersitzung zusammengetreten.

Hauptthemen der Beratung sind neben außenpolitischen Fragen die „Streikfrage" und der Fall John.

14 Tage Urlaub für einen halben Wochenlohn

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Obwohl auch in der Deutschen Demokratischen Republik das Urlaubswetter zu wünschen übrig läßt, ist doch an der Ostsee, im Thüringer Wald und in der Sächsischen Schweiz der Ferienbetrieb in vollem Gang. Hunderttausende Arbeiter bevölkern die schönsten Badeorte und Erholungsstätten. Für 30 Mark können die Arbeiter einen vierzehntägigen Urlaub in Gegenden verbringen, die früher ausschließlich den Reichen vorbehalten waren. 30 Mark — das ist der halbe Wochenlohn eines Arbeiters in den niedrigsten Lohnstufen. Die Gewerkschaften ermöglichen im heurigen Sommer etwa 700.000 Arbeitern einen solchen Urlaub. 43.000 Bergarbeiter verbringen ihren Urlaub an der Ostsee, im Harz und in den schönen sächsischen Elbeorten. Mehr als 6000 Bergarbeiter haben sich ihren Urlaub für den Wintersport aufgehoben.

ZEHNTAUSENDE KINDER AUS WESTDEUTSCHLAND IN DER DDR

Noch umfassender als im Vorjahr ist heuer auch die Kinderferienaktion. Hunderttausende Kinder sind in schönen Heimen und Lagern untergebracht. Sie haben dort alles, was das Kinderherz begehrt. Diese großzügige Ferienaktion der DDR ist aber auch für die Arbeiterkinder Westberlins und Westdeutschlands eine große Hilfe. Zehntausende Buben und Mädchen aus Westberlin und Westdeutschland sind gegenwärtig in der DDR auf Erholung. Für die 20.000 Westberliner Kinder, die in diesem Sommer zur Erholung in die DDR kommen, hat der Magistrat des demokratischen Berlin 7,6 Millionen Mark zur Verfügung gestellt.

In Westdeutschland hat sich unter dem Namen „Freie Ferien für alle Kinder“ eine Vereinigung gebildet, die die Erholungsferien der Kinder in die DDR organisiert. Die Organisation erfreut sich bei den Eltern großer Beliebtheit, weil sie schon tausenden Kindern zu einem kostenlosen Ferienaufenthalt in der DDR verholfen hat. So veröffentlicht die bürgerliche „Frankfurter Allgemeine“ vom 18. August darüber einen dreispaltigen Bericht, in

dem es unter anderem heißt: „Gleich hinter dem Schlagbaum (der Zonengrenze) wurden die Kindertransporte von freundlichen Krankenschwestern und jungen Pionieren empfangen. Die Weiterleitung in die Lager vollzog sich meist sehr schnell unter Assistenz der Volkspolizei. Die Gäste hatten noch nicht ihre Zelte bezogen, da reichte man ihnen schon das erste warme Essen, das reichlich zur Verfügung steht. Die Kinder fanden noch mehr vor. Schließlich hat die Regierung (der DDR) 45 Millionen Mark für die Ferienaktion zur Verfügung gestellt. Das Lager Arensburg am Ufer der Havel umfaßt den Tag Zelte. Die Kinder leben dort nicht in Zeltzimmern hinein. Ihr Unternehmungsgeist wird angeregt durch sogenannte Forschungsaufträge. Da möchte zum Beispiel der Meteorologische Dienst Temperaturmessungsergebnisse verschiedenster Art haben. Das Institut für Landesforschung hat die Jugend, die sich für Botanik interessiert, um eine Pflanzensammlung gebeten; die Tierliebhaber sollen 60 verschiedene Vogelarten beobachten, sie dürfen sich dabei moderner Netze, Fallen und anderer Geräte bedienen. Für die technisch Interessierten stehen Telephoneapparate und Kabel zur Verfügung, die Fotoamateure dürfen mit den neuesten Kameras Aufnahmen machen. Für Ausflüge können 25 Fahrräder und 39 Faltboote benutzt werden.“

KLEIDER FÜR DIE GESCHWISTER

Wenn es dem Ende der dreiwöchigen Ferienzeit entgegengieht, weiß der Lagerleiter, daß es den Eltern des kleinen Mariechen aus dem Ruhrgebiet und des zehnjährigen Franz aus Bayern schlecht geht, weil sie schon lange arbeitslos sind, daß die Kinder auch noch Geschwister haben, die nicht ordentlich gekleidet werden können. Die beiden Kinder erhalten zum Abschied Mäntel, Hosen und Strümpfe für ihre Geschwister, und mit strahlenden Augen bedanken sie sich.

Die „Frankfurter Allgemeine“ kommt in ihrem Bericht zu dem Schluß: „Die Initiatoren (dieser Ferienaktion) sind ziemlich sicher, daß sich die Ferienaktion weiterhin von selbst propagiert.“

NEUE ZEITUNG, Montag, 30. August 1954

NEUE POST, Dienstag, 7. September 1954

Leipziger Messe bedeutender als je zuvor

(Von unserem nach der DDR entsandten Redakteur Franz Kain)

Leipzig. — Die alte Universitäts- und Handelsstadt Leipzig hat in den letzten Tagen einen völlig internationalen Charakter angenommen. In Sonderzügen (insgesamt werden ca. 700 eingesetzt), in Autobussen und mit Flugzeugen kommen die Aussteller und Besucher aus aller Welt. In den Straßen und auf dem Ausstellungslande hört man viele Sprachen. Fahrzeuge aus aller Herren Länder geben sich auf den Parkplätzen ein Stelldichein. Im Ausländertreffpunkt am Alten Rathaus, herrscht von morgens bis Mitternacht Hochbetrieb. Die Stadt Leipzig hat für die Messebesucher 70.000 Betten zur Verfügung gestellt.

Die Leipziger Messe ist zur bedeutendsten Handelsmesse der Welt geworden. Dies drückt sich schon darin aus, daß die Ausstellungsfläche des westlichen Auslands gegenüber dem Vorjahr verdoppelt wurde. Die Gesamtstellungsfläche, die voriges Jahr auf 238.000 Quadratmeter betrug, ist in diesem Jahr auf 465.000 Quadratmeter angewachsen. Die DDR ist mit 6700 Ausstellern vertreten, Westdeutschland mit 1100 und die 97 Außenhandelsgesellschaften der Sowjetunion, Chinas und der Volksdemokratien entsprechen 3000 bis 4000 Produktionsbetrieben.

Die beiden britischen konservativen Abgeordneten Osborn und Drayson sind auf der Leipziger Messe anwesend. Von den kapitalistischen Ländern steht die österreichische Ausstellung mit einer Gesamtfläche von 1600 Quadratmetern nach Belgien, Frankreich und Großbritannien an vierter Stelle. Im Hansa-Haus stellen 15 Länder, darunter auch Österreich, Bücher aus.

Die österreichische Ausstellung besteht aus

einer Kollektivausstellung der Bundeskammer für gewerbliche Wirtschaft in der Halle IX a und einer Ausstellung der USIA-Betriebe in der Halle IX, wo sie zusammen mit der englischen Ausstellung untergebracht ist. Die Ausstellung der Bundeskammer zeigt einen Querschnitt durch die österreichische Produktion und man sieht sowohl Textilien und Schuhe als auch Edelmetalle von Böhler-Kapfenberg und Maschinen der VOEST.

Die österreichische Ausstellung findet allseitiges Interesse. Eine Spiralturbine und eine riesige Holzschneidemaschine der Voith-Werke St. Pölten sind von Fachleuten aus aller Welt umlagert. Auch die Textilien und insbesondere die Schuhe sind Gegenstand lebhaften Interesses.

Am Sonntag besuchte der stellvertretende Ministerpräsident und Vorsitzende der CDU, Otto Nuschke, die österreichische Ausstellung der Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft. Er ließ sich eingehend über die österreichische Seidenindustrie informieren und sprach seine Anerkennung für die Erzeugnisse dieser Sparte aus.

Der Vertreter der Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft, Raikich, der auch im ständigen Messeamt im Franz-Mehring-Haus ein Büro unterhält, erklärte unserem Berichterstatter, die österreichische Delegation betrachte die Leipziger Messe als einen äußerst günstigen Rendezvous-Platz zur Kontaktaufnahme mit Geschäftsfreunden aus Ost und West.

Sonntag abends gab der Außenhandelsminister der DDR Gregor einen Empfang, an dem auch österreichische Vertreter teilnahmen.

Rekordumsätze in Leipzig

(Von unserem nach der DDR entsandten Redakteur Franz Kain)

Leipzig. — Mittwoch wurde die diesjährige Leipziger Messe geschlossen. In elf Tagen wurde sie von 620.000 Personen besucht. Die DDR tätigte Abschlüsse im Gegenwert von 2437 Millionen Rubel, das ist doppelt soviel wie auf der vorjährigen Messe. 1892 Millionen entfallen auf den Export.

Die österreichischen Aussteller sind befriedigt darüber, daß die DDR des gemeinsamen Marktes innerhalb der hat. Viele Firmen haben neue, wichtige Verbindungen hergestellt. Die österreichische Buchausstellung hat Umsätze in der Höhe von 300.000 Mark erzielt. An der Spitze stehen Fachbücher und die Jugendbücher des Globus-Verlages. Die Vertreter der VOeEst haben Verbindungen zu Wirtschaftsstellen der DDR aufgenommen.

Auch USIA-Betriebe konnten wichtige Geschäfte abschließen, so Mannesmann-Trauzl ein Geschäft mit der DDR in der Höhe von 200.000 Dollar.

Die Böhler-Ybbstal-Werke haben Aufträge erhalten, die eine gute Beschäftigung des Werkes garantieren. Die Schuhfabrik des Rehberg liefert 50.000 Paar Schuhe in die DDR. Auch die Wiener Kabelwerke, die Seildreherei Sankt Aegydt und andere Betriebe haben wichtige Abschlüsse erzielt. Die Voith-Werke haben ihre Beziehungen ausbauen können.

Im internationalen Maßstab sind wichtige Abschlüsse zwischen Finnland und Ungarn, englischen und chinesischen Stellen zustande gekommen.

Wettlauf des Westens um das Ostgeschäft

(Von unserem in die DDR entsandten Redakteur Franz Kain).

Leipzig. — Die Leipziger Messe hat Aussteller wie Gäste tief beeindruckt, was auch in den westlichen Pressekommentaren zum Ausdruck kommt.

Die „Frankfurter Allgemeine“ bezeichnet die Messe als „inoffizielle West-Ost-Handelskonferenz“. Der „Düsseldorfer Industriekurier“, das Organ der Ruhrindustriellen, kann nicht umhin, von „erstaunlichen Leistungen der Länder hinter dem Eisernen Vorhang“ zu schreiben.

Der Berichterstatter der Londoner „Times“ meint, daß „ohne wachsendes Selbstbewußtsein in den kommunistischen Ländern eine solche Schaustellung nicht möglich gewesen wäre. Sie haben das Gefühl, daß sie etwas zu zeigen haben.“

Leipzig war ein Wettrennen der Bürgerlichen um einen größeren Anteil am Osthandel. Die einzelnen österreichischen Aussteller haben sich redlich bemüht, in dem Rennen ihren Mann zu steilen. So haben die VOeESt auf unsere Kritik hin einen zweiten Vertreter nach Leipzig entsandt. Viele Geschäftsleute haben wertvolle Verbindungen angeknüpft.

Während aber bei England, Belgien und Frankreich offizielle Stellen hinter den Bemühungen der Geschäftsleute stehen, hat man den Eindruck gewinnen müssen, daß dies bei den österreichischen Ausstellern nicht der Fall ist. Eher trifft das Gegenteil zu.

Österreichische Aussteller sprachen dem Berichterstatter gegenüber mit Wehmut darüber, daß beispielsweise England auf dem Wege ist, die ganzen Verbotbestimmungen über Bord zu werfen.

Ein Blatt wie die „Süddeutsche Zeitung“ stellte fest, daß der Löwenanteil der Abschlüsse diesmal den Engländern zugefallen ist, „die mit einem Riesenaufgebot erschienen sind“. Auch Franzosen, Belgier und Holländer haben sich zu ihrem Vorteil in das Ostgeschäft eingeschaltet. Jetzt suchten auch die Westdeutschen „Anschluß an das große Ostgeschäft“. Und sogar — die Amerikaner haben diesmal in Leipzig ausgestellt. Aber den anderen wollen sie den Osthandel verbleten.

Neue Zeit
Freitag, 20. September 1954

NEUE ZEITUNG Montag, 3. Oktober 1954

Vor den Wahlen in der DDR

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — In der DDR geht die erste Etappe der Vorbereitung zu den am 17. Oktober stattfindenden Wahlen zur Volkskammer und zu den Bezirkstagen, die Rechenschaftslegung der Abgeordneten, ihrem Ende entgegen. Den Beginn der Rechenschaftslegung machten Ministerpräsident Otto Grotewohl in seinem Wahlbezirk Dresden und der erste Sekretär der SED Walter Ulbricht in seinem Leipziger Wahlkreis. Seither wurden in hundertern Versammlungen die Berichte der Abgeordneten diskutiert und die höchsten Staatsfunktionäre, soweit sie Abgeordnete sind, sprachen mit ihren Wählern über die Erfolge und Schwächen in der geleisteten Arbeit.

Bei den Diskussionen geht es oft sehr lebhaft zu, und niemand fällt es ein, mit seiner Kritik hinter dem Berg zu halten. Bei einer Versammlung, die der Minister für Schwerindustrie, Fritz Selbmann, bei den Berliner Metallarbeitern abhielt, dauerte die Diskussion zum Bericht des Ministers drei Stunden. Die Wähler machen überall von ihrem Recht Gebrauch, die Tätigkeit ihres Abgeordneten zu kontrollieren und zu kritisieren.

Nach dem Rechenschaftsbericht der Abgeordneten erfolgt die Aufstellung und das Vorstellen der Kandidaten für die neue Wahlperiode.

Die neue Volkskammer

Bei den Wahlen am 17. Oktober werden 400. Volkskammerabgeordnete für die DDR und 86 Abgeordnete für Berlin gewählt.

Bei den Wahlen zu den Bezirkstagen werden in Bezirken mit weniger als 600.000 Einwohnern 120 Abgeordnete und für je weitere 25.000 Einwohner ein Abgeordneter gewählt. Die Bezirkstage entsenden dann ihre Vertreter in die Länderkammer, in die zweite Kammer des ostdeutschen Parlaments, die etwa unserem Bundesrat entspricht.

Der erste Absatz des von der Volkskammer verabschiedeten Wahlgesetzes lautet: „Die Abgeordneten der Volkskammer werden in allgemeiner, gleicher, unmittelbarer und geheimer Wahl nach den Grundsätzen des Verhältniswahlrechtes gewählt.“ In einem anderen Abschnitt des Gesetzes wird erklärt, daß die zur Einbringung von Wahlvorschlägen berechtigten Parteien und Organisationen (das sind alle Parteien und Organisationen, deren Tätigkeitsbereich sich auf die ganze DDR erstreckt) das Recht haben, gemeinsame Wahlvorschläge einzubringen. Auf diesen Abschnitt des Gesetzes stützen sich die Parteien und Massenorganisationen, und sie haben beschlossen, gemeinsame Wahlvorschläge einzubringen.

Worum es geht

Die Vorgangsweise, daß sich verschiedene Parteien auf einer Liste den Wählern vorstellen, ist durchaus nicht auf die DDR beschränkt. Bei den Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen traten Adenauers CDU, die „FDP“ und das „Zentrum“ auf einer gemeinsamen Liste auf, und das Zentrum, das weniger als fünf Prozent der Stimmen er-

Fünf Jahre DDR

Von unserem nach Berlin entsandten
Redakteur Franz Kain

Die Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik feiert heute den fünften Jahrestag der Gründung des ersten Staates der Arbeiter und Bauern in der deutschen Geschichte. Sie hat allen Grund zu feiern, denn heute ist es für jeden sichtbar, daß der Weg, der vor fünf Jahren eingeschlagen wurde, der richtige war.

In diesem Drittel Deutschlands wurde in den letzten fünf Jahren unter der Führung der Arbeiterklasse und deren Partei die politische Macht des werktätigen Volkes errichtet, nachdem schon in den vorangegangenen Jahren die Grundlagen dazu gelegt, die demokratische Bodenreform und die Enteignung der Großkapitalisten und Kriegsverdienen durchgeführt worden war. 85 Prozent der Industrie sind heute volkseigen und in der Landwirtschaft bearbeiten die Genossenschaftsbauern 14 Prozent, die Kleinbauern ebenfalls 14 Prozent und die Mittelbauern bis zu zehn Hektar Besitz 46 Prozent des Bodens.

Die Bevölkerung der DDR hat in den vergangenen fünf Jahren eine gewaltige Arbeit geleistet. In den fünf Jahren des Bestehens der DDR wurde die durch den Krieg völlig zerstörte Industrie wieder aufgebaut. Aber durch den Boykott der Bonner Regierung, die im Auftrag der Amerikaner die Ausfuhr von Steinkohle, Eisen und Stahl nach der DDR fast vollkommen einstellte, kam die DDR in große Schwierigkeiten. Es mußte eine Schwerindustrie aufgebaut werden, die es früher in diesem Teil Deutschlands nicht gegeben hatte. Unter großen Opfern und Anstrengungen mußte das Mißverhältnis in der Wirtschaft ausgeglichen werden.

Die westdeutschen Machthaber täuschten sich, als sie glaubten, die DDR wirtschaftlich abwürgen zu können. Mit Hilfe der Sowjetunion und der volksdemokratischen Länder entstanden durch den Fleiß und die Tüchtigkeit der Arbeiter solche Industriegiganten wie das Eisenhüttenkombinat „Stalin“ an der Oder, das Kombinat Calbe bei Magdeburg und viele andere Großbetriebe der Eisen- und Stahlindustrie. Werke wie das Leunawerk wurden wieder aufgebaut und erweitert.

Heute ist die DDR zu einem Industrieland von großer Leistungsfähigkeit geworden. Bei der heurigen Leipziger Messe kamen ausländische Besucher aus dem Staunen nicht heraus, als sie die hochwertigen Erzeugnisse der DDR sahen.

Die Produktion in der Grundindustrie erreichte schon im Jahre 1953 zweihundert Prozent der Erzeugung von 1936 und in der metallverarbeitenden Industrie sogar 214 Prozent.

Aber nicht nur die Erfolge in der Produktion sind es, die heute den Bürger der DDR mit Stolz erfüllen, es ist vor allem die Erkenntnis, daß er aus eigener Kraft ein neues Leben aufbaut, das reicher und besser ist als früher. Durch ihre Leistungen für den arbeitenden Menschen, für sein Wohlergehen, seine Familie und seinen kulturellen Aufstieg wird die DDR zu einem Vorbild für ganz Deutschland.

Das gesamtdeutsche Gespräch ist bereits in vollem Gange. Der evangelische Kirchentag in Leipzig und die diesjährige Leipziger Messe waren der sichtbarste Ausdruck dieses Gesprächs. Mehr als hunderttausend Menschen fahren monatlich in beiden Richtungen über die Zonengrenzen, und auch das hat dazu beigetragen, der Hetze gegen die DDR in Westdeutschland den Boden zu nehmen.

Heute taucht in den westdeutschen bürgerlichen Zeitungen immer öfter die War-

Fünf Jahre DDR

nung auf, man dürfe sich über die wahre Stimmung in der „Zone“ keine Illusionen machen. Tausende Kulturschaffende, Aerzte und Wissenschaftler sind in die DDR gekommen und auch hier geblieben, weil ihnen Westdeutschland keine Lebensmöglichkeit bietet. Der Uebertritt Doktor Johns und Schmidt-Wittmacks in die DDR ist ebenfalls ein Beweis dafür, daß das Vertrauen zur Politik der DDR in demselben Maße wächst, wie es zur verbliebenen Politik Adenauers schwindet.

Die DDR ist das andere Deutschland, das mit Militarismus und Krieg gebrochen hat. Das ist auch in Frankreich und England schon eine ziemlich allgemeine Erkenntnis. In der letzten Zeit haben viele Delegationen gerade aus westeuropäischen Ländern die DDR besucht. Was immer die Besucher über ihre Eindrücke reden und schreiben, keiner der Journalisten und Politiker kann berichten, daß er in der DDR die alten „Wehrwirtschaftsführer“ wieder in Amt und Würden gefunden hätte, keiner von ihnen konnte hier Umtriebe der SS-Verbände beobachten und keiner von ihnen konnte auch nur die Spur eines Revanchegeistes entdecken, wie er in Westdeutschland systematisch hochgezüchtet wird. Wer hier die Menschen bei ihrer Arbeit, die Jugend beim Lernen und Studieren sieht, der muß sich davon überzeugen, daß in diesem Teil Deutschlands der preußische Ungeist ein für allemal ausgerottet wurde.

Es ist das traurige Privileg der österreichischen Regierungsparteien, diese Tatsachen nicht zur Kenntnis genommen zu haben. Dabei ist es aber gerade für unser Land von entscheidender Bedeutung, daß es heute schon ein Deutschland des Friedens gibt, wo nicht die Revanchepläne der Adenauer, Krupp und Kesselring, sondern der Friedenswille des Volkes selbst die Politik bestimmt.

Die Bevölkerung der DDR begeht ihren Staatsfeiertag in dem Bewußtsein, daß ihre Kräfte unüberwindlich sind, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo ihre harte und aufopferungsvolle Arbeit Früchte trägt. Noch gibt es manche Schwierigkeiten. Aber schon die bisherige Entwicklung hat gezeigt, was eine geeinte Arbeiterklasse zu leisten imstande ist. Sie hat dem Boykott Bonns und Amerikas getrotzt und ihn zum Gespött gemacht und sie wird auch die zukünftigen Aufgaben meistern. Die Bevölkerung der DDR begeht den Staatsfeiertag in dem Bewußtsein der eigenen Kraft, die ihr auch die volle Souveränität und die Anerkennung der friedliebenden Völker gebracht hat. Sie weiß, daß sie in den Augen der Welt eben das andere Deutschland verkörpert, das mit aller Kraft dafür arbeitet und kämpft, daß das militaristische und revanchelustige Deutschland Krupps und Kesselrings nicht noch einmal zum Würger der europäischen Völker wird.

NEUE ZEIT

Donnerstag, 7. Oktober 1954

ultas sb kopie

Bergasse 4,
T 01-310 55
F 01-310 55

NEUE ZEIT

Mittwoch, 20. Oktober 1954

Korrekte und demokratische Wahlen in der DDR

Britische Gewerkschafter waren Wahlzeugen

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Das Ergebnis der Volkskammerwahlen in der DDR ist ein Bekenntnis der Bevölkerung zur Politik des friedlichen Aufbaus und der Wiedervereinigung Deutschlands der Nationalen Front, in der sich verschiedene Kräfte unter Zurückstellung aller Differenzen zusammengefunden haben, um für die Lösung der wichtigsten nationalen Probleme zu kämpfen.

Der Präsident der Volkskammer, Johannes Dieckmann, erklärte zum Wahlergebnis: „An dieser festen Gemeinschaft unserer Bürger werden die Feinde einer friedlichen Lösung des deutschen Problems eines Tages, der nicht mehr fern ist, vollends zuschanden werden.“

Die Regierung der DDR gab den akkreditierten Auslandskorrespondenten die Möglichkeit, den Wahlakt zu beobachten. Wir konnten uns in vielen Wahllokalen Berlins und in den Landgemeinden des Bezirkes Potsdam davon überzeugen, daß die Wahlen demokratisch durchgeführt wurden. In jedem Wahllokal war eine Wahlzelle für geheime Stimmenabgabe vorhanden. Die Wähler wurden von den Besitzern aufgeklärt, daß sie das Recht haben, Kandidaten zu streichen oder auch gegen die gemeinsame Liste zu stimmen. Wer sich gegen die Liste entscheiden wollte, hatte die Möglichkeit, entweder die Kandidaten durchzustreichen oder ein „Nein“ auf den Stimmzettel zu schreiben.

Auch eine britische Gewerkschaftsdelegation, die vor einigen Tagen in Berlin eintraf, hatte Gelegenheit, die Wahl zu beobachten. Die englischen Funktionäre stellten ebenfalls fest, daß die Wahlen korrekt und demokratisch durchgeführt wurden.

Unter den englischen Gewerkschaften, die zum größten Teil Funktionäre der Labour Party sind, befindet sich auch der Vorsitzende der Gewerkschaft der Glaserarbeiter Casasola, der beim Kongreß der Labour Party die Resolution gegen die Wiederaufrüstung Westdeutschlands einbrachte und vertreten hatte. „Es ist das erstmal“, sagte Casasola in einem Gespräch, „daß ich mit Deutschen auf der Basis der sozialistischen Freundschaft zusammentreffe.“ Er zeigte sich tief beeindruckt von den Leistungen der DDR für die Arbeiter.

SED schlägt SPD Zusammenarbeit vor

Zur Brechung der Diktatur der Adenauer-Politik

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Im Arbeiterbezirk Wedding (französischer Sektor) legte auf einer Pressekonferenz der Sekretär der Sozialistischen Einheitspartei in Berlin Bruno Baum das Programm der Partei für die am 5. Dezember in Westberlin stattfindenden Wahlen dar.

Eine Zusammenarbeit zwischen der SED und der SPD in Berlin könnte ganz Deutschland ein Beispiel geben und der Diktatur der Adenauer-Politik in Westberlin und Westdeutschland ein Ende machen.

Baum betonte, daß die SED und ihre Abgeordneten stets mit allen zusammenarbeiten werden, die für eine Politik der Verständigung, der friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands durch freie Wahlen und für den Abzug der Besatzungstruppen und gegen die Aufrüstung eintreten.

Die SED stellt fest, daß die „Frontstadtpolitik“ der Abschneidung Westberlins von seinem Hinterland die Lage der Westberliner Werktätigen immer drückender gestaltet.

In den Westsektoren Berlins stehen 60 Millionen 200.000 Arbeitslose und weitere 100.000 Rentner und Fürsorgeempfänger gegenüber.

Innerhalb von sechs Monaten brauchte

es in Westberlin keinen Arbeitslosen mehr zu geben, wenn der Senat die Vorschläge des demokratischen Sektors Berlins für die Beteiligung Westberlins am Interzonenhandel und an den Aufträgen der Oststaaten annimmt. Zur Politik des Westberliner Bürgermeisters Schreiber, der in einem Brief Adenauer für die Pariser Remilitarisierungsbeschlüsse dankte, sagte Baum: „Die jungen Wähler, die zum erstenmal zur Wahl gehen, müßten 70 Jahre alt werden, bis Berlin nach den Pariser Vereinbarungen frei von Besatzungstruppen würde. Wer sich dafür bedankt, wird Westberlin nie aus der Sackgasse herausführen können.“

BHE-Kandidat in die DDR übergetreten

Der Gemeinderatskandidat der Flüchtlingspartei (BHE) Günther Sacher ist aus Westberlin in die DDR übergetreten. Er habe vom goldenen Westen genug, sagte er. In der DDR gebe es nicht nur das Wort sozial, sondern auch die soziale Tat.

Arbeiterblock für gesamtdeutsche Wahlen

Ulbricht: SED zu Zusammenarbeit mit SPD bereit

(Von unserem nach der DDR entsandten Redakteur Franz Koln)

Berlin. — Bei gesamtdeutschen freien Wahlen können die friedliebenden und demokratischen Kräfte den Sieg erringen, wenn sich die Vertreter der Arbeiterorganisationen ganz Deutschlands verständigen und einen Arbeiterblock gegen den Block der Militaristen bilden, sagte Walter Ulbricht auf einer Tagung des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

Im Namen der Partei betonte er: Wir waren immer bereit, mit der SPD für die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands als friedliebenden demokratischen Staat und gegen die Remilitarisierung zusammenzuarbeiten. Wenn sich der Parteivorstand der Sozialdemokratie dazu bereit erklärt, sind wir auch jetzt gewillt, mit ihm zusammenzuarbeiten, im Interesse der Arbeiterklasse und der ganzen Nation.

Gegen den Willen der Arbeiterklasse und ohne Hilfe der Sozialdemokratie kann die Bourgeoisie die Remilitarisierung nicht durchführen.

Die SED ist der Ansicht, daß weder die Wahlordnung Westdeutschlands noch die

Wahlordnung der DDR für gesamtdeutsche Wahlen gelten soll, sondern die Wahlordnung zwischen beiden Seiten vereinbart werden muß. Schon daraus folgt, daß nicht der eine Teil dem anderen seine Meinung diktieren kann. Die DDR hat stets erklärt, daß bei der Vereinbarung die Wahlordnung der Weimarer Republik berücksichtigt werden sollte.

Walter Ulbricht versicherte, daß die DDR der westdeutschen Jugend im Kampf gegen die Remilitarisierung helfen wird. Sie wird allen Gegnern der Remilitarisierung und den Wehrdienstverweigerern, die in die DDR kommen wollen, um friedlicher Arbeit nachzugehen, die Möglichkeit dazu geben.

Die Bonner Regierung irre sich, wenn sie glaube, nach einer Ratifizierung der Pariser Remilitarisierungsbeschlüsse bei Verhandlungen mehr herausholen zu können. Kompromisse sind nur zur Erhaltung und Sicherung des Friedens möglich, Zugeständnisse an aggressive Militaristen sind unmöglich.

NEUE ZEITUNG, Dienstag, 16. November 1954

Was die Rüstung den Arbeitern Westdeutschlands kosten würde

(Bericht unseres nach Berlin entsandten Redakteurs Franz Kain)

Wien. — Als der westdeutsche Gewerkschaftskongress in Frankfurt scharf gegen die Wiederaufrüstung Westdeutschlands Stellung nahm, überschritt er nicht „seine Kompetenzen“, wie die Bonner reaktionären Scharfmacher behaupten. Die Gewerkschafter ließen sich im Gegenteil von der Erkenntnis leiten, daß die Lasten der Aufrüstung in erster Linie von den arbeitenden Menschen getragen werden müßten.

Von Fachleuten wurde immer geschätzt, die Wiederaufrüstung würde mindestens 60 Milliarden Mark kosten.

Nur die Baukosten für Kasernen, Flugplätze und strategische Straßen sind so hoch, daß auf jeden von den 500 000 Soldaten des neuen Heeres ein Betrag von 8000 Mark entfällt, das ist mehr, als zwei Facharbeiter im ganzen Jahr verdienen.

Die Ausrüstungskosten belaufen sich auf 13.000 bis 14.000 Mark pro Mann. Das ist aber nur der Anfang. An laufenden Kosten rechnet man in Bonner Fachkreisen mit einer jährlichen Summe von 10.000 Mark pro Mann.

Ein Bombengeschäft für Amerika

Die Ausrüstung mit schweren Waffen wollen vorerst die Amerikaner „übernehmen“. Dies ist ein fettes Geschäft. Ein schwerer Pattonpanzer würde Westdeutschland 1,1 Millionen Mark kosten, ein Düsenjäger 1,3 Millionen und für jeden schweren Granatwerfer müßten 3000 Mark an Amerika bezahlt werden.

Schon jetzt verschlingen die Besatzungskosten in Westdeutschland Riesensummen. Jeden Monat zahlt der westdeutsche Steuerzahler 600 Millionen Mark für diese Zwecke. Diese Summe wird nicht nach den Pariser Abmachungen bis Juli 1955 nicht oder nur geringfügig verändern. Aber sogar bis zum Juli 1958 wird Westdeutschland noch hohe Summen an „Stationierungskosten“ für fremde Truppen zahlen müssen und dazu oben die Kosten der eigenen Aufrüstung.

Angesichts dieser Lage nimmt niemand in Westdeutschland die Beteuerungen des Bonner Finanzministers Schäffer ernst, die Aufrüstung würde sich auf das Leben der Bevölkerung nicht auswirken. Daß selbst Schäffer nicht daran glaubt, geht daraus hervor, daß er bereits von einer geplanten „Ergänzungsabgabe“ zur Einkommensteuer spricht. Diese „Ergänzungsabgabe“ wäre nichts anderes als eine Wehrsteuer. Interessant ist, daß auch die Westberliner diese Steuer zahlen sollen, obwohl Westberlin, da es völkerrechtlich nicht zur Bonner Bundesrepublik gehört, vom Militärdienst befreit sein soll.

Das erste Opfer: der Wohnbau

Fachleute sind sich einig, daß zunächst der Wohnbau stark eingeschränkt würde, wenn die Aufrüstung anlaufen sollte. Dabei teilte gerade dieser Tage der Wiederaufbauminister von Nordrhein-Westfalen Weyer mit, daß

allein in diesem Bundesland noch 100.000 Menschen in Bunkern und anderen Blindenquartieren hausen. Er habe auf einer Besichtigungsfahrt festgestellt, daß in solchen Bunkerlöchern bis zu stohen Personen in einem Raum zusammengedrängt sind.

Die der SPD nahestehende „Mittelbayrische Zeitung“ zieht aus all dem die Schlußfolgerung: „Von einer gesunden Neuordnung der sozialen Verhältnisse kann nach dem Anlaufen der Aufrüstung keine Rede mehr sein. Sie werde genau das Geld verschlingen, das aus Westdeutschland einen Staat machen könnte, in dem niemand zu hungern oder zu frieren braucht. Und das „Hamburger Echo“ (SPD) bemerkt: „Unter den heute gegebenen Verhältnissen muß die vorgesehene westdeutsche Wiederaufrüstung in ihrem Umfang und in ihrem Tempo die Sprünge in unserem Sozial- und Wirtschaftsgefüge zu unüberbrückbaren Klüften erweitern.“

NEUE ZEIT, Montag, 22. November 1954

Täglich 20.000 Interzonenreisen in Deutschland

(Bericht unseres nach Berlin entsandten Redakteurs Franz Klein)

Berlin. — Jeden Tag reisen etwa zehntausend Personen von Ost- nach Westdeutschland und ebenso viele aus dem Westen nach der DDR.

In diesem Jahr haben etwa drei Millionen Deutsche aus dem Osten die Bundesrepublik besucht und ungefähr die gleiche Anzahl kam aus dem Westen in die DDR.

Der Reiseverkehr zwischen beiden Teilen Deutschlands ist innerhalb des letzten Jahres sprunghaft angestiegen. Im Juli 1953 zählte man 97.000 Interzonenreisende. Im Juli 1954 hat sich die Zahl auf mehr als eine halbe Million mehr als verfünffacht. Im August dieses Jahres besuchten 350.000 Westdeutsche die DDR und 400.000 Bürger der DDR die Bundesrepublik.

Eine große Bedeutung haben die Delegationen, die ausgetauscht werden. In den ersten acht Monaten dieses Jahres haben 22.000 westdeutsche Arbeiter in Delegationen die DDR besucht, außerdem 38 westdeutsche Frauen- und 26 Bauerndelegationen.

Vor kurzem trafen 160 westdeutsche SPD-Mitglieder und -Funktionäre in Leip-

zig mit dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Walter Ulbricht zusammen, um über Maßnahmen im gemeinsamen Kampf um die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands zu beraten.

In diesem Sommer verbrachten auch mehr als 20.000 westdeutsche Kinder in der DDR ihre Ferien.

Grotewohl: Die Tür ist noch offen

(Von unserem nach der DDR entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Die Moskauer Konferenz hat keine Tür zu weiteren Verhandlungen zugeschlagen, sie hat die Möglichkeit offengelassen, daß ein friedliebendes Deutschland, entsprechend seinen Leistungen, wieder zu einer Großmacht werden kann, erklärte Ministerpräsident Otto Grotewohl auf einer Pressekonferenz über die Moskauer Verhandlungen.

Grotewohl warnte aber zugleich vor einer Fortsetzung der „Politik der Stärke“. Er sagte: „Wenn die Stimme der Einsicht überhört und die Hand der Verständigung immer wieder zurückgewiesen und die Politik durchgeführt wird, die zur Gefährdung des Friedens führt und Westdeutschland zum Aggressionsherd macht, dann sind wir gezwungen, unsererseits Sicherheitsmaßnahmen zu treffen. Wir können es nicht zulassen, daß an der Grenze der DDR eine sogenannte „Europäische Armee“ steht, die jeden Tag und jede Stunde unsere wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Errungenschaften bedrohen kann.“

Grotewohl verwies auf die Erklärung des Vertreters der chinesischen Volksrepublik in Moskau, daß seine Regierung entschlossen ist, die Grundsätze des chinesisch-sowjetischen Beistandspaktes auch dann als gültig zu betrachten, wenn die Sowjetunion in europäischen Fragen gezwungen sein sollte, sich auf die Hilfe ihrer Freunde zu berufen.

Ein westlicher Korrespondent fragte, was Grotewohl zum Argument Adenauers sage, „daß Rußland sich immer den Tatsachen anpassen“ werde, also auch einer Remilitarisierung.

Grotewohl erwiderte: „Die Moskauer Konferenz ist gerade die Antwort auf diese Gedankengänge. Sie zeigt deutlich, daß es ein Trugschluß ist, wenn man glaubt, die Sowjetunion werde sich vor allen Tatsachen beugen.“

Zur Behauptung der Westmächte, die DDR sei ohnehin schon aufgerüstet und eine Wiederaufrüstung Westdeutschlands würde nichts ändern, sagte Grotewohl: „Jeder, die die Verhältnisse kennt, weiß, daß das eine Lüge ist. Bisher gibt es in der DDR keine Armee. Immer wieder haben wir der Bonner Regierung vorgeschlagen, sich mit uns zusammenzusetzen und eine Vereinbarung über die Stärke, Standort und Bewaffnung aller Arten der Polizei sowohl in West- als auch in Ostdeutschland zu treffen.“

Bonn verlangt wirtschaftliche Vormachtstellung in Österreich

(Von unserem nach der DDR entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Wie vorauszusehen war, haben Bonner Politiker sofort die Tatsache ausgenützt, daß von österreichischer Regierungssseite die von Adenauer angemeldeten wirtschaftlichen Ansprüche un widersprochen blieben. In Bonn erklärt man nunmehr,

daß die Auslieferung des sogenannten deutschen Eigentums an Westdeutschland und der Verzicht Österreichs auf seine Forderungen gegenüber Westdeutschland den entscheidenden Inhalt aller weiteren Verhandlungen bilden müssen.

Es ist charakteristisch, daß die Bonner Politiker dabei auch Anspruch auf das deutsche Eigentum in Österreich erheben, das aus der östlichen Hälfte Deutschlands stammt, auf den bekanntlich Grotewohl namens der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik in seiner Erklärung vor der Volkskammer verzichtet hat.

Um eine für sie psychologisch günstige Ausgangsposition für Verhandlungen zu schaffen, haben die westdeutschen Presseorgane mit neuen Angriffen auf Österreich eingesetzt. Die Erklärung der österreichischen Regierung, wonach sie von der Bundesrepublik die Null- und Nichtigerklärung des Anschluß-

gesetzes von 1938 verlangt (eine Selbstverständlichkeit, die viel entschiedener und eindeutiger von Ministerpräsident Grotewohl festgestellt wurde!), wird beispielsweise von der „Stuttgarter Zeitung“ als „merkwürdig“ bezeichnet. Das Blatt schreibt, man dürfe sich angesichts des österreichischen Kommuniqués nicht wundern, wenn in Bonn der Eindruck entstehe, daß Wien Schwierigkeiten mache (!). Die „Frankfurter Allgemeine“ behauptet, daß das österreichische Kommuniqué „wegen seines Tones verblüfft und peinliches Aufsehen erregt habe“.

In diesem Zusammenhang ist interessant, daß die „Süddeutsche Zeitung“ am Mittwoch einen Artikel ihres Mitherausgebers Franz Josef Schöningh in der Zeitschrift „Forum“ abdruckt, in dem der westdeutsche Publizist

an Stelle des Anschlusses „eine echte europäische Verbrüderung“ fordert, welche den alten Reichsgedanken in sich aufnimmt.

Deutlicher hat es noch niemand ausgesprochen, was hinter dem Europagerede steckt. Der alte Reichsgedanke, des Großdeutschland, ist also ein wesentlicher Bestandteil dieser „europäischen Verbrüderung“.

NEUE ZEIT: Samstag/Sonntag, 11./12. Dezember 1954

FRANZ KAINI

In der Blumenstadt Thüringens

ERFURT, DIE KATHOLISCHE METROPOLE DER DDR

Erfurt ist eine der wenigen Städte der DDR, die einzige größere, die nicht durch Bomben zerstört oder schwer beschädigt wurde. Die Stadt kennt nicht die Lücken in den Häuserfronten und die großen neuen Plätze, wie man ihnen in Berlin, Leipzig oder gar Dresden auf Schritt und Tritt begegnet, sie macht einen geschlossenen Eindruck. So scheint es wenigstens dem Fremden, denn immerhin fielen auch hier den Bomben wertvolle Baudenkmäler zum Opfer, so die evangelische Thomaskirche, die Kirche des Barfüßerordens und das Augustinerkloster, in dem Martin Luther zum Priester geweiht wurde.

Eine reiche Vergangenheit

Die Stadt Erfurt zählte schon im Mittelalter 15.000 Einwohner, zu einer Zeit, als Leipzig erst tausend Einwohner hatte und die Bischofsstadt Köln zehntausend. Erfurt war als Mittelpunkt des Wald-Handels im ganzen damaligen Europa bekannt und dieser Wirtschaftszweig hat die thüringische Stadt groß und reich gemacht. Wald ist eine Pflanze, aus der, da durch das Vordringen der Türken der Landweg nach Indien abgeschnitten war und kein Indigo nach Europa kam, der begehrte blaue Farbstoff gewonnen wurde. Die Chroniken berichten, daß die Erfurter Bürger mit dem Waldhandel jährlich zwei Tonnas Gold verdienten. Die prächtigen Patrizierhäuser und viele Kirchen stammen aus dieser Zeit. Wie viele solcher Baudenkmäler die Stadt hat, erkennt man an den roten Hausnummern, die anzeigen, daß das betreffende Gebäude unter Denkmalschutz steht. Es gibt einige gänzlich „rote“ Straßenzüge. Sogar die alten Höfe mit den unvermeidlichen Wald-Speicherhäusern sind architektonisch großzügig gestaltet und die Einfahrten reich verziert. Ein bauliches Kuriosum ist die Krämerbrücke. Hier wurde eine ganze Häuserzeile auf eine regelrechte Brücke gebaut. Durch fünf Bogen fließen hier die Arme der Gera unter den Häusern durch.

1392 gründeten die Erfurter Bürger die Universität, die lange Zeit zu den berühmtesten ganz Deutschlands zählte. Es ist bezeichnend, daß eine der ersten Maßnahmen der preussischen Herrschaft, die mit den Freiheitskriegen einsetzte, die Schließung der Universität war und die Umwandlung der Peterskirche auf dem Petersberg in ein Militärmagazin.

In einer schmalen Gasse, die zum Augustinerkloster führt, liegt durch einen Hof von der Gasse getrennt, ein Haus, das sich „Engelsburg“ nennt. Von hier gingen die berühmten „Drinkel-männerbriefe“ aus, in denen streifbare Humanisten den klerikalen Obskurantismus scharf angriffen und ihn der Lächerlichkeit preisgaben.

Das herrlichste Bauwerk Erfurts ist der Dom. Eigentlich eine Doppelkirche — Dom und Severikirche —, beherrscht dieses gotische und zum Teil noch romanische Bauwerk die ganze Stadt. Der Bau stammt aus dem 13. Jahrhundert, und mit seinen sechs Türmen ist er schon von weitem als das Wahrzeichen Erfurts zu sehen. Unter dem Dom, der auf einer Anhöhe erbaut ist, breitet sich ein großer Platz aus. Hier wird heute wie vor siebenhundert Jahren der Markt abgehalten. Die Stände biegen sich unter den Bergen des köstlichen Rosenkohls und der Duft der Thüringer Rostbratwürste liegt in der Luft. Über allem Gewimmel thront der Dom, zu dem dreißig Meter breite Stufen hinaufführen. An

der Außenseite des Doms ist eine kleine steinerne Kanzel zu sehen, von hier aus hat der berühmte Ablaßprediger Tetzel zu den Erfurtern gesprochen. Aber der große Platz hat auch Kundgebungen anderer Art gesehen, so die berühmte nach dem Erfurter Parteitag, als die deutschen Sozialdemokraten zeigten, daß die Sozialistengesetze die Bewegung der Arbeiter nicht aufzuhalten vermochten.

Regierung unterstützt das kirchliche Leben

Das Leben in Erfurt ist die beste Widerlegung des Gerüdes von der „religionsfeindlichen“ Hal-

sche Weibsbischöf der DDR, Dr. Freusberg, der erst vor wenigen Jahren vom Bischof von Fulda in sein Amt eingeführt wurde.

In diesem Jahr ist auch das vor mehr als hundert Jahren unterbrochene Universitätsleben wieder zu neuem Leben erwacht. Eine medizinische Akademie wurde errichtet, die mit fünfzig Hörern ihre Arbeit aufnahm. Im neuen Jahr wird die Zahl bereits auf 250 erhöht werden können. Wissenschaftler aus Ost- und Westdeutschland wurden als Professoren an die neue Universität berufen. Ein pädagogisches Institut bildet jährlich hundert Lehrer und Erzieher aus, und im nächsten Jahr wird in Erfurt auch eine höhere

entwickelt. Sie hat in China große Anerkennung gefunden, und die Fachleute sind der Meinung, daß mit der Herstellung dieser Maschine ein Gebiet beschränkt wurde, das wirtschaftlich ungenutzte Möglichkeiten und eine große Zukunft hat.

Wer von Erfurt berichtet, ohne von „Turbine Erfurt“ zu erzählen, würde von der Bevölkerung nicht voll genommen werden. „Turbine Erfurt“ ist nämlich der Fußballmeister der DDR, und wenn die Mannschaft im Dimitroff-Stadion spielt, bleibt keiner der 50.000 Plätze leer.

Erfurt liegt in der DDR

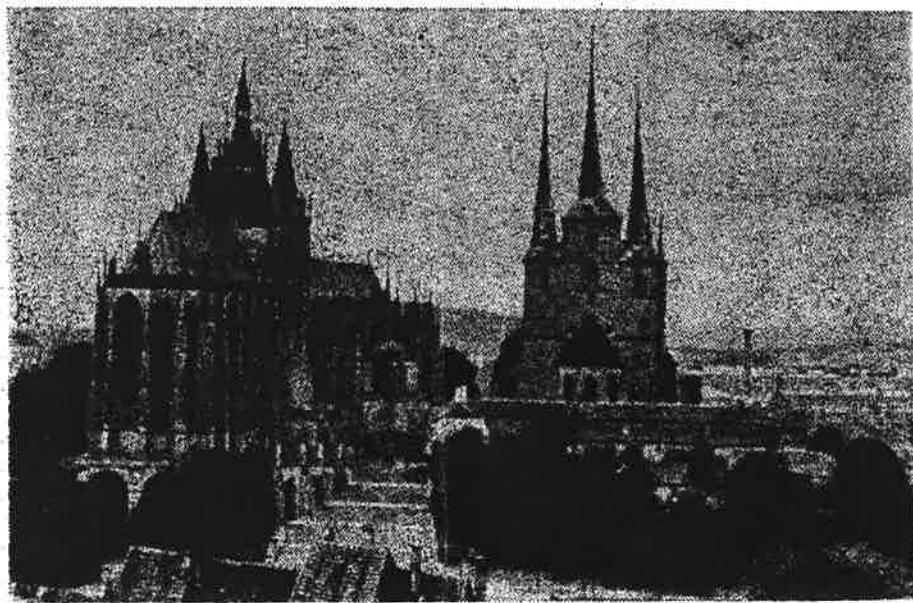
Die wunderbaren Giebel an den alten Häusern sind im hessischen Fulda drüben dieselben, und doch ist Erfurt eine andere Stadt, weil sie im anderen, im neuen Deutschland liegt.

Im damaligen preussischen Militärmagazin neben die Nazis eines ihrer ersten Schutzhaftlager eingerichtet. Zuerst sperrten sie die Kommunisten ein und dann folgten die Sozialdemokraten. „Denn wir haben sie zusammenhalten gelernt“, erzählte mir ein ehemaliger Sozialdemokrat, „und uns fest vorgenommen, gemeinsam einmal eine neue Richtung einzuschlagen.“ Diese neue Richtung war für die einfachen Leute gut. Man sieht in Erfurt große Kulturhäuser der Arbeiter, Polikliniken und viele Kindergärten und -Tagesstätten. Einen aufdringlichen Luxus kennt Erfurt nicht, vor allem aber kennt es keine Blinderquartiere und keine Menschenklagen vor den Arbeitsämtern. Am Rande der Stadt wachsen neue Wohnhäuser der Arbeiterwohnbaugenossenschaften empor. Die Handwerker haben Aufträge wie nie zuvor und die Geschäfte sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend voll. Mit Stolz berichten die Erfurter davon, daß das grobe städtische Kaufhaus am Tage seiner Eröffnung einen Umsatz von einer Million Mark hatte.

Erfurt ist auch eine fröhliche Stadt. Es geht lustig zu in den mit dunklem Holz getäfelten Wirtsstuben und in den Tanzgaststätten. Hier sitzt der Volkspolizist neben dem Arbeiter und der Handwerker und Bauer neben dem Wissenschaftler und jeder fühlt sich im gleichen Maße zuhause.

Auf dem Wege zum Bahnhof unterhielt ich mich mit einem Eisenbahner, der gerade Wagnachtseinkäufe gemacht hatte. Er beklagte sich, daß die Schuhe noch immer zu teuer seien. „Und trotzdem“, fügte er hinzu, „wenn wir einige Jahre zurückdenken, dann spüren wir, daß wir jetzt schon über dem Berg sind. Wenn es nur auf uns ankäme, dann bräuchten wir um den morgigen Tag keine Sorgen haben.“

Vor dem Bahnhof sind zwei große Fichten aufgestellt, und am Abend strahlen sie in festlichem Glanz. Unter diesen weihnachtlichen Blumen verabschiedete sich der Eisenbahner von mir. „Sie sollen uns nur in Ruhe lassen“, sagte er, „sie sollen genau so arbeiten wie wir und nicht Soldatenspielen, dann stimmt die Rechnung schon!“ Dabei deutete er mit der Hand in die Richtung der Zonengrenze, die gleich hinter der Wartburg bei Eisenach liegt. Was dort drüben geschieht, das ist die wirkliche Sorge der Erfurter.



tung der Regierung der DDR. Die evangelische Kirche konnte mit staatlicher Unterstützung die Thomaskirche wieder aufbauen, das Augustinerkloster wird eben wiederhergestellt und die Zelle, die Martin Luther bewohnt hat, ist bereits wieder zugänglich. Die Augustinerkirche, in der auch der Ankläger von Johannes Hus vor dem Konzil zu Konstanz, Johannes Zacharias, begraben liegt, steht unter der besonderen Fürsorge der staatlichen Stellen. Hier finden auch regelmäßig Orgelkonzerte statt, und vor kurzem wurde das Requiem von Mozart gespielt. Die Regierung hat die von den Nazis niedergebrannte Synagoge wiederaufgebaut. In Erfurt wurde schließlich auch mit Unterstützung der Regierung ein katholisches Priesterseminar errichtet, es ist das einzige in der DDR, und jetzt wird für diese Anstalt ein neues Haus errichtet. Das evangelische Priesterseminar ist in dem schon wiederaufgebauten Teil des Augustinerklosters untergebracht.

Erfurt stand zur Zeit der Reformation unter der Verwaltung der Kurfürsten von Mainz, und nach dem Grundsatz: „Wessen Land, dessen Religion“ ist hier mitten im evangelischen Land ein starker katholischer Stützpunkt erhalten geblieben. In Erfurt amtiert auch der einzige katholi-

fachschule der Reichsbahn eröffnet werden. Auch die Errichtung einer Sporthochschule ist geplant, die Zahl der Oberschulen ist größer als vor dem Krieg.

Seit Jahrzehnten hat Erfurt den Beinamen „Blumenstadt“. Treffender wäre allerdings der Ausdruck „Seidenstadt“ gewesen, denn in der Stadt befindet sich die Zentrale der Deutschen Seatzuchtgesellschaft. In den Schaufenstern sieht man die Ergebnisse des Fleißes der Blumenzüchter, und die vielen Kinderspielfläche sind im Sommer von herrlichen Gärten eingefaßt. Aber auch die Gemüsewirtschaft steht in hoher Blüte, und Karfiolesamen geht von hier aus in alle Genden.

Chinesische Schreibmaschinen aus Erfurt

Der größere Teil der Bevölkerung — Erfurt hat 200.000 Einwohner — lebt natürlich von der Industrie. Die bekanntesten Fabriken sind das Funkwerk und die Optima-Werke. Das Funkwerk erzeugt Radioröhren und Fernsehapparate, die Optima-Werke sind Nachfolger der Olympia-Büromaschinenwerke. Erst vor kurzem wurde in dieser Fabrik eine chinesische Schreibmaschine

Die DDR zuversichtlich ins neue Jahr

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. Am Stephanstag hat es in Berlin zu schneien begonnen. Die Straßen und Plätze wimmelten von fröhlichen Menschen. Die Feiertage standen ganz im Zeichen des Schenkens und der Freude. In der Weihnachtswoche herrschte in den Geschäften ein Leben, das alles Bisherige in den Schatten stellte. Das große Kaufhaus auf dem Alexanderplatz zählte an einem einzigen Tag 25.000 Besucher. Die Umsätze der Geschäfte lagen in Berlin und in den Städten der Republik um durchschnittlich 30 Prozent über denen des Vorjahres. Dabei ist diesmal besonders aufgefallen, daß die größte Nachfrage nach teuren Waren herrschte. In Berlin wurden um 300 Prozent mehr Nähmaschinen gekauft als vorige Weihnachten, und Uhren und Schmuck um 105 Prozent mehr. Im Haus der Stoffe wurden im Weihnachtsmonat 7000 Meter Chinaseide verkauft, gegen 3000 Meter im November. In einer einzigen Berliner Straße, in der Stalinallee, wurden in der Weihnachtswoche 39 Tonnen Gänse, 7,8 Tonnen Enten, 5,5 Tonnen Truthähne und 2,5 Tonnen Hühner verkauft.

Das abgelaufene Jahr hat der DDR auf allen Gebieten große Erfolge gebracht. Neue Fabriken sind entstanden, die Erschließung neuer großer Braunkohlenvorkommen im Revier Senftenberg wurde großzügig in Angriff genommen und das

große Energie-Bauprogramm ist ange-
laufen. Die großen Leistungen in der Pro-
duktion haben es der Regierung ermög-
licht, im Herbst eine neue große Preis-
senkung durchzuführen, die sechzehnte
seit 1949. Allein in den letzten vier Mo-
naten des Jahres hat die Bevölkerung
durch die Preissenkung sechshundert
Millionen Mark gespart.

Das abgelaufene Jahr war das vierte
des Fünfjahresplanes. Auf vielen Gebieten
wurden die Ziele des fünften Jahres be-
reits erreicht und überschritten. Der
Außenhandel hat eine große Steigerung
erfahren und die Leipziger Messe ist ge-
rade in diesem Jahr zu einem internatio-
nalen Treffpunkt ersten Ranges geworden.

Der planmäßige wirtschaftliche Fort-
schritt in der DDR läßt den Arbeiter- und
Bauernstaat immer mehr zu einem Vor-
bild für ganz Deutschland werden. Die
westdeutschen Arbeiter verfolgen auf-
merksam das Leben in der DDR. Tausen-
den Menschen aus Westdeutschland wur-
den in der DDR Wohnungen und Arbeits-
plätze zur Verfügung gestellt. In diesem
Jahr sind etwa 85.000 Menschen aus
Westdeutschland in die DDR übergesie-
delt. Die Hälfte davon sind Rückwande-
rer, die tief enttäuscht über die Zustände
in Westdeutschland wieder in ihre Hei-
mat zurückkehrten.

Das innerdeutsche Gespräch hat auf vie-
len Gebieten im Gange und wird nicht

mehr verstummen. Der evangelische Kir-
chentag in Leipzig und die Leipziger
Messe waren großartige Manifestationen
des Einheitswillens der Bevölkerung, und
die vielen Diskussionen auf kulturellem
Gebiet waren nicht erfolglos. Der Inter-
zonenverkehr hat gerade um Weihnach-
ten Rekordzahlen erreicht. In wenigen
Tagen sind hunderttausend Personen nach
Westdeutschland gefahren und ebenso
viele kamen in die DDR zu Besuch.

Die DDR steht im neuen Jahr vor
neuen großen Aufgaben. Der Entwurf des
neuen Fünfjahresplanes wird zur Diskus-
sion gestellt werden, dessen wichtigste
Punkte die weitere Steigerung des Bau-
wesens und die Höherentwicklung der
Landwirtschaft sind. Die DDR wird auch
in diesem Jahr die Politik des Friedens
und der Wiedervereinigung fortsetzen.
Sie wird sich mit der Wiederaufrichtung
des Militarismus in Westdeutschland nicht
abfinden. Wenn in Westdeutschland eine
aggressive Armee aufgestellt wird, dann
wird die DDR dazu übergehen müssen,
die Errungenschaften der Arbeiter und
Bauern zu schützen. Aber auch in einem
solchen Fall wird das Aufbauwerk fortge-
setzt werden. Der stellvertretende Mini-
sterpräsident Walter Ulbricht hat vor kur-
zem auf einer Pressekonferenz erklärt:
„Die Kraft unseres Staates und die Kraft
der Werktätigen reichen aus, sowohl die
Aufgaben des Aufbaus, die Aufgaben der
weiteren Entwicklung der Produktion und
der Verbesserung der Lage der Bevölke-
rung als auch die notwendigen Siche-
rungsmaßnahmen durchzuführen.“

NEUE ZEITUNG, Freitag, 7. Januar 1955

Ostberlin sperrt Westberliner Schieber aus

(Telephonischer Bericht aus Berlin von unserem Redakteur Franz Kain)

Seit Wethochten ist im demokratischen Sektor Berlins eine Verordnung in Kraft, durch die es Westberlinern unmöglich gemacht wird, weiter in Ostberliner Gaststätten ein billiges Schlemmerleben zu führen. Wer etwas bestellt, muß einen Personalausweis zeigen und Westberliner müssen in Westmark bezahlen.

Die Bevölkerung Ostberlins war schon lange darüber erbost, daß sie kaum in ihren Gaststätten Platz finden konnte, weil diese Tag und Nacht von Westberlinern überfüllt waren, die in den illegalen Wechselstuben in Westberlin Westmark zum Scheinverkauf 1:5 in Ostmark umtauschten und dann im demokratischen Sektor um vier Fünftel billiger einkaufen konnten als daheim. Es bildeten sich ganze Ränge von Westberliner Schiebern und Spekulanten, die wertvollste Waren in Ostberlin um einen Pappenstiel einkauften und deren phantastisch vor-

Die neue Verordnung hat nun den Westberliner Schiebern ihre Schlemmereien im Osten Berlins gründlich versalzen. Sie können auf reguläre Weise ihr ergaunertes Geld nicht mehr loswerden, und außerdem ist jetzt die ganze Bevölkerung des demokratischen Sektors gegen sie mobilisiert. Die Maßnahme hat bei den Ostberlinern große Genugtuung ausgelöst, weil jetzt wieder die Menschen ihre Lokale besuchen können, die sie selbst in harter Arbeit erraut haben,

und nach des Tages Arbeit ein Recht darauf haben, sich zu erholen und zu entspannen.

Noch kann verhandelt werden

Berlin. — Die Grundlage für die Wiedervereinigung Deutschlands muß die Durchführung gesamtdeutscher, freier, demokratischer Wahlen sein, und zu Verhandlungen über die Wiedervereinigung sei es noch nicht zu spät, erklärte der Präsident der Volkskammer Dr. Dieckmann Mittwoch in der Sitzung des Parlaments der DDR. „Noch in diesem Jahr kann es solche Wahlen geben, wenn auf die Durchführung der Pariser Verträge verzichtet wird.“

Dieckmann berichtete der Volkskammer über die Ende Dezember in Prag durchgeführte Konferenz von Vertretern der Parlamente Polens, der CSR und der DDR. Die Vertreter der drei Staaten — sagte er — haben sofort eine gemeinsame Sprache gefunden. Der neue deutsche Militarismus stellt eine große Gefahr für alle drei Staaten dar. Es ist daher nur natürlich, daß die drei Staaten gemeinsame Anstrengungen zur Abwehr der Gefahr unternehmen.

Ein Zusammentreffen von Churchill und Eisenhower in London im nächsten Monat sagte der konservative Londoner Zeitung „Evening News“ voraus.

NEUE ZEITUNG, Freitag 14. Januar 1955

Einzelpreis 90 Gr.

Ausgabe für Oberösterreich

Neue Zeit

UND Salzburger Tagblatt

Bezugsgebühr monatl. bei Abholung S 16.50, durch Boten und Post S 17.50. — Erscheint täglich am Morgen außer Sonntag.

11. Jahrg.

Montag, 24. Jänner 1955

Nr. 18

Ein Schlag gegen die Remilitarisierung

Der Millionenstreik in Westdeutschland - Machtvolle Kampfansage an die Rüstungsmagnaten

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Fast eine Million Arbeiter und Angestellte der Berg- und Hüttenwerke Westdeutschlands haben Samstag, dem Aufruf des Gewerkschaftsbundes folgend, zum Protest gegen die Scharfmachermethoden der Rüstungsindustriellen einen 24stündigen Streik durchgeführt.

Vor den Zechen und Hüttenwerken zogen in den frühen Morgenstunden Streikposten auf. Im Ruhrgebiet sah man überall Losungen: „Mit dem DGB (Gewerkschaftsbund) für die Wiedervereinigung“ — „Mit dem DGB gegen die Remilitarisierung“ und „Mehr Butter statt Kanonen, mehr Lohn statt Divisionen“. Sozialdemokraten, Kommunisten und christliche Arbeiter standen gemeinsam Streikposten. Unter den Streikposten, die vor Betrieben in Dortmund standen, befand sich auch der sozialdemokratische Oberbürgermeister.

Allein in dieser Stadt der Hütten und Schächte waren 58.500 Arbeiter der Dortmunder Bergbau AG und der im Besitz des Bonner Staates befindlichen Harpener Bergbau AG im Ausstand. Den Streikleitungen, die auf Zechen und Hütten gewählt wurden, gehörten Sozialdemokraten, Kommunisten, christliche und parteilose Arbeiter an.

Der Streik wurde — von einer einzigen Ausnahme, der Bergwerksgesellschaft Hannover-Hannibal in Bochum abgesehen — geschlossen geführt. Die Arbeiter ließen sich durch die provokatorische „Warnung“ des Bonner Kabinetts am Vorabend des Streiks nicht von der Verwirklichung ihres Beschlusses abbringen. In den Betrieben der Ruhr hingen Samstag früh noch unbeachtet die Anschläge des Unternehmerverbandes, in denen die Arbeiter aufgefordert worden waren, den Streikbeschuß nicht zu befolgen. Der Vorstand der Bergarbeitergewerkschaft bezeichnete die „Warnung“ der Bonner Regierung als Herausforderung. Die Geduld der Gewerkschaft sei jetzt erschöpft.

Die tieferen Ursachen des Streiks

Der stellvertretende Vorsitzende des Gewerkschaftsbundes Reuter trat der Darstellung entschieden entgegen, daß der Streik sich bloß gegen die Äußerungen Reuschs richtet. Die tieferen Ursachen des Streiks, sagte er, liegen darin, daß die Bundesrepublik zur Zeit einen Weg „zum Industrie feudalismus und zur Alleinherrschaft der Unternehmer“ geht. Die Arbeiter werden sich eine solche Entwicklung nicht gefallen lassen.

Der Streik ist ein großer Erfolg, und die Gegenseite sollte daran denken, erklärte der Vorsitzende der Bergarbeitergewerkschaft in Dortmund Hoffmann zum Verlauf der Aktion. Dieser Erfolg ist um so „bedeutungsvoller, als wir Schachtanlagen in Dortmund haben, die bis zu 90 Prozent mit neuen Bergleuten belegt sind, die aus industriearmen Gegenden kommen. Der Streik war ein guter Auftakt. Man muß damit rechnen, daß in nächster Zeit noch mehr passieren kann“.

Der Proteststreik wurde gestern um 6 Uhr früh nach 24stündiger Dauer in voller Disziplin wieder beendet.

DDR-Arbeiter solidarisch

In der DDR ist eine große Solidaritätsaktion für die westdeutschen

Berg- und Hüttenarbeiter angelaufen. In zahllosen Betrieben der DDR werden Spenden gesammelt, um den westdeutschen Kollegen ihren Lohnausfall zu vergüten.

Der Vorsitzende des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes der DDR, Herbert Warnke, sagte in einer Radiorede, die Stunde des gemeinsamen Handelns der deutschen Arbeiter und Angestellten sei gekommen. Indem die westdeutschen Berg-

und Hüttenarbeiter ihr Mitbestimmungsrecht gegen den frechen Anschlag des Wehrwirtschaftsführer Reusch und der übrigen Monopolisten verteidigen, führten sie einen wirksamen Schlag gegen die Remilitarisierung. Denn wenn Reusch und die anderen Rüstungsmilliardäre gerade jetzt ihren Herr-im-Haus-Standpunkt durchsetzen wollen, dann deshalb, um den Widerstand gegen Remilitarisierung und Rüstung zu brechen, um die Arbeiter noch brutaler auszubeuten.

Das größte Luftmassaker des zweiten Weltkrieges

Vor zehn Jahren ging Dresden in Feuer und Trümmern unter

(Von unserem in der DDR weilenden Redakteur Franz Kain)

Dresden. — „Wer das Weinen verlernt hat, der lernt es wieder beim Untergang Dresdens“, schrieb der greise Gerhart Hauptmann vor zehn Jahren, nachdem er selber nur um ein Haar dem Tod in den brennenden Straßen der Elbestadt entgangen war. Etwas von der bitteren Wehmut dieser Worte empfindet man noch heute, wenn man Dresden besucht. Kilometerweit dehnen sich nackte Plätze aus, streckenweise fahren die Straßenbahnen durch eine Wüste. Diese leeren Flächen waren einmal die Innenstadt Dresdens mit ihren kostbaren Kunstschätzen, die der Stadt den Namen Elbflorenz gegeben haben.

Ein schwarzer Faschingdienstag

Am Faschingdienstag 1945, es war der 13. Februar, brach in den Abendstunden die Hölle über Dresden herein. In drei Wellen griffen etwa 2000 amerikanische und englische Bomber die Stadt an. Schon nach dem ersten Angriff war eine Fläche von sieben Kilometer Länge und von vier Kilometer Breite in ein Flammenmeer verwandelt. Mehrere hunderttausend Brandbomben und viertausend schwere Sprengbomben krachten beim zweiten Angriff auf die brennende Stadt nieder. Unter der verzweifelten Bevölkerung verbreitete sich das Gerücht, daß das Londoner Radio die Bevölkerung aufgefordert hat, im Großen Garten und in den Elbwiesen Zuflucht zu suchen. Zehntausende bahnten sich einen Weg durch die brennende und unter schweren Explosionen einstürzende Stadt, um das nackte Leben zu retten. Bei der dritten Angriffswelle aber nahmen die Bomber gerade den Großen Garten zum Ziel, und neuerlich prasselten die Bomben auf die wehrlosen Menschen nieder.

Um das Werk der Vernichtung zu vollenden, griffen die Flieger die zusammengepresste Bevölkerung im Großen Garten auch noch mit Bordwaffen an und die Augenzeugen und Überlebenden dieses Massakers erzählen noch heute, wenn sie von dieser Schreckensthat erzählen. Als sich am Aschermittwoch die Sonne über dem stinkenden Qualm erhob, war das alte Dresden nicht mehr.

Das Grauen

Die Zahl der Todesopfer läßt sich nur schätzen, weil Dresden zu dieser Zeit noch hunderttausende Flüchtlinge beherbergte, die nicht einmal registriert waren. Auf dem Alten Markt wurden mehr als eine Woche lang Tag und Nacht in riesigen Haufen Leichen mit Benzin übergossen und verbrannt. Mancher, der seither verschollen ist und aus Schlesen stammt, mag in Wahrheit in Dresden den Tod gefunden haben. Von den 220.000 Wohnungen blieben nur etwa 40.000 verschont. Alle Theater waren zerstört, die meisten Kirchen, der weltberühmte Zwinger und die Oper, die Bildergalerien und viele andere Kulturdenkmäler. Zwölf Millionen Kubikmeter Schutt bedeckten die Stadtviertel. Dresden hat den tragischen Ruhm, die am meisten zerstörte deutsche Großstadt zu sein. In Köln und Berlin (wo ebenfalls ganze Stadtteile dem Erdboden gleichgemacht wurden) kommen auf den Kopf der Bevölkerung 16 Kubikmeter Schutt und Trümmer, in Dresden 43 Kubikmeter.

Die herrschenden Kreise Englands und Amerikas haben später die Behauptung in die Welt gesetzt, die Zerstörung Dresdens hätte das Rote Armeegeniezt und sei mit deren Zustimmung erfolgt. Zum Zeitpunkt der Zerstörung war jedoch von den Höhenzügen der Stadt bereits der Geschützdonner der vorrückenden Sowjetarmee zu vernehmen. Das militärische Schicksal Hitlers Deutschlands war bereits besiegelt. Dresden hatte keinerlei militärischen Wert; es sei denn als Verkehrsknotenpunkt. Wenn das Argument der Anglo-Amerikaner richtig wäre, dann hätten sie alles daran setzen müssen, Dresden als Verkehrsknotenpunkt zu treffen. Nun waren zwar nach dem Angriff die Gebäudeteile der weitläufigen Bahnhofsanlagen nur noch brennende Trümmer, aber die Schienenanlagen waren nur unwesentlich getroffen, und schon nach einigen Stunden konnte der Verkehr wiederaufgenommen werden. Die Bahnen, die aus der Tschechoslowakei im Elbetaal nach Dresden führen und die wirklich empfindlich für den deutschen Nachschub waren,

wurden überhaupt nicht angegriffen. In Wirklichkeit hat die Zerstörung Dresdens der Sowjetarmee und ihren Panzern nur enorme Hindernisse bereitet. Und das war auch der wahre Zweck.

Ein neues Dresden entsteht

Der Wiederaufbau der Elbestadt ist mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden. Zunächst kann nicht ganz einfach auf den Trümmern der alten Stadt gebaut werden, weil heute städtebaulich ganz andere Bedingungen berücksichtigt werden müssen. Unter großen Opfern der ganzen DDR wurde der Zwinger wiederaufgebaut. Dabei mußte man zum größten Teil erst wieder Steinmetze ausbilden, da dieser Beruf schon beinahe ausgestorben war. Der Aufbau der Oper ist in Angriff genommen, viele Kirchen wurden wieder instant gesetzt. Ganze neue Wohnviertel sind entstanden, aber noch immer steht eine Riesenaufgabe vor der Bevölkerung. Doch Dresden ist wieder da — die Stadt der Musik und des Geistes. Das große Schauspielhaus ist wieder aufgebaut und die berühmte Staatskapelle gehört zu den besten Klangkörpern Deutschlands. Der Dresdner Kreuzchor

ist wieder bei den berühmten Zwingerveranstaltungen zu hören. Bei einem seiner letzten Besuche hat der berühmte Dirigent Professor Kleiber erklärt, daß Dresden nach wie vor die erste Musikstadt Deutschlands ist.

Der große Aufschwung der Stadt als geistiges Zentrum geht auch aus der Zahl seiner Studenten hervor. Vor dem Krieg studierten in der Elbestadt etwa 2000 junge Menschen. Heute sind es bereits 15.000 und in den nächsten Jahren werden es 20.000 sein.

Den zehnten Jahrestag der Zerstörung hat Dresden ernst und würdig begangen. Der Deutsche Friedensrat hat eine Tagung in die Stadt einberufen. Auf einer großen Kundgebung hat Ministerpräsident Grotewohl gesprochen. Die Bevölkerung Dresdens beging den dunkelsten Tag in der Geschichte ihrer Stadt in dem Willen, eine Wiederholung des Unheils zu verhindern und anderen Städten dasselbe Schicksal zu ersparen. Denn die Zerstörer Dresdens sind die Vorläufer der NATO, deren Plan es ist, die Zerstörung Dresdens unter Anwendung der Atombombe tausendfach in ganz Europa zu wiederholen.

Leipziger Messe — ein grandioser Ost-West-Treffpunkt

Oesterreich diesmal als dritthöchster kapitalistischer Aussteller vertreten

(Von unserem nach Leipzig entsandten Redakteur Franz Kain).

Leipzig. Im Zeichen der Koexistenz und ihrer unermesslichen Möglichkeiten für die wirtschaftliche Wohlfahrt der Völker ist die Leipziger Frühjahrsmesse zu einem grandiosen Treffpunkt von Ost und West geworden. Wie der Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates Heinrich Rau in seiner Eröffnungsansprache ausführte, „wird die Leipziger Messe immer mehr zu einem Anziehungspunkt des demokratischen Weltmarktes.“

Die von den kapitalistischen Ländern belegte Ausstellungsfläche hat sich im Verhältnis zum Vorjahr um 20 Prozent erweitert.

Im Vorjahr stellten 19 Betriebe der Eisen- und Stahlindustrie Westdeutschlands aus, heuer 58. Darüber hinaus stellten etwa 100 westdeutsche Maschinenbaubetriebe aus, die ins Ostgeschäft kommen wollen.

Die gesamte belegte Fläche der Leipziger Messe beträgt heuer 258.000 Quadratmeter. 36 ausländische Staaten haben ihre Waren zu diesem Wettbewerb der Völker eingeschickt, darunter neben den wichtigsten europäischen Ländern Indien, Ägypten, Iran und einige südamerikanische Länder.

Im Rahmen der Internationalen Schau sind die Hallen der Sowjetunion und Volkschinas die größten und schönsten. Was China in den letzten Jahren in der Industrie erreicht hat, grenzt ans Wunderbare. Chinesische Fahrräder und Nähmaschinen zeigen, daß die Zeit nicht fern ist, da China eine industrielle Großmacht sein wird.

Mit einer Fläche von 2450 Quadratmeter steht Oesterreich unter den kapitalistischen Ländern an dritter Stelle.

Die österreichische Kollektivschau, veranstaltet vom Wirtschafts- und

Industrieminister der Bundeskammer, ist im gleichen Pavillon wie die französische untergebracht. Man sieht in geschmackvoller Anordnung Produkte der elektrotechnischen Industrie, des Apparatebaus, der Textilindustrie und modische Artikel der Geschmacksindustrie. In einer anderen von Architekt Sußmann wirkungsvoll dekorierten Halle zeigen 30 Betriebe der USA ihre stark beachteten Qualitätsprodukte. Ein Großraumkühlwagen mit 25 cm Inhalt, hergestellt von Austro-Fiat, erregt ebenso Bewunderung wie die Mischkamera von Goerz.

Gesondert sind oberösterreichische Stahlprodukte im Rahmen der Stahlschau ausgestellt. Österreichische Bücher, Kunstdrucke und Fachliteratur sind im Messehaus des Buchgewerbes in einer mit Porträts österreichischer Nobelpreisträger, Musiker und Komponisten geschmackvoll dekorierten Sonderechau, gleichsam als die kulturelle Visitenkarte Österreichs zu sehen.

Mit Stolz zeigt die DDR Spitzenleistungen ihrer volkseigenen Betriebe, von gewaltigen Transformatoren bis zu den weltberühmten optischen Instrumenten von Zeiß-Jena. Die DDR ist dazu übergegangen, ganze Industrieanlagen unterentwickelten Ländern zu liefern. Damit ist die DDR mit den größten Industriemächten in erfolgreichen Wettbewerb getreten.

Die Leipziger Messe mit ihrer Musterschau des Fleißes und Könnens der Völker in Ost und West ist ein eindrucksvolles Symbol der Einheit der Welt, die, wie Minister Rau hervorhob, gegenwärtig nur von einem Störfried in ihrer Entwicklung zum Wohle der Menschen behindert wird: dem amerikanischen Imperialismus. Die USA sind das einzige Land von Welttrank, das auf der Leipziger Messe nicht vertreten ist.

NEUE ZEIT, Donnerstag, 3. März 1955

Der Hexenprozeß gegen die KPD

Das ideologische Gebäude der Anklage gerät immer mehr ins Wanken

(Von unserem nach Karlsruhe entsandten Redakteur F. Kain)

Am 1. März wurden in Karlsruhe die Verhandlungen im KPD-Prozeß wiederaufgenommen. Schon am ersten Verhandlungstag kam es wieder zu scharfen Uebergriffen der Bonner Anwälte und auch der Beobachter, die die Regierung zu dem Prozeß entsandt hat. Während Professor Dr. Kröger zu den „Beweismitteln“ der Regierung Stellung nahm — es handelte sich wieder um völlig aus dem Zusammenhang gerissene Zitate von Lenin und Stalin —, versuchte ein Bonner Beobachter, die Ausführungen des KPD-Vertreters immer wieder durch Zwischenrufe zu unterbrechen.

Die Bonner Advokaten haben eine andere Methode, das Gericht einzuschüchtern. Sie unterbrechen die Ausführungen der KPD-Vertreter stets mit den Worten: „Im Namen der Bundesregierung . . .“, „Die Bundesregierung ist der Meinung . . .“, „Die Bundesregierung muß sich verwahren . . .“, und immer wieder: „Die Bundesregierung, die Bundesregierung . . .“, oder sie greifen zu deutlicheren Drohungen und sagen: „Seit einer Stunde warten wir jetzt, daß der Vorsitzende dem KPD-Vertreter das Wort entzieht, wir müssen unser Befremden gegenüber einer solchen Prozeßführung zum Ausdruck bringen . . .“

Diese ständigen Versuche, das Gericht

unter Druck zu setzen, kommen offensichtlich aus dem Gefühl der Hilflosigkeit der Bonner Anwälte im gegenwärtigen Teil des Verfahrens. Die sonst gerissenen Anwälte sind nämlich lediglich in der Lage, die Zitate zu verlesen, die Leute hinter den Kulissen ausgewählt haben. Aber sie sind nicht in der Lage, diese Zitate zu erläutern und zu kommentieren. Nun hat das Gericht festgelegt, daß die Gegenpartei das Recht hat, bevor sie noch ihre eigenen Beweisangebote stellt, zunächst zu den vorgebrachten Themen der anderen Partei Stellung zu nehmen. Bei diesem Verfahren erleidet die Bundesregierung eine Niederlage nach der anderen, und immer wieder muß sie sich von den Kommunisten nachweisen lassen, daß sie bei diesem Zitat den Anfang, bei dem anderen das Ende und bei einem anderen wieder den Zwischenabsatz ausgelassen hat und auf diese Weise völlig unsinnige Behauptungen aufstellt.

So spüren alle, die diesem Hexenprozeß beiwohnen, wie das ideologische Gebäude der Anklage immer mehr ins Wanken gerät. Deshalb gehen die Bonner Vertreter immer offener dazu über, auch auf den letzten Schein des Rechtes zu verzichten und dafür die Drohung mit der Macht an die Stelle des Rechtes zu setzen.

Es gibt keine Versorgungskrise in der DDR

(Von unserem in der DDR weilenden Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Die Geschäfte im demokratischen Sektor Berlins sind so voll wie immer, es kaufen nicht mehr und nicht weniger Leute ein als sonst. In den Fleischgeschäften gibt es Berge von Schweinefleisch, während Kalb- und Rindfleisch nicht immer zu haben sind. Das rührt daher, daß der Viehbestand der DDR immer noch in erster Linie zu Aufzuchtzwecken geschont werden muß und daher noch nicht genug Schlachttvieh abfällt.

Es gibt genug Eier, Schweinefett und Margarine, mehr als zwanzig Wurstsorten, Käse, Honig und Fische, von Brot und Teigwaren ganz zu schweigen. Aber es gibt im freien Verkauf nicht immer Butter und Zucker in unbegrenzten Mengen. Das aber ist kein Grund, von einer Versorgungskrise zu sprechen. Wenn gewisse Leute Krokodilstränen über den „Hunger“ der Bevölkerung der DDR vergießen, so tun sie so, als ob die Bevölkerung hier nur auf den freien Markt — auf die HO-Waren — angewiesen wäre. Hier ein Beispiel, was eine Berliner Arbeiterfamilie mit einem vierjährigen Kind in einem Monat an rationierten Lebensmitteln bezieht: Fleisch 7270 Gramm, Butter und Fett 4180 Gramm, Zucker 5350 Gramm. Diese Lebensmittel sind ausschließlich für den Haushalt bestimmt, weil der Arbeiter für das Betriebsessen kein Gramm an Marken abgibt.

Außerdem muß man sich vergegenwärtigen,

daß der Butter- und Zuckerverbrauch in der DDR ungleich höher ist als etwa in Westdeutschland. Im letzten Jahr kam auf den Kopf der Bevölkerung in der DDR bei Butter etwa 9,5 Kilo, bei Zucker 31 Kilo. Die entsprechenden Zahlen in Westdeutschland sind bei Butter 6,1 Kilo, bei Zucker etwa 23 Kilo.

Das Geschrei über eine „Versorgungskrise“ in der DDR will also nicht über eine Verknappung berichten, sondern vielmehr eine solche hervorrufen. Das Argument vom Hunger in der DDR soll die Bevölkerung beunruhigen und Angstkäufe hervorrufen. Im Stadtbezirk Prenzlauerberg stieg in einer Woche der Mehleinkauf beinahe um 500 Prozent. Bei den Einkäufern handelte es sich um Kunden, die dem Geschrei des „Rias“ von der „Versorgungskrise“ auf den Leim gegangen waren und sich „eindecken“ wollten. Es wurde angeordnet, daß vorübergehend nur mehr ein Kilo an jede Kundschaft und bei jedem Einkauf abgegeben wird. Aber das währte nur einige Tage, bis die Kaufleute ihre neue Bestellung abgegeben hatten, denn die alten Bestellungen richteten sich natürlich nur nach dem Durchschnittsverbrauch der letzten Zeit. Jetzt ist die künstlich entstandene „Knappheit“ bereits wieder behoben. Das Geschrei über die „Versorgungskrise“ ist nur eine Seite des Kalten Krieges gegen die DDR, der nicht einen Tag aufhört.

Das Märchen von der „Blockade“ Westberlins

(Von unserem in der DDR weilenden Redakteur Franz Kain)

Berlin. — In Westberlin mehren sich in den letzten Tagen herausfordernde „Vorschläge“. Eine Zeitung hat einen „bewaffneten Geleitschutz“ für westliche Fahrzeuge auf den Straßen der DDR gefordert, andere Zeitungen fordern, den Interzonenverkehr voll und ganz zu sperren, und überall taucht das Wort von der „Blockade“ Westberlins auf. Indessen rollen die schweren Lastzüge ungehindert über die Autobahnen nach Westberlin, nicht um eine Tonne weniger Fracht, als zu einer anderen Zeit wird herangebracht. Was ist also die Ursache des Geschreies? Es geht ums Geld. Die DDR hat die Straßenbenützungsgebühren für westdeutsche und Westberliner Fahrzeuge erhöht.

Durch die von den Westmächten durchgeführte Sperrung Berlins und durch die strikte Weigerung der Westberliner Stellen, mit der DDR in normale Handelsbeziehungen zu treten, muß die „Frontstadt Westberlin“ zum größten Teil von Westdeutschland aus versorgt werden. Zum größten Teil geschieht dies durch Transporte auf den Autobahnen, täglich kommen etwa 500 schwere Lastzüge auf diesem Weg nach Berlin. Man braucht kein besonderer Fachmann auf dem Gebiet des Straßenbaues zu sein, um zu erkennen, daß selbst Autobahnen eine solche Belastung nur dann aushalten, wenn reichliche Mittel zu ihrer Instandsetzung aufgewendet werden, um

zum wenigstens einen Teil dieser Instandhaltungskosten denen aufzukaufen, die die Straßen am meisten beanspruchen, hat die Regierung der DDR eine Erhöhung der Gebühren durchgeführt. Besonders die Autobahn Berlin-Hannover ist einer ungewöhnlich starken Belastung ausgesetzt, und ihre Instandhaltung verschlingt hohe Summen. Die Erhöhung der Gebühren macht nur einen Bruchteil der tatsächlich aufzuwendenden Mittel aus.

Nun schreiben die westdeutschen Stellen vom „Bankrott“ des Fernlastverkehrsgewerbes. Dabei muß man sich gerade an die Politik der Bonner Regierung auf dem Gebiet der Besteuerung des Kraftfahrzeugverkehrs erinnern, um zu erkennen, wie unehrlich solche Argumente sind. Vor kurzem wurde in Bonn beschlossen, die Kraftfahrzeugsteuer rigoros zu erhöhen. Für einen Achttonner müssen beispielsweise statt bisher 960 Mark jetzt 2125 Mark und für einen Zwölftonner statt bisher 1230 Mark jetzt 3665 Mark an Steuern bezahlt werden. Für schwere Anhänger wird der Steuersatz sogar verzehnfacht. Wie man sieht, sind also gerade die Bonner Behörden am allerwenigsten berufen, sich über angebliche „Wachengebühren“ der DDR aufzuregen.

Die wirtschaftliche Seite der Erhöhung wird ja inzwischen auch von westlicher Seite widerwillig zugegeben. Aber, so wird argumentiert, „Pankow“

habe die Erhöhung überfälliger und „überraschend“ durchgeführt. Die DDR hat dazu Male vorgeschlagen, über alle Fragen des Interzonenverkehrs mit den zuständigen Bonner Stellen zu verhandeln. Die Bonner Regierung hat alle diese Vorschläge nur ein starres Nein gesagt. Wenn sich aber in Bonn niemand erklärt, über solche Fragen mit der DDR zu handeln, dann müssen solche Maßnahmen die durchgeführten, „überraschend“ kommen.

Andere Stellen haben den amerikanischen Hochkommissär bemüht, damit dieser testiere. Nun hat zwar der amerikanische Kommissär auf den Autobahnen ziemlich Rechte, auf der Autobahn bei Kaiserslautern beispielsweise Schilder in englischer deutscher Sprache, daß die Straßenbenützer deutscher Fahrzeuge nicht gestattet ist, hat Rechte aber hat der amerikanische Hochkommissär auf den Autobahnen der DDR. Sein Sitzben an den Sowjetbotschafter bei der Regierung der DDR war völlig überflüssig, die DDR ist ein souveräner Staat. Als souveräner Staat die DDR selbstverständlich das Recht, solche Angelegenheiten wie Straßengebühren und selbständig zu entscheiden.

Wenn also die westdeutschen Stellen die Frage der Gebührenerhöhung auf den Außen verhandeln wollen, so müssen sie sich den zuständigen Stellen der DDR an einen setzen. Jede andere Stelle, an die sie ihr „testen“ und „Empfehlungen“ richten, ist falsche Adresse.

NEUE ZEITUNG Freitag, 8. April 1955

Ukrainischer Emigrantenführer in die DDR übergetreten

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Samstag gab der ehemalige Führer der ukrainischen Emigranten in Westdeutschland Professor Wassilaiki in einer Pressekonferenz eine Erklärung für die Gründe seines Übertritts in die DDR ab. Wassilaiki, der die letzten elf Jahre in Westdeutschland wohnte, hat sich von dem Mißbrauch überzeugt, den die amerikanischen Stellen mit den Emigranten treiben. Er nannte mehrere angebliche „Hilfsorganisationen“ der Emigranten, die in Wahrheit der Spionage dienen.

Wassilaiki selbst hatte von den Amerikanern den Auftrag, in England, Belgien, Westdeutschland, Österreich und anderen Ländern unter den Emigranten Leute zur Spionage gegen die Sowjetunion und die Volksdemokratien zu werben. Dieser Auftrag hat Wassilaiki bewogen, mit seinem bisherigen Leben zu brechen.

Sprecher des Komitees, das sich in der DDR mit der Rückführung von russischen Emigranten in die Heimat beschäftigt, berichten, daß täglich Briefe aus Westdeutschland mit Anfragen über die Bedingungen für die Heimkehr einlaufen.

NEUE ZEITUNG: Mittwoch, 27. April 1955

Arbeiterappell an die Gewerkschafts-internationalen

(Von unserem nach Leipzig entsandten Redakteur Franz Kein)

Leipzig. — Die Europäische Arbeiterkonferenz in Leipzig wurde mit der einstimmigen Annahme eines Appells an die Arbeiter Europas und eines offenen Briefes an die internationalen Gewerkschaftszentralen abgeschlossen. In dem Appell wird festgestellt, daß durch die Ratifizierung der Pariser Verträge für die Aufrüstung Westdeutschlands in Europa eine gefährliche Lage entstanden ist. Wenn die Werktätigen sich ihrer Kraft bewußt sind und einheitlich handeln, können sie durch „neue Aktionen die Verwirklichung der Pariser Verträge verhindern, die verbrecherischen Pläne zur Vorbereitung eines Atomkrieges hinwegfegen und die Regelung der internationalen Streitfragen auf dem Verhandlungsweg statt durch Gewaltanwendung durchsetzen“.

In dem offenen Brief an die Gewerkschaftszentralen — an den Bund christlicher Gewerkschaften, an den Internationalen Bund freier Gewerkschaften und an den Weltgewerkschaftsbund und seine angeschlossenen Organisationen — heißt es:

„Wir sind zutiefst davon überzeugt, daß die internationalen Gewerkschaftszentralen eine mächtige Welle der Einheit und des Handelns unter den Arbeitern ins

Leben rufen können. Wir schlagen vor, daß Euro Vertreter unverzüglich zusammentreffen und gemeinsam prüfen, wie das Elend und das Unheil, die die werktätigen Massen bedrohen, abzuwenden sind.“

Bei der Behandlung des letzten Tagesordnungspunktes betonte der Generalsekretär des Weltgewerkschaftsbundes, Louis Saillant, daß unter den Arbeitern selbst die Kraft entstehen muß, die notwendig ist, alle Gewerkschaftsorganisationen an einen Tisch zu bringen.

Deutsche Arbeiter begrüßen Österreich-Vereinbarungen

Bei der Europäischen Arbeiterkonferenz wurden in vielen Diskussionsbeiträgen als Beispiel für die Möglichkeit der friedlichen Lösung schwieriger Fragen die Moskauer Vereinbarungen über Österreich genannt. Die österreichischen Sprecher wurden stürmisch akklamiert. Die westdeutschen Arbeitervertreter brachten zum Ausdruck, daß die Lösung der Österreichfrage für den Kampf der deutschen Arbeiter um die friedliche Wiedervereinigung ihres Landes von größter Bedeutung ist.

Berliner Staatsoper eröffnet mit fünf Premieren

(Von unserem in der DDR weilenden Redakteur Franz Kain)

Wenn die Staatsoper Unter den Linden wieder ihre Pforten öffnen wird, dann liegt das Schwestergewicht des Musiktheaters in Berlin noch eindeutiger als bisher in jenem Stadtteil, der den demokratischen Sektor umfaßt. Ein einziges Westberliner Musiktheater, die städtische Oper, die außerdem in einem Ausweichquartier spielt, steht dann der Staatsoper Unter den Linden, der Komischen Oper Walter Felsensteins und dem Metropoltheater, das in das jetzige Quartier der Staatsoper im Admiralspalast übersiedeln wird, gegenüber. Die Kapazität ist also im Osten bedeutend größer als im Westen. Schon heute kommt ein Drittel der Besucher dieser Musiktheater aus Westberlin und dieses Verhältnis wird sich zweifellos noch zugunsten Ostberlins ändern.

Die große Leistungsfähigkeit der neuen Staatsoper wird sich schon in den ersten Wochen der neuen Spielzeit zeigen. Wie Generalintendant Professor Burghardt in einem Gespräch mitteilte, werden in den ersten vier Wochen der Spielzeit nicht weniger als fünf Premieren stattfinden. Das Haus wird eröffnet mit den „Meistersingern“ von Richard Wagner, wobei Joseph Hermann den Hans Sachs singen wird, es folgen Mozarts „Don Giovanni“, Glucks „Iphigenie“, „Eugen Onegin“ von P. I. Tschaikowskij und das Ballett „Gajana“ von Chatschaturian. Außerdem wird in den ersten vier Wochen die Neunte Symphonie von Beethoven aufgeführt werden.

Der Intendant Professor Burghardt war früher Schauspieler in Stuttgart und nach dem Krieg Generalintendant des Nordwestdeutschen Rundfunks. 1947 kam er in die damalige sowjetische Besatzungszone und leitete hier die Theaterarbeit der ganzen Zone. Dann wurde er zum Intendanten aller fünf Leipziger Bühnen berufen. Im vergangenen Jahr wurde er vom Ministerium für Kultur zum Generalintendanten der Deutschen Staatsoper bestellt.

Der als Ausscheiden rich Kleibers äußerte sich Professor Burghardt: „Wenn auch Professor Kleiber in einer nicht gerade feinen Art von uns weggegangen ist, so wollen wir doch keineswegs seine künstlerische Bedeutung herabsetzen, er ist der bedeutendste Dirigent Deutschlands. In diesem Sinne ist natürlich sein Weggang ein großer Verlust für die Staatsoper. Ein Theater aber kann nicht nur auf eine Person gegründet sein. Wir haben Angebote von international bekannten Dirigenten und von solchen aus Westdeutschland, die bei uns arbeiten möchten. Wir haben Sänger aus Wien und aus Westdeutschland engagiert, und kein einziger Künstler, auch nicht die, die aus Westberlin gekommen sind, hat nach dem Weggang Kleibers die Staatsoper verlassen. Wir werden die Lücke, die Kleiber hinterlassen hat, schließen.“

Der Minister für Kultur Johannes R. Becher hat den Dirigenten der Leipziger Gewandhauskonzerte, Nationalpreisträger Professor Franz Konwitschny, als Generalmusikdirektor an die Staatsoper berufen. Professor Konwitschny, der heute im deutschen Musikleben eine bedeutende Stellung einnimmt, studierte am Konservatorium in Brünn und Leipzig. Er wurde dann Gelber im Gewandhausorchester und gehörte später dem hochgeschätzten Wiener Philharmoniker-Orchester an. 1927 begann er seine Theaterlaufbahn am Staatstheater in Stuttgart, wo er bis zum ersten Kapellmeister aufstieg. 1933 wurde er als musikalischer Oberleiter an die Oper in Freiburg im Breisgau berufen. Bereits 1938 war er Chefdirigent der Oper und der Museumskonzerte in Frankfurt am Main. Nach dem zweiten Weltkrieg war Konwitschny zunächst als Operndirektor in Hannover tätig. 1949 wurde er an die Spitze des berühmten Gewandhausorchesters in Leipzig berufen. Daneben wirkte er in den letzten Jahren als ständiger Gastdirigent der Rundfunkkonzerte in Berlin. Zu diesen Aufgaben kam noch eine Fülle von Gastverpflichtungen im In- und Ausland. Seit 1953 hat er außerdem die musikalische Oberleitung der Dresdner Staatsoper und Staatskapelle. 1951 wurde Konwitschny von der Regierung der DDR mit dem Nationalpreis ausgezeichnet. Am fünften Jahrestag der DDR erhielt er den Vaterländischen Verdienstorden in Silber.

„Neue Zeit“ und „Salzburger Tagblatt“. Eigentümer: Kommunistische Partei Österreichs. Herausgeber: Franz Halder, Verleger und Druck: „Linzner Verlag“, Urfahr, Rudolfstr. 36. Für den Inhalt verantwortlich: Peter Aschner, Urfahr, Rudolfstr. 36 (in Vertretung von Franz Kain, Urfahr, Heilham 2). — Redaktion und Administration: Urfahr, Rudolfstr. 36. Telefon: Redaktion Nr. 24715, Sportredaktion ab 18 Uhr 24717, Druckerei und Verwaltung 24707, Vertrieb bis 18 Uhr 24717.

Günstige Perspektiven für Lösung der deutschen Frage

Beispiel Österreichs zeigt den Weg

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Samstag fand in der Berliner Staatsoper anlässlich des zehnten Jahrestages der Befreiung Deutschlands unter Anwesenheit von Präsident Pieck ein festlicher Staatsakt statt. Auf der Bühne hatten Mitglieder der Regierung, der stellvertretende Ministerpräsident der Sowjetunion Perwuchin, der Befreier von Berlin Marschall Shukow, der chinesische Verteidigungsminister und ehemalige Oberbefehlshaber der chinesischen Freiwilligen in Korea Peng Teh Huai und die Leiter der anderen Regierungsdelegationen Platz genommen. Auch Nationalrat Franz Honner war im Präsidium der Kundgebung.

In einer Festrede gab Ministerpräsident Grotewohl einen Überblick über den Weg des deutschen Volkes seit der Zerschlagung des Faschismus. Er stellte die gewaltigen Leistungen des friedlichen Aufbaus in der DDR der Wiederaufrüstungspolitik in Westdeutschland gegenüber. Er setzte sich erneut für die Politik der friedlichen Verhandlungen zur Lösung des Deutschlandproblems ein und bezeichnete in diesem Zusammenhang die österreichisch-sowjetischen Verhandlungen als ein Beispiel. Grotewohl führte dazu aus:

„Die Verhandlungen zwischen der Sowjetunion und Österreich haben gezeigt, daß auch die Lösung der Deutschlandfrage auf der Basis der friedlichen Verständigung, auf dem Wege von Verhandlungen möglich ist.“

Die in Warschau in der kommenden Woche zur Verhandlung stehenden Verträge bezeichnet Grotewohl als Verträge, die dem Frieden dienen. „Der in Warschau abzuschließende Vertrag ist kein Kriegspakt“, führte Grotewohl aus, „der sich mit aggressiven Absichten gegen bestimmte Staaten oder Gruppen richtet. Er ist ein Pakt, der dem Frieden dient und der Aggression im

Europa den Weg verlegt. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte wird sich also in Europa nicht wiederholen. Der kriegerischen Expansion der Amerikaner und westdeutschen Militaristen wird diesmal schon in den allerersten Anfängen entscheidend Einhalt geboten.“

Im Namen der sowjetischen Regierungsdelegation sprach der erste Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates Perwuchin. Er betonte, daß die Sowjetunion niemals die deutschen Militaristen mit dem deutschen Volk identifiziert hat. Sie trat und tritt konsequent für die Schaffung eines einheitlichen, demokratischen und friedliebenden Deutschland ein.

Perwuchin versicherte der Deutschen Demokratischen Republik neuerlich die volle Unterstützung der Sowjetunion in ihrem Kampf um die friedliche Wiedervereinigung Deutschlands.

NEUE ZEITUNG
Montag, 9. Mai 1955

52.000 westdeutsche Arbeiter besuchten die DDR

(Von unserem nach Berlin entsandten Redakteur Franz Kain)

Berlin. Auf der Tagung des Kongresses des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes in Berlin gab der Generalsekretär des Weltgewerkschaftsbundes Louis Saillant der Ueberzeugung Ausdruck, daß alle internationalen Fragen auf dem Wege von friedlichen Verhandlungen gelöst werden können, wobei er das Beispiel Oesterreich anführt.

Natürlich mißfällt es den Militaristen Deutschlands, daß die Verhandlungen in Moskau zwischen der Sowjetunion und Oesterreich zu einer Wiederherstellung eines unabhängigen und friedliebenden Oesterreich geführt haben. Aber die Arbeiter ganz Deutschlands, das gesamte deutsche Volk denken, daß das österreichische Beispiel sehr nachahmenswert ist. Sie müssen alles tun, um dafür zu sorgen, daß die Verhandlungen, die in Moskau begonnen werden sollen, ebenfalls positiv ausfallen.

Der Kongreß, der mehr als 4000 Delegierte und Gäste vereint, darunter mehrere hundert Gewerkschafter aus Westdeutschland, tagt in der Werner-Seelenbinder-Halle in Berlin. Als Vertreter Oesterreichs wohnt dem Kongreß Leopold Hornik bei.

In seinem Rechenschaftsbericht teilte Herbert Warnke mit, daß im vorigen Jahr 52.000 Arbeiterdelegierte aus Westdeutschland die Deutsche Demokratische Republik besucht haben und dabei den Weg der DDR als den richtigen Weg der Arbeiterklasse kennengelernt haben.

Millionen deutscher Arbeiter stellen heute die Frage: Wie soll das neue Deutschland aussehen?

Die Errungenschaften der Deutschen Demokratischen Republik sind auch im Westen Deutschlands möglich. Durch die Aktionseinheit der Arbeiterklasse können sie errungen werden.

NEUE ZEITUNG, Sonntag, 18. Mai 1955

Der kulturelle Aufschwung in der DDR

(Von unserem Redakteur Franz Kain, Berlin.)

Auf einer Kundgebung von Kulturschaffenden in Dresden gab Ministerpräsident Otto Grotewohl einen Ueberblick über den kulturellen Aufschwung in der DDR.

Otto Grotewohl erinnerte an die beiden Kulturverordnungen von 1949 und 1950, mit denen die Grundlagen für den Aufschwung der Kultur gelegt wurden. Damals wurde die Lage der Intelligenz entscheidend verbessert. Heute sind bereits mehr als hunderttausend Angehörige der Intelligenz im Besitz einer Altersversorgung, die ihnen eine Rente bis zu 90 Prozent ihres Nettoeinkommens bei Erreichung der Altersgrenze gewährleistet.

Die Versorgung der Bevölkerung mit wissenschaftlicher und schöpferischer Literatur hat einen großen Umfang angenommen. Der Verlag für Technik bringt ein Vielfaches an Büchern gegenüber der westdeutschen Produktion heraus. Die Einfuhr von wissenschaftlichen Büchern stieg von 1950 bis 1954 auf 460 Prozent. An schöpferischer Literatur wurden im Jahre 1951 6.404.000 Exemplare herausgebracht, im Jahre 1954 aber bereits 12.350.000 Exemplare. Bei der Kinder- und Jugendliteratur sind die entsprechenden Zahlen für 1951 2.269.000 Exemplare und für 1954 11.420.000 Exemplare.

In Mecklenburg, von dem Bismarck einmal sagte, daß dort die Entwicklung erst hundert Jahre später einsetze, gab es 1954 82 Stadtbibliotheken und 158 Dorfbibliotheken. Heute gibt es 88 Stadtbibliotheken und 1542 in den Dörfern. Werke von Goethe wurden in der DDR seit 1945 in mehr als zweieinhalb Millionen Exemplaren herausgebracht.

Die Zahl der festbesoldeten Orchester in der DDR ist heute größer als sie vor dem Krieg in ganz Deutschland war. Die Volksbühnenorganisation zählte 1950 etwa 300.000 Mitglieder, heute hat die Zahl der regelmäßigen Betriebsanrechte bereits die Millionenzahl überschritten. 27.000 Volkskunstgruppen musizieren und tanzen in den Dörfern und Betrieben.

Auch auf dem Gebiet des Schulwesens sind überragende Leistungen vollbracht worden. 1945 gab es auf dem Gebiet der DDR noch 4114 einklassige Schulen, 1954 waren es nur mehr 84. In Westdeutschland sind 27 Prozent aller Volksschulen einklassige Schulen, in der DDR weniger als ein Prozent.

NEUE ZEIT LINZ: Dienstag, 5. Juli 1955

KPD-Prozeß tritt in entscheidendes Stadium

(Von unserem Redakteur Franz Kain, Berlin.)

Berlin. Im Prozeß gegen die Kommunistische Partei Deutschlands werden von der Adenauer-Prozeßvertretung alle Anstrengungen gemacht, die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Gegenwärtig wiederholen die Regierungsvorteiler ihre unhaltbaren Argumente von der „Verfassungsfeindlichkeit“, der KPD und nicht nur dieser, sondern der ganzen Lehre des Marxismus-Leninismus. Am 12., 13. und 14. Juli werden die Prozeßvertreter der KPD antworten.

Die Verhandlungen, die nun schon acht Monate laufen, nachdem der Antrag von der Adenauer-Regierung schon jahrelang vorlag, standen von Anfang an im Zeichen eines Hexenprozesses, der sich nicht gegen Taten, sondern gegen eine Gesinnung richtet. Sogar in ihrem Schlußplädoyer konnte die Adenauer-Regierung der KPD keinerlei „verfassungsfeindliche“ Taten vorhalten, sie stützte sich immer nur auf die Behauptung von der „Verfassungswidrigkeit“ des Marxismus-Leninismus. Daß alles auf eine Verurteilung des Marxismus hinauslaufen soll, geht aus einer Äußerung des Sprachrohrs Adenauers, des „Rheinischen Merkurs“, hervor. Dort wird erklärt, daß „eine Abtötung des Marxismus“ der Zweck des Prozesses sei.

Zugleich aber soll ein Verbot der KPD der Regierung die Handhabe geben, jede ernsthafte, gegen die militaristische Politik Adenauers gerichtete Opposition ganz einfach als „verfassungsfeindlich“ zu erklären. Die Militaristen Westdeutschlands wünschen ein Prozeßergebnis, das es ihnen ermöglichen würde, auch gegen andere Organisationen, vor allem gegen die Gewerkschaften und die SPD, vorzugehen. Der Prozeß bezweckt auch, einen Schlag gegen die Politik der Verständigung und der Wiedervereinigung

Deutschlands zu führen. Es ist selbstverständlich, daß bei einem Verbot der KPD freie, gesamtdeutsche Wahlen nicht möglich sind.

Am 8. Juni, an demselben Tag, an dem die westdeutschen Zeitungen in großer Aufmachung die Sowjetnote veröffentlichten, in welcher Adenauer nach Moskau eingeladen wird, verlangten die Anwälte der Regierung eine Beschleunigung des Verfahrens. Das Gericht gab dieser Forderung unverzüglich nach und lehnte einen ganzen Komplex von Beweisanträgen der KPD-Vertreter ab. Es zeigt sich also, daß gerade in dem Augenblick, da in Westdeutschland, angeregt durch die Vorschläge der Sowjetunion, die Forderung nach einer Verständigungspolitik immer stürmischer erhoben werden wird, der Vorkämpfer und leidenschaftlichste Verfechter dieser Verständigungspolitik, die KPD, mundtot gemacht werden soll.

Diese Zusammenhänge werden trotz dem Schweigen der bürgerlichen Presse über den Prozeß von Tag zu Tag deutlicher. Der Parteivorstand der KPD hat dieser Tage ein Weißbuch über den Prozeß herausgegeben, das alle Winkelzüge der Adenauer-Regierung und ihrer Justiz entlarvt. Beim Gebäude des Bundesverfassungsgerichtshofes treffen täglich Delegationen aus den Betrieben ein, um ihren Protest vorzubringen, und sie fordern eine Absetzung des Prozesses. Die Protestbewegung hat auch bereits auf das Ausland übergreifen. Insbesondere aus Frankreich sind schon tausende Briefe und Telegramme eingelangt, in denen die Absetzung des Prozesses gefordert wird. Jacques Duclos betont in einem Artikel in der „Humanité“, daß die französische Arbeiterschaft den deutschen Arbeitern brüderlich zur Seite steht.

NEUE ZEIT LINZ: Donnerstag, 7. Juli 1955

Der Hintergrund des KPD-Prozesses

(Von unserem Redakteur Franz Kain)

Berlin. Die Eile, mit der das Verfassungsgericht in Karlsruhe den KPD-Prozeß beenden will, und die Plädoyers der Regierungsvertreter zeigen, daß die Bonner Regierung bestrebt ist, eine Politik der Verständigung zu verhindern. Dies erklärte Dienstag auf einer Pressekonferenz der Vereinigung Demokratischer Juristen in Berlin der Dekan der juristischen Fakultät der Humboldt-Universität Professor Dr. Nathan.

Die Wiedervereinigung Deutschlands müßte nach dem Plädoyer des Bonner Regierungsvertreters in Karlsruhe Dr. Winterfeld so vor sich gehen, daß „die Länder der Ostzone“ der westdeutschen Bundesrepublik angeschlossen werden, wobei Gesamtdeutschland eine Ordnung haben müsse, die dem Bonner Grundgesetz entspricht. Da eine solche Lösung auf friedlichem Weg nicht möglich ist, ist diese Erklärung nicht anderes als die Proklamierung der Politik der Gewalt gegen die DDR.

Winterfeld stellte in seinem Plädoyer fest, daß jeder politische Streit der „Kern einer Revolution“ sei und berief sich dabei auf den deutschen Arbeiterführer August Bebel: Diese Äußerung zeigt, daß die Adenauer-Regierung eine Verurteilung der KPD auch zu einem Vorgehen gegen die anderen Arbeiterorganisationen ausnützen würde.

Ein Sprecher auf der Pressekonferenz erinnerte an das zeitliche Zusammenfallen von wichtigen Daten mit dem KPD-Prozeß. Im November 1951 wurde der Generalvertrag für die dauernde Stationierung fremder Truppen in Westdeutschland ausgearbeitet, und genau zur selben Zeit stellte die Adenauer-Regierung den Antrag, die KPD zu verbieten. Am 13. Juli 1955 soll das erste Soldatengesetz durch den Bonner Bundestag beschlossen werden, und für den 14. Juli hat das Gericht den Schluß der mündlichen Verhandlung festgelegt. Da am 18. Juli die Genfer Viererkonferenz beginnt, zeigt das Vorgehen der Adenauer-Regierung deutlich, daß sie bis dahin die Verhandlung beendet haben will.

Urteil nächste Woche?

Der Anklagevertreter hielt Dienstag sein Plädoyer und forderte das Gericht auf, die Kommunistische Partei aufzulösen und ihr Vermögen einzuziehen. Die KPD bilde einen „gefährlichen Infektionsherd im Körper des deutschen Volkes“. Als „Beweis“ für die „Verfassungswidrigkeit“ der KPD wußte der Vertreter der Adenauer-Regierung nichts anderes anzuführen, als ihr Bekenntnis zu den Lehren von Marx, Engels, Lenin und Stalin.

Das Urteil wird nächste Woche erwartet.

Ein Gericht vor Gericht

(Von unserem Redakteur Franz Kain, Berlin)

Der Bonner Staatssekretär Ritter von Lex, ein ehemaliger hoher Beamter des Hitlerischen Innenministeriums, der einmal von der „schmachvollen Revolution von 1918“ gesprochen hatte, erklärte in seinem Plädoyer beim Karlsruher KPD-Prozeß, die Verfassungswidrigkeit der KPD sei dadurch erwiesen, daß „die kommunistische Begriffswelt einen unüberbrückbaren Gegensatz zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik bildet“. Das ist das Argument, das dem ganzen Prozeß den Stempel eines Hexenprozesses aufgedrückt hat. Nicht die Taten der KPD, ihre politische Arbeit konnten untersucht werden, weil da nichts Verfassungswidriges herausgekommen wäre, sondern die „kommunistische Begriffswelt“, die Weltanschauung. Auch bei dieser „Untersuchung“ ist nichts herausgekommen. Sie hat jedoch den Regierungsvertretern Gelegenheit gegeben, einen neuen Antikominterngeist übelster Art zu propagieren. Die Adenauer-Vertreter verstiegen sich so weit, zu versuchen, Themen wie die Wahlordnung in der Sowjetunion zum Gegenstand der Verhandlung zu machen. Seit Hitlers Zeiten hat man eine derart freche Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates nicht mehr gesehen. Der Kampf gegen die KPD, gegen den „Weltkommunismus“ schlechthin, wurde als Aufgabe bezeichnet, in der die Konsequenz der Bonner Verfassung liege.

Natürlich hat man auch versucht, „umstürzlerische Absichten“ der KPD zu beweisen. Die Regierungsvertreter setzten die Behauptung in die Welt, KPD und SED strebten nach einem „gewaltsamen Anschluß“ der Bundesrepublik an die DDR. Abgesehen davon, daß allein schon das Wort Anschluß dem ausschließlichen Sprachschatz des deutschen Militarismus entlehnt ist, wurde nach der Methode vorgegangen: Wir schwärzen euch an und nun beweist einmal eure Unschuld! Das Gericht erlaubte es den Adenauer-Vertretern, stundenlang Behauptungen ohne Schatten eines Beweises vorzubringen. Als aber die KPD-Vertretung dazu übergehen wollte, die Behauptungen der Regierungsanwälte zu widerlegen und die wahren Absichten der SED zu erklären, gestützt auf grundsätzliche Feststellungen, Otto Grotewohls und Walter Ulbrichts, auf ZK-Beschlüsse und andere Dokumente, strich das Gericht das ganze Beweisthema über das „Verhältnis der KPD zur SED“. Auf diese Weise konnten die faustdicksten Unwahrheiten und Verdrehungen der Gegenseite unwidersprochen bleiben. Nicht zu Ehren des alten Reichsgerichtes, aber zur Schande des Bonner Verfassungsgerichtshofes muß festgestellt werden, daß nicht einmal beim berühmten Reichstagsbrandprozeß in Leipzig solche Methoden angewendet wurden.

Eine lange und bezeichnende Diskussion löste das sogenannte Widerstandsrecht aus. Es ging darum: Hat die Bevölkerung ein Recht, außerparlamentarische Aktionen durchzuführen, wenn die Regierung selbst oder mächtige Gruppen im Staat die Verfassung brechen? Die KPD-Vertreter setzten sich für dieses Recht ein und wiesen nach, daß es nicht nur ein Widerstandsrecht, sondern eine Widerstandspflicht gibt. Sie verwiesen auf den Kapp-Putsch, wo nur der Generalstreik der Arbeiter die Weimarer Verfassung gerettet und wiederhergestellt hat. Das Gericht aber stellte sich auf den Standpunkt, ein solches Recht könne es in Westdeutschland nicht geben; bei Uebergreifen gegen die Verfassung könne ja das Verfassungsgericht angerufen werden. Dieses Argument ist so heuchlerisch, daß sich sogar die bürgerliche „Frankfurter Allgemeine“ zu der Feststellung gezwungen sah: Wenn man sich auch in der Weimarer Republik auf einen solchen Standpunkt gestellt hätte, dann wäre Hitler schon um zehn Jahre früher an die Macht gekommen.

Es geht natürlich nicht nur gegen die KPD. Bei der Behandlung der Frage, ob auch ein Streik schon „der Kern einer Revolution“ sei, wurden als „Beweis“ unter anderem auch Äußerungen von — August Bebel herangezogen. Sogar der berühmte Vers von Georg Herwegh: „Mann der Arbeit aufgewacht, und erkenne deine Macht, alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“ — sogar dieser Vers, der seit nahezu hundert Jahren in der Arbeiterbewegung Geltung hat, wurde als Begründung für ein — Verbot der KPD herangezogen! August Bebel und Georg Herwegh sollen also jetzt vom Bonner Gericht

noch nachträglich zu „Hochverrätern“ erklärt werden.

Nach all dem kann es keinen Zweifel geben, was da in Karlsruhe geschehen soll: Nicht nur die KPD soll getroffen werden, nein, auch die Gedanken und Ideale der Arbeiterbewegung sollen für das Gericht „zurückgenommen“ werden. Deshalb verteidigen die Vertreter der Kommunistischen Partei bei ihren Schlußplädoyers in den nächsten Tagen nicht nur die Partei Karl Liebknechts und Ernst Thälmanns, sie verteidigen zugleich die Freiheit und das Recht der ganzen Arbeiterbewegung. Vor Gericht steht das Gericht, das den vergeblichen Versuch unternimmt, durch Richterspruch die Welt zum Stillstand zu bringen. Jedem solchen Versuch folgte stets das Weltgericht.

Bonn will Arbeiterbewegung treffen

(Von unserem Redakteur Franz Kain, Berlin.)

Karlsruhe. — Mittwoch begann im Karlsruher KPD-Prozeß, in einer Atmosphäre großer Spannung, das Schlußplädoyer der Kommunistischen Partei. Der Dekan der juristischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität Professor Doktor Kröger stellte gleich am Beginn seiner Rede den Antrag, das Gericht möge das Verbotsvorbringen der Adenauer-Regierung als verfassungswidrig zurückweisen.

Der Rechtsgelehrte, während dessen Rede der Saal bis zum letzten Platz besetzt war, erinnerte das Gericht an seine große Verantwortung. Er wies nach, daß stets dann, wenn die Reaktion dazu überging, die Arbeiterbewegung zu verfolgen, für das ganze Volk schwere Zeiten hereinbrachen. Besonders deutlich wurde das durch den berühmten Reichstagsbrandprozeß, der die Nacht des Faschismus einleitete, der Krieg und die größte Katastrophe der deutschen Geschichte folgten. Heute möchte die Adenauer-Regierung die konsequenteste Opposition ausschalten, weil sie ihrer aggressiven und verständigungsfeindlichen Politik im Wege steht.

Professor Kröger wies nach, daß die Adenauer-Regierung nicht nur die KPD, sondern die Arbeiterbewegung überhaupt treffen will. So haben die Regierungsvertreter in dem Prozeß erklärt,

jeder politische Streik sei Hochverrat. „Die KPD verteidigt daher in diesem Prozeß nicht nur sich selbst, sie verteidigt die demokratischen Volksrechte, die Rechte aller Gewerkschafter und Sozialdemokraten“, erklärte Kröger.

Die Kommunistische Partei — schloß Kröger — ist zutiefst überzeugt, daß keine Gerichtsentscheidung, wie immer sie ausgehen möge, daran wird etwas ändern können, daß vor der Geschichte des Volkes die Ankläger von heute die Angeklagten von morgen sein werden. Die deutsche Arbeiterklasse, die auf eine mehr als hundertjährige ruhmreiche Vergangenheit zurückblickt, und ihre Partei, die Kommunistische Partei, werden bestehen und siegen.

Verhandlung beendet — Urteils-termin unbestimmt

Die mündliche Verhandlung ist mit dem 51. Verhandlungstag gestern zu Ende gegangen. Ein Termin für das Urteil wurde noch nicht festgesetzt.

Die mündliche Verhandlung schloß mit einer Erklärung des Parteivorstandes der KPD, die vom Vorstandsmitglied Fritz Räsche verlesen wurde.

NEUE ZEITUNG, Freitag, 15. Juli 1955

Bonn errichtet Hindernisse für gesamtdeutsche Wahlen

(Von unserem Redakteur Franz Kahn)

Karlsruhe. — Im Karlsruher KPD-Prozeß wurde auch Donnerstag wieder der Gerichtssaal zum Tribunal gegen die Politik der westdeutschen Regierung. Abermals wurde dargetan, wie sie und nicht die Arbeit und der Kampf der deutschen Kommunisten in Wahrheit verfassungswidrig ist. Der Anwalt Dr. Hüttscher stellte fest, daß an der Spitze des Bonner Grundgesetzes der Satz steht: Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, die Einheit Deutschlands zu vollenden. Es ist klar, daß ein gesamtdeutsches Wahlgesetz nur in gemeinsamen Beratungen beider Teile Deutschlands vereinbart werden kann.

Zu dem Argument, eine verbotene KPD könne ja zu gesamtdeutschen Wahlen wieder zugelassen werden, erklärte Dr. Hüttscher: „Die Wähler müssen die Politik einer Partei nicht nur nach einem schnell vorgelegten Wahlprogramm, sondern nach der täglichen Arbeit dieser Partei kennenlernen und beurteilen können. Wie kann dies aber geschehen, wenn eine Partei zu einer Zeit, da es darum geht, im politischen Kampf die Gestalt des zukünftigen Deutschland zu formen, der Legalität beraubt ist?“

Donnerstag erklärte der eingekerkerte Arbeiterführer, das Mitglied des Sekretä-

riats der KPD Fritz Baschke, vor dem Gericht:

„Den Prozeß und das Verbot haben die herrschenden Kreise der USA verlangt, weil die KPD ihrer Ansicht im Wege steht, Westdeutschland in ein amerikanisches Protektorat, in ein Aufmarschgelände zu verwandeln.“

1933 darf sich nicht wiederholen

1933 darf sich nicht wiederholen. Hitler ging es darum, jeden Widerstand gegen die Vorbereitung eines Krieges durch Terror zu ersticken. Darum verbot er zuerst die KPD, dann folgten die SPD und die Gewerkschaften. Nun soll wieder ein Urteil gegen die KPD das Signal zum Gegenangriff auf Frieden und Demokratie in Westdeutschland werden. Die Kommunistische Partei Deutschlands kann man nicht vernichten, weil sie von der Arbeiterklasse nicht zu trennen ist. Die Hitler kamen und gingen, aber die Kommunisten sind geblieben. Die Adenauer kommen und gehen, aber die Kommunisten werden bleiben.“

Bis zur „Urteilsverkündung“ vertagt

Das Gericht hörte die Erklärung mit eisigem Schweigen an und hob dann eilig die Sitzung auf, die auf unbestimmte Zeit bis zur Urteilsverkündung vertagt wurde.

NEUE ZEIT UND Samstag, 27. Juli 1955

Das Hexeneinmaleins von Karlsruhe

(Von unserem Redakteur Franz Kain)

Die mündlichen Verhandlungen des KPD-Prozesses sind zu Ende. Jetzt wird das Gericht über das Urteil beraten. Einer der infamsten Prozesse gegen die Arbeiterbewegung steht vor dem Abschluß. Die Richter in den roten Talar, die in den letzten Tagen mit gelangweilten Gesichtern den Ausführungen der KPD-Vertretern folgten, zeigten manchmal ein hämisches Grinsen, das den Haß kaum verbergen konnte. In den letzten Stunden der Verhandlungen zeigte dieses Gericht noch eine bezeichnende Nervosität, und dem Berliner Rechtsanwalt Dr. Kaul wurde mehrere Male das Wort abgeschnitten. Diese Nervosität hatte gute Gründe, denn Dr. Kaul gab eine Charakteristik des Prozesses und dabei wurde noch einmal offenbar, welche Rolle das Bonner Verfassungsgericht bei diesem Prozeß gespielt hat.

Als die Bonner Regierung im November 1951 den Verbotsantrag einbrachte, legte sie sage und schreibe fünf Dokumente zur Begründung vor. 23 Dokumente mit Äußerungen von Staatsmännern der DDR mußten von vornherein ausscheiden, weil sie nicht in den Geltungsbereich des Bonner Grundgesetzes fielen. Von den anderen fünf Dokumenten aber erwiesen sich der als gefälscht. Da man mit solchen Dokumenten keinen Prozeß führen kann, setzte bald eine wilde Beschlagnahmungsaktion gegen die KPD ein. Tausende Dokumente wurden in verfassungswidriger Weise „sichergestellt“. Sie sollten das „Verbrechen“ der KPD beweisen, das damals nach Ansicht der Regierung in der Durchführung der Volksbefragung gegen die Remilitarisierung Westdeutschlands bestand.

Als aber drei Jahre später endlich der Prozeß begonnen wurde, kam die Rede kaum noch auf die Volksbefragung und mit keinem Wort mehr auf die vielen beschlagnahmten Dokumente. Was war geschehen? In der Zwischenzeit war die KP der USA verboten worden und das Material dieses Prozesses, gesammelt im sogenannten McCarren-Bericht, war auch den Bonner Behörden zur Verfügung gestellt worden. Dieser Bericht empfiehlt nach den amerikanischen Erfahrungen, sich nicht mit Dokumenten, wirklichen Taten und ähnlichen handfesten Prozeßgegenständen zu befassen, sondern mit dem Problem des „Weltkommunismus“. Die KPD-Vertretung prangerte bei dem Prozeß diese Empfehlungen an, und die Bonner Advokaten beteuerten, sie hätten sich bei der Begründung ihrer Anklage „fast gar nicht“ an die amerikanischen Auslassungen gehalten. In Wahrheit aber hat die Bonner Regierung ganze Leitsätze des McCarren-Berichtes wörtlich übernommen. In Amerika hieß es, die KP der USA sei früher Mitglied der Komintern gewesen und erkenne jetzt die führende Rolle der KPdSU an. Genau dasselbe „Verbrechen“ wird der KPD vorgeworfen.

Auch die Redensart von der „Infiltration“ wurde wörtlich aus dem Amerikanischen übernommen. Der amerikanische Prozeß hatte auch als Beispiel dafür gedient, daß man statt Tatsachen einige Sätze aus dem Lehrgebäude des Marxismus-Leninismus nehmen kann, um die „Gewaltabsichten“ der Kommunisten zu beweisen.

Auf dieser Basis spielte sich der ganze Prozeß ab, und das Gericht folgte der Regie der Regierung wie am Schnürchen. Die Regierung behauptete, die KPD hege „Umsturzpläne“. Als sich die KPD erbot, die tatsächliche Politik der Partei unter Beweis zu stellen, lehnte das Gericht dies mit dem Hinweis ab, es sei ohnehin „gerichtsbekannt“, daß der Marxismus-Leninismus die Lehre von der Revolution sei. Die KPD mißbrauche die nationale Frage, hieß es. Als die Parteivertreter Beweis darüber erheben wollten, in welcher Weise der Marxismus die nationale Frage behandle, lehnte das Gericht dies ebenfalls mit dem Hinweis ab, dies sei gerichtsbekannt. Die KPD diffamiere die Regierung, hieß es, weil sie die Remilitarisierung verdächtige. Den Wahrheitsbeweis hierfür lehnte das Gericht ab. Die KPD verleumde die Regierung, hieß es, weil sie ihr Begünstigungen faschistischer Verbände vorwerfe. Einen Beweis hierfür lehnte das Gericht ab. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Eines sei noch erwähnt, weil es die Heuchelei des Gerichtes besonders deutlich macht.

Die KPD erklärte, daß Adenauer eine Gewaltpolitik gegen den Osten vorbereite. Sie berief sich dabei auf eine Ansprache Adenauers an ehemalige Bauern aus den Ostgebieten,

wobei er diesen versichert hatte, sie wären dazu berufen, wieder einmal den „deutschen Osten“ zu besiedeln.

„Was hat denn das mit Gewalt zu tun?“ fragte Präsident Dr. Wintrich mit frommem Augenaufschlag. Als der KPD-Sprecher die Frage stellte: „Glauben Sie, daß die Völker des Ostens sich freiwillig unter die Knute der Herrenmenschen begeben würden?“, wurde ihm kurzerhand das Wort entzogen. So wird bei diesem Gericht „Recht“ gesprochen. Von 417 Beweisanträgen der KPD wurden lediglich 43 zugelassen. Der KPD war es nicht gestattet, über die Einheitlichkeit der Lehre des Marxismus-Leninismus zu sprechen, aber die Regierungsvertreter konnten wochenlang ihre von Goebbels entlehnten Auslassungen über die „Auslegung“ des Marxismus vorbringen.

Das Gericht weiß sehr gut, daß es mit diesen Methoden längst den Boden des Rechtes verlassen hat. Aus dieser Kenntnis rührt die Nervosität her, die beim Schlußplädoyer Doktor Kauls so deutlich zum Ausdruck kam. In der Prozeßführung hat das Gericht gezeigt, daß es den Geist MacCarthys über das Recht stellt. Was liegt also näher, als daß es auch ein Urteil im Geiste MacCarthys zu fällen gedenkt? Der Ruf „Hände weg von der KPD!“ gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung. Er gilt nicht nur der Verteidigung der KPD, er ist zugleich der Kampfruf gegen den Einbruch des Geistes amerikanischer Hexenprozesse in Europa.

Bonn spricht nicht für ganz Deutschland

(Von unserem Berliner F.-K.-Korrespondenten)

Berlin. — In Westdeutschland mehren sich die Stimmen, die sich gegen die Behauptung wenden, daß das deutsche Problem durch einen „Anschluß“ der DDR an die Bundesrepublik gelöst werden könnte. Jetzt hat sich in der „Rheinisch-Westfälischen Rundschau“ der ehemalige Senatspräsident von Danzig, Hermann Rauschnig, zu Wort gemeldet. Er tritt für eine schrittweise Annäherung der beiden Teile Deutschlands ein. „Der Anspruch der Bundesrepublik“, schreibt Rauschnig, „allein für Deutschland repräsentativ zu sein, muß aufgegeben werden.

Die Genfer Konferenz hat in den Anweisungen für die Außenministerkonferenz durch die Zulassung der Teilnahme oder Konsultation anderer interessierter Parteien zweifellos auch die Vertreter der Bundesrepublik und der DDR gemeint. Es ist daher gar nicht mehr zu vermeiden, daß sich die beiden Regierungen eines Tages gegenüberstehen werden. Jedenfalls dürfte eine Weigerung der Fühlungnahme nicht im Interesse des ganzen deutschen Volkes liegen.“

Rauschnig spricht von der Notwendigkeit der beiderseitigen Annäherung, „nicht einer einseitigen, bloß der DDR, an die Bundesrepublik. Die Annäherung kann nicht dahin verstanden werden, daß die bisher vergesellschafteten Teile der Grundproduktion und Industrie der DDR ohne weiteres reprivatisiert werden

müssen, oder daß die Bodenreformgesetzgebung rückgängig gemacht werden würde.“

An einer anderen Stelle seines aufsehenerregenden Artikels schreibt Rauschnig: „Es ist undenkbar, daß von heute auf morgen alle Schranken zwischen den beiden Gebieten fallen könnten.

Je eher der Kontakt zwischen der Bundesrepublik und der DDR aufgenommen wird, desto eher ist mit einer gemeinsamen Plattform für die praktische Wiedervereinigung zu rechnen.“

Von der Wartburg in Thüringen, hoch über der Stadt Eisenach, hat man einen herrlichen Rundblick. Man übersieht die Hügel, Wiesen und Felder des grünen Landes, und im Westen zieht sich das bläuliche Band der hessischen Wälder am Horizont dahin.

Hier, an dieser historischen Stätte, dicht an der Zonengrenze, erklangen dieser Tage die Lieder tausender Sänger aus West- und Ostdeutschland. Das III. Wartburgtreffen der deutschen Chöre war ein großes gesamtdeutsches Ereignis. 7000 Sänger waren aus Westdeutschland gekommen, 4000 aus der DDR, und auch internationale Gäste wohnten dem Treffen bei. In einem feierlich angenommenen Manifest gelobten die Sänger, mit aller Kraft für die Einheit Deutschlands zu arbeiten. Das Sängertreffen auf der Wartburg ist so populär, daß auch zahlreiche westdeutsche Bürgermeister nicht umhin konnten, dem Treffen Grüße zu übermitteln.

SYMBOL WARTBURG

Es ist kein Zufall, daß gerade die Wartburg immer mehr zum Symbol deutscher Einheit wird. Hier wurde vor mehr als 700 Jahren der mehr sagenhafte als historische Sängerkrieg ausgefochten, an dem sich auch Walther von der Vogelweide beteiligt haben soll. Vor mehr als 400 Jahren hat hier Martin Luther die Bibel übersetzt und mit dieser gewaltigen Leistung die Einheit und mit dieser sprachliche Schaffenskraft geschaffen. Hier haben vor nahezu 140 Jahren die deutschen Studenten gegen die Tyrannei der deutschen Fürsten protestiert. Die Namen Goethe, Moritz von Schwind, Richard Wagner und Franz Liszt sind eng mit der Wartburg verbunden.

Die Regierung hat mit großem Aufwand die vom Verfall bedrohte Burg wiederhergestellt und gesichert. Seit Jahren ist die Burg Schauplatz großer gesamtdeutscher Tagungen. Hier wurden

Sängerwettstreit auf der Wartburg

(Von unserem in der DDR wohnenden Redakteur Franz Kain)

verschiedene pädagogische Kongresse abgehalten, die alljährlich stattfindenden Dichtertreffen und die Veranstaltungen der Sänger aus Ost und West nehmen immer größeren Umfang an.

EIN GANG DURCH DIE BURG

Die Wartburg wurde im zwölften Jahrhundert im romanischen Stil erbaut und im Laufe der Jahrhunderte mehrere Male umgebaut. Einige Gebäude des großen Komplexes sind in schönem Fachwerkbau gestaltet, eine ewige Sorge der Restauratoren, weil die morschen Eichenpfosten immer wieder mühselig ausgewechselt werden müssen.

Im Hauptteil der Burg liegen die Herrschaftsräume, auch der große Saal, in dem angeblich der Sängerkrieg ausgetragen wurde. In diesem Teil befinden sich auch die berühmten Wandgemälde von Schwind, wonach die sagenhafte Geschichte der Wartburg und der frommen Elisabeth dargestellt hat. Leider haben verschiedene Protesten verschiedener Zelten manches in einer recht geschmacklosen Weise „verschönern“ zu müssen geglaubt. Den Vogel hat dabei sicherlich Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1902 abgeschossen. Als Dank für „genossene Gastfreundschaft“ hat er das Frauengewölbe der Burg mit einem glitzernden Mosaik ausstatten lassen. Damit die Nachwelt auch in gebührender Weise von dieser edlen Tat erfahre, hat er sich selbst in dieses Mosaik hineinverleihen lassen. Einer der Ritter unter den vielen Figuren des Mosaiks trägt die Züge des Hohenzollern mit dem hoch aufgetriebenen Schirmhelm.

Das Ziel eines jeden Wartburgbesuchers ist das Zimmer, in dem Luther die Bibel übersetzt hat. Man erreicht es durch einen hohen Wehrgang, und es ist bezeichnend, daß auf dem Gang vor dem Zimmer Luthers sich die Kammer des Eseltreibers der Burg befindet. Der Reformator hat also, schlicht und einfach gesagt, in einer Art Gesindehaus gewohnt. Diese Tatsache hat bei der Führung, der wir uns angeschlossen haben, einen Thüringer Arbeiter zu der nachdenklichen Feststellung veranlaßt: „Bei aller Freundschaft des Landgrafen zu Luther, aber im Herrschaftshaus hat er ihn doch lieber nicht einquartiert.“

Das Zimmer Luthers ist genau in demselben Zustand, wie es zur Zeit der Bibelübersetzung war. Lediglich der Tisch ist nicht derselbe. Er wurde, als er noch nichts Derartiges wie eine Museumsordnung gegeben hat, von den Besuchern Stück für Stück, Span für Span, weggetragen. Das Zimmer hat mehr Licht als Luthers Arbeitszimmer in Wittenberg, und das Fenster gibt den Blick frei bis weit ins Hessische hinüber. Das mit Fichtenholz ausgeschlagene Zimmer hat eine sehr einfache Decke, ebenfalls aus Fichtenholz, und in einer Art Verschlag hinter dem Zimmer, der einzigen Schlafstelle von nicht einmal drei Quadratmeter Fläche, sind die Bretter nicht einmal gehobelt.

An einer Seite der Zimmerwand, die nicht mit Holz verschlagen ist, ist der Mörtel bis auf die mächtigen Felsquadern der Mauer abgekratzt. Hier war früher einmal der sagenhafte schwarze Fleck, der von findigen und geschäftstüchtigen Führern immer wieder erneuert wurde. Dieser

Fleck, wohl einmal in frommer Betrugsabsicht an die Wand gepinselt, verdankt seine Entstehung der allzu engen Auslegung einer Bemerkung Luthers, er habe den Teufel mit der Tinte bekämpft. Natürlich hat er mit dieser Bemerkung seine schriftstellerische Arbeit gemeint. Heute klären die Führer den Irrtum auf, denn der Aberglaube ist heute von der Wartburg verschwunden. Damit nicht noch mehr von der Mauer weggetragen wird, ist die Stelle auch vorsorglich abgesperrt.

GÄSTE AUS ALLER WELT

Auf der Wartburg und in der Stadt Eisenach herrschte in den Tagen des Sängertreffens ein lebensgeföhliches Gedränge. Am Höhepunkt des Festes waren in Eisenach zeitweise 20.000 Sänger versammelt. Auf den großen Plätzen der Stadt traten Chöre aus Ost und West auf, und eine zehntausendköpfige Menge folgte in tiefer Ergriffenheit den Darbietungen. In den großen Sälen auf der Wartburg und in der Stadt wurden Werke von Beethoven und Bach und Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ aufgeführt. Stürmischen Beifall fanden die Darbietungen eines Ensembles aus der Mongolischen Volksrepublik, von Chören aus Finnland, der CSR, aus Frankreich und England.

Auch Österreich war bei dem Sängertreffen vertreten. Der David-Chor aus Oberösterreich, der von Professor Eder vom Bruckner-Konservatorium geleitet wird, ist der Einladung des Wartburgkomitees gefolgt. Der Chor sang bei internationalen Konzerten Volkslieder und eine Messe von Johann Nepomuk David. Die hohe Qualität dieser Darbietungen fanden allgemeine Anerkennung. Die österreichischen Gäste zeigten sich beeindruckt von der Herzlichkeit, mit der sie aufgenommen wurden.

NEUE ZEIT (1102) Mittwoch, 7. September 1955

Berggasse 4, A
T 01-310 56 86

Berlin nach dem Moskauer Übereinkommen

(Von unserem in der DDR weilenden Redakteur Franz Kain)

Berlin. — Die Nachricht von dem Moskauer Übereinkommen hat in der deutschen Öffentlichkeit große Freude hervorgerufen. Das Zentralorgan der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands „Neues Deutschland“ bezeichnet das Ergebnis als großen Erfolg der sowjetischen Verständigungspolitik. In einem Kommentar schreibt das Blatt: „Das Ergebnis der Moskauer Besprechungen ist ein großer Erfolg für die Sache des Friedens.“

Der Verlauf der Verhandlungen hat erneut gezeigt, daß es unmöglich ist, mit den Mitteln der „Politik der Stärke“ und des Kalten Krieges von der Sowjetregierung etwas zu erreichen, daß aber eine Einigung gefunden werden kann, sobald nach realistischen und vernünftigen Gesichtspunkten verhandelt wird.

So kam schließlich ein Ergebnis zustande, das zur weiteren Entspannung der Lage in Europa beiträgt und dadurch hilft, die Voraussetzungen für eine Wiedervereinigung Deutschlands zu verbessern und den Frieden zu festigen.“

Die Westberliner Presse, die als Sprachrohr der „Politik der Stärke“ fungiert, reagiert auf das Moskauer Verhandlungsergebnis mit großem Mißbehagen.

Der „Telegraph“ schreibt, daß „diplomatische Kreise von einem eindeutigen Sieg der Sowjetunion in den Verhandlungen mit der Bundesrepublik“ sprechen. Das Blatt wirft Adenauer vor, er hätte „in einem Umfang nachgegeben, der für jeden völlig unverständlich“ sei.

Zu den Vorbehaltsklärungen, die Adenauer in gesonderten Briefen abgegeben hat, schreibt das Blatt: „Was nützen alle solchen Erklärungen, wenn sie hinterher und einseitig abgegeben werden, wobei es völlig belanglos ist, ob dies in schriftlicher oder mündlicher Form erfolgt.“ Feststeht jedenfalls, daß die Sowjets erreicht haben, was sie wollten: Aufnahme diplomatischer Beziehungen und Aufnahme von Handelsbeziehungen

in kürzester Frist. Und die deutsche Delegation kehrt heim, ohne das mindeste dafür eingetauscht zu haben, es sei denn die nicht zu unterschätzende Tatsache, daß man ins Gespräch kam.“

NEUE ZEIT LND
Freitag, 16. September 1955

Die DDR ist souverän

Die Krönung eines großen Aufbauwerkes

Ich war erst wenige Tage in Berlin, als ich im September 1953 Zeuge einer eindrucksvollen Massenkundgebung auf dem Marx-Engelsplatz, dem ehemaligen Lustgarten, wurde. Hunderttausende Berliner aus Ost und West nahmen hier den Bericht der Regierungsdelegation über die Verhandlungen in Moskau entgegen. Damals konnte Ministerpräsident Grotewohl verkünden: Die Sowjetunion gibt alle noch von ihr geführten Betriebe zurück, die Höhe der Besatzungskosten werden ab 1954 nicht mehr als fünf Prozent der Staatseinnahmen betragen. Wir werden auf internationalem Gebiet als gleichberechtigter Partner eng mit der Sowjetunion zusammenarbeiten.

Als ich im September 1955 nach zweijährigem Aufenthalt in der DDR nach Österreich zurückkehrte, fanden in Moskau abermals Verhandlungen statt. Und jetzt konnte Ministerpräsident Otto Grotewohl den Berliner Arbeitern, die ihm auf dem Flugplatz in Schönefeld

Leipzig neue Straßenzüge und an der Oder, bei Fürstenberg, ist eine völlig neue Stadt, Stalin-Stadt, aus dem Boden gestampft worden. Noch vor vier Jahren haben sich in dieser Gegend die Füchse und die Hasen gute Nacht gesagt, heute ragen hier die Essen von vier Hochöfen über den Kiefernwald, und die Stadt, in der das Durchschnittsalter der Bevölkerung 29 Jahre beträgt, zählt bereits 20.000 Einwohner. Industrien, die es früher in diesem Teil Deutschlands noch nie gegeben hat, sind entstanden, das Eisenhüttenkombinat West bei Calbe, Werften in Wismar und Rostock, sowie große Kombinate zur Verarbeitung von Braunkohle. In der DDR wurde auch zum ersten Male ein Verfahren entwickelt, im großen Umfang aus Braunkohle Hüttenkoks zu gewinnen. Riesenwerke, wie das Leuna-Werk bei Merseburg, wurden wieder aufgebaut und erweitert, das Leuna-Werk beschäftigt heute etwa 30.000 Arbeiter. Alles dies wurde geschaffen, ohne daß

tät Marburg, Dr. Wolfgang Abendroth, ein Programm für die Wiedervereinigung zur Diskussion gestellt. Nach der Meinung Abendroths dürfe nach einer Wiedervereinigung Deutschlands an folgenden Einrichtungen nicht gerüttelt werden: An der Vergesellschaftung der Grundindustrie und der Banken, an der Bodenreform, an der Universitätsausbildung der Volksschullehrer, an der Einrichtung, Arbeiter und Bauern in besonderen Lehrgängen auf die Universität vorzubereiten, an der einheitlichen Sozialversicherung, an der einheitlichen Schule, an der Einrichtung der Volksrichter und Volksstaatsanwälte.

Alles dies sind Errungenschaften, die es in Westdeutschland nicht gibt. Wenn der sozialdemokratische Politiker Abendroth dafür eintritt, daß all das, was die wesentlichen Bestandteile der gesellschaftlichen Ordnung der DDR ausmacht, im Falle der Wiedervereinigung er-

ins Vogelland herübergegangen", sagte die alte Strumpfwirkerin, „so genug hab ich gehabt von da drüben!“

Die Arbeiter der DDR haben den herrlichen Strand der Ostsee erobert, Millionärspensionen wurden zu Gewerkschaftsheimen, die Wintertouristen Oberhof und Oberwieschen gehören den Arbeitern und sie sind nicht zu haben für „Befreiungsaussichten“, die sie wieder von diesen Plätzen vertreiben würden.

Und die Jugend? Und die Kulturschaffenden? In Leipzig gab es früher 2500 Hochschulstudenten, heute gibt es 20.000, in Dresden hat sich die Zahl von 2000 auf über 14.000 erhöht. Die Dresdner Staatsoper bekommt vom Staat viermal soviel Mittel wie die Oper in Frankfurt am Main. Der Volkshochschule des Berliner Stadtbezirks Prenzlauerberg (etwa 170.000 Einwohner) stehen im Jahr 80.000 Mark zur Verfügung, der Stadt Flensburg in Schleswig-Holstein für denselben Zweck nur 3000 Mark.

Das alles sind Errungenschaften, die es wert sind, verteidigt zu werden.

Schwierigkeiten werden überwunden

Natürlich gibt es in der DDR auch Schwierigkeiten. Der Bedarf der Bevölkerung, die seit 1945 keine Arbeitslosigkeit gekannt hat, ist sprunghaft angestiegen. Staubsauger, Kühlschränke und Fernsehapparate werden in großen Mengen abgesetzt. Der Butterverbrauch der Bevölkerung liegt über neun Kilo pro Kopf und Jahr, in Westdeutschland sechs. Auch der Zuckerverbrauch ist in der DDR höher als in Westdeutschland. Aber es kommt immer wieder vor, daß unter dem Druck der Bonner Behörden westdeutsche Firmen von ihren vereinbarten Lieferverträgen zurücktreten. Es treten Knappheit bei Kaffee oder Kakao auf, und die Tatsache, daß heuer infolge des kühlen Frühlings die Getreideernte und die Kartoffelernte zeitlich zusammenfallen, hat große Anstrengungen bei der Kartoffelernte erfordert. Die Energieversorgung ist noch immer nicht zufriedenstellend, es gibt auch noch immer nicht genug Stahl.

Aber alle diese Schwierigkeiten werden in ständigem, zähem Kampf überwunden und neue, gewaltige Aufgaben werden in Angriff genommen. Im August dieses Jahres leitete Minister Fritz Selbmann, ein ehemaliger Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet, mit dem ersten Spatenstich den Bau des Braunkohlenkombinats „Schwarze Pumpe“ ein, welches das größte dieser Art in Europa sein wird. Hier, im Sentenberger Revier bei Cottbus, werden große Kokereien entstehen, und schon in wenigen Jahren werden täglich 90 Güterzüge Rohbraunkohle verarbeitet werden.

Realitäten lassen sich nicht umgehen

Das alles sind Realitäten, so wie die DDR selbst eine Realität ist. Es regt sich recht kräftig, dieses andere Deutschland, im Innern und nach Außen. Die Leipziger Messe ist zur größten Handelsmesse der Welt geworden und die Handelswelt gibt sich hier, in einem Ausmaß wie nirgends sonst, ein Stelldichein. Ohne diesen deutschen Staat der Arbeiter und Bauern kann die deutsche Frage nicht gelöst werden, mögen manche Leute auch bei uns noch dümmlich-überheblich von den „Leuten von Pankow“ reden. Die „Leute von Pankow“, sitzen nämlich nicht, wie die Klugscheißer sagen, in der Berliner Vorstadt dieses Namens, sie sitzen auch nicht im kleinen Provinzstädtchen Bonn, sie sitzen mitten in Berlin und das Haus der Ministerien in Berlin liegt in der Wilhelmstraße. Hier wurde jahrhundertlang eine für Deutschland und Europa verderbliche Politik gemacht, jetzt aber sitzen in Göring, Luftfahrtminister der Schriftsetzer Otto Grotewohl, der Tischler Walter Ulbricht, der Bergarbeiter Fritz Selbmann, der Maschinenbauer Heinrich Rau, der Maurer Willi Stoph, der Publizist und Landwirt Otto Nuschke und die anderen Männer der Regierung der DDR. Hier, vom Herzen der Hauptstadt Deutschlands aus sieht man besser und weiter in die Welt als von dem kleinen, alten Städtchen am Rhein oder aus der Perspektive der Welser Heide und von der Linzer Promenade, wo man immer noch glaubt, nicht von der DDR, sondern von „Pankow“ reden zu müssen.

Franz Kain.



Der Staatsvertrag zwischen der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik, der die volle Souveränität des ersten deutschen Staates der Arbeiter und Bauern herstellt, wurde im Kremispalast von Grotewohl (links) und Bulganin (rechts) unterzeichnet. (erster von links) und Ulbricht (hinter Grotewohl) und von sowjetischer Seite unter anderen Kaganowitsch (hinter Bulganin), neben ihm Chruschtschow und Malenkov bei.

einen herzlichen Empfang bereiteten, mitteilen: Wir haben die volle Souveränität erreicht, eine Souveränität ohne Einschränkungen, das Recht, unsere Beziehungen mit allen Staaten, einschließlich der Bundesrepublik, nach eigenem Besseren zu gestalten. (In Westdeutschland haben sich die Westmächte das Recht, über die Wiedervereinigung zu verhandeln, ausdrücklich vorbehalten).

Von September 1953 bis September 1954 hat also die DDR den Weg zur Selbstständigkeit zurückgelegt. Heute ist sie voll und ganz souverän und aus dem internationalen Leben nicht mehr wegzudenken. Eine Lösung des Deutschlandproblems ist nicht denkbar ohne die Mithilfe und schon gar nicht gegen die Interessen der DDR. In der inneren Entwicklung war der Weg der letzten zwei Jahre gekennzeichnet durch große wirtschaftliche Erfolge. Ich habe in diesen zwei Jahren mit der Bevölkerung der DDR gelebt und ihre Freuden und Sorgen geteilt.

Ein steiler Weg aufwärts

Als ich nach Berlin kam, war die Stalin-Allee einen Kilometer lang. Heute ist diese Straße des neuen Berlins mit ihren hohen, mächtigen Häusern, die den Feiertag in das Arbeiterviertel Friedrichshain brachte, zweieinhalb Kilometer lang. Der Platz, an dem einst Michael Kohlhaas enthauptet wurde, hallt heute wider vom fröhlichen Geschrei der Kinder, für die im 13. Stockwerk des neuen Hochhauses am Straußensbergplatz sogar ein eigenes Café eingerichtet wurde.

Die Straße, auf der einst zehntausende Berliner Arbeiter dem ermordeten Volkstribun Karl Liebknecht das letzte Geleit gaben, ist heute erfüllt von einem ständigen Strom geschäftiger Menschen. Etwa 20.000 Menschen wohnen heute in der Stalin-Allee und im nächsten Jahr wird eine neue Baustappe begonnen.

Noch vor zwei Jahren glich die Umgebung meiner Wohnung im Bezirk Prenzlauerberg am Rande des Friedrichshains einer Trümmerstätte, einen ganzen Kilometer dehnten sich die Zellen der Ruinen des Kriege aus. Heute sind hier 1200 Wohnungen schon bezogen. Die Ostseestraße ist als zweite Stalin-Allee entstanden, an leeren Plätzen wurden überall Grünflächen angelegt. Ostberlin ist bis zu einem winzigen Zirkel an der Jannowitzbrücke trümmerfrei, was man von Westberlin noch lange nicht sagen kann. Die neuwankenden Berlinernden, deren Berichte die Spalten unserer bürgerlichen Zeitungen füllen, pflegen gewöhnlich ein bißchen am prächtigen Kurfürstendamm zu flanieren und reden dann davon, sie hätten Berlin gesehen. Wenn sie doch nur hundert Meter hinter die ehrlichen Lichtreklamen gehen würden! Gleich hinter dem Zoologischen Garten können sie einen Weg zum Potsdamer Platz sehen, eine halbe Stunde immer am Rand des Tiergartens entlang, wo sie nicht ein einziges Haus finden würden, das bewohnbar wäre. Im Westberliner Bezirk Kreuzberg gibt es Gegenden, wo man kilometerweit durch Schuttberge geht, auf denen mannshohe Brennnesseln wuchern.

Die Bauplätze Berlins sind aber balleibend nicht die einzigen in Ostdeutschland. In Magdeburg, in Dresden, in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) entsteht ein neuer Stadtkern, in

die DDR heute auch nur mit einer Mark verschuldet ist.

Übernimmt sich die DDR bei solchen Leistungen nicht?, wird manchmal gefragt, und zeigt sie nicht gerade durch den schwingvollen Aufbau, daß sie ihr Territorium vom übrigen Deutschland abspalten will? Solche Fragen tauchen oft in Westdeutschland auf und es ist notwendig, an einige historische Tatsachen zu erinnern.

Die Spaltung begann im Westen

Im September 1949 hat Westdeutschland sich als eigener Staat konstituiert. Erst einen Monat später, im Oktober 1949, haben die ostdeutschen Länder Sachsen, Thüringen, Sachsen-Anhalt, Brandenburg und Mecklenburg diesen Schritt damit beantwortet, daß sie sich zur Deutschen Demokratischen Republik zusammenschlossen. Eine der ersten „Taten“ der westdeutschen Bundesrepublik war die Verhängung eines scharfen Wirtschaftsboikotts gegen die DDR. Die lebenswichtigen Kohlenlieferungen blieben aus, es wurde kein Stahl mehr geliefert, kurz, man wollte die junge DDR in die Knie zwingen. Bei dieser Politik Bonns ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Das offizielle Gerücht in Westdeutschland, daß man der Bevölkerung der „Sowjetzone“ helfen müsse, mutet recht sonderbar an, wenn auf der anderen Seite alles getan wird, um die Wirtschaft der DDR zu schädigen. Die DDR hat also durchaus nicht aus purem Eigensinn Eisen- und Stahlwerke gebaut, neue riesige Braunkohlenfelder erschlossen, sondern deshalb, weil eine geordnete Wirtschaft ohne Schwerindustrie nicht möglich ist.

Die Schaffung der Schwerindustrie hat gewaltige Mittel verschlungen, es war eine harte Arbeit, reich an Opfern und Entbehrungen. Ich habe mit Stahlwerkern von Brandenburg gesprochen, die noch heute mit leuchtenden Augen davon berichten, wie 1950, ohne ein richtiges Dach über dem Siemens-Martin-Ofen, der erste Stahl in die Pfanne schoß.

„Der Ofen war mit der Hand beschickt, wir hatten keinerlei technische Hilfsmittel“, erzählten die Arbeiter. Heute ragen die Schornsteine von sieben Siemens-Martin-Ofen in den Himmel Brandenburgs.

Der Staat der Arbeiter und Bauern

Schon vor der Gründung der DDR war in den Ländern der damaligen sowjetischen Besatzungszone durch Volksabstimmung der Besitz der Kriegsverbrecher und der prominenten Nazis in Volkseigentum überführt worden. Die Großbetriebe und die Banken wurden dabei die Grundlage der volkseigenen Wirtschaft. Der Großgrundbesitz über 100 Hektar (ausgenommen der Kirchenbesitz) war bereits 1945 aufgeteilt worden. 12.000 Grafen, Fürsten und Großgrundbesitzer wurden enteignet und das preußische Junkertum, das gemeinsam mit den Kanonenkönigen, Deutschland in einer Generation in drei blutige Kriege gestürzt hat, wurde von seinem Thron gestürzt. Hunderttausende Umsiedler und arme Bauern haben durch die Bodenreform lebensfähige Betriebe bekommen. Das Bildungsprivileg der Reichen wurde gebrochen. Diese Errungenschaften üben auch in Westdeutschland eine immer stärkere Anziehungskraft aus. Vor kurzem hat der sozialdemokratische Professor an der Universi-

halten bleiben muß, dann deshalb, weil er weiß, daß auch die Arbeiter Westdeutschlands diese Errungenschaften als erstrebenswertes Vorbild betrachten.

Während der zwei Jahre meines Aufenthaltes in der DDR bin ich manchem Menschen begegnet, der unzufrieden war über das Tempo der Entwicklung und der auch nicht mit allen Maßnahmen der Regierung einverstanden war. Aber keinem einzigen Arbeiter und Angestellten bin ich begegnet, der dafür eingetreten wäre, daß der Betrieb, in der er arbeitet, wieder der AEG, dem Krupp-Konzern oder dem IG-Farben-Konzern angegliedert werden soll. In Saalfeld in Thüringen (wie in vielen anderen Kurorten) ist eine mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Villa in ein Erholungsheim der Kumpel des Mansfelder Reviers umgewandelt worden. „Aus eurem Schweiß ist dieses Haus erbaut, nehmt es in Besitz!“ steht auf einer Tafel beim Eingang zu lesen. Der Kumpel, der sich hier erholt muß durchaus nicht in allem und jedem mit der Politik der SED einverstanden sein. Aber auf keinen Fall ist er dafür, daß dieses Haus wieder dem Fabrikanten übergeben werden soll, der sich nach dem Westen abgesetzt hat.

Als ich in Alt-Madlitz bei Fürstenberg einmal in einem Wirtshaus einige Bauern fragte, was sie denn davon halten würden, wenn der Graf Fink von Finkenstein wieder zurückkäme, habe ich beinahe die Flucht ergreifen müssen, weil mich die Bauern, die jetzt die 6000 Hektar des ehemaligen Grafenbesitzes bebauen, für einen Provokateur gehalten haben.

Beim Besuch in einer Strumpffabrik im Erzgebirge berichtete eine Arbeiterin, wie sie vor kurzem ihre Tochter in Ulm besucht hat, die dort in einer Spinnerei arbeitet. Sie habe die Tochter in sehr schlechten Wohnverhältnissen angetroffen und sei sehr bedrückt wieder abgereist. In Hof fiel ein Zug aus, sie mußte längere Zeit warten. „Wenn es nicht so weit gewesen wäre, dann wäre ich am liebsten zu Fuß



Die jüngste Stadt Deutschlands; Stalin-Stadt

Der Schlag jenseits des Anzenberges stieg steil empor bis zu einem Schopf zottiger Fichten. Die ersten Sonnenstrahlen vergoldeten die schwarzen Bäume, und dort, wo auf der anderen Seite des Perneggerbaches der Jungwald den Hang bedeckte, warf die Sonne schon einen gelben Streifen über den Kogel.

Am Fuße des Schlages stand das sechzehnjährige Mädchen, noch ganz wie ein halbwüchsiger Knabe, eckig und ungelink, und blickte prüfend in den Hang hinauf. Das sommerröthliche Gesicht des Mädchens glühte von dem zweieinhalbstündigen Aufstieg. Auf schon halbüberwachsenen Wegen hatte die Beerenpflückerin lange Strecken abgeschnitten, um schneller zum Erdbeerschlag zu gelangen. Wie die Sechzehnjährige so in der kühlen Frühe stand, über den rotgewürfelten Kittel eine verwaschene Blaudruckschürze gebunden, die nackten braunen Beine in derben, schwerbeschlagenen Schuhen, war sie mit ihrer schmachtigen Gestalt wie ein winziges Pünktchen am Fuße des jäh aufsteigenden Hanges.

Maria, die trotz ihrer Jugend schon alle Beerenschläge weit und breit kannte, atmete erleichtert auf, als sie, den Hang hinaufschauend, sich vergewissert hatte, daß sie allein und niemand ihr zuvorgekommen war.

„Ich hab ihr's ja gesagt, daß es hier besser ist“, dachte das Mädchen, denn seine Mutter, die es auf der Brust hatte und nicht mehr in die steilen Schläge konnte, hatte dem Mädchen aufgetragen, wieder ins Weißenbachtal zu gehen. Erst nach einem längeren Streit hatte sie nachgegeben und das Mädchen auf die Ischler Seite gehen lassen. „Immer mit den alten Beerenweibern zusammen, die so neidig sind, daß sie einem die schönsten Beeren vor der Nase wegrupfen, da hab' ich jetzt genug“, grollte die Sechzehnjährige noch nachträglich, und sie war befriedigt, daß sie ihren Willen durchgesetzt hatte.

Langsam, mit kleinen Schritten stieg das Mädchen schräg in den Hang hinein. Die Gräser waren von Feuchtigkeit schwer, und Maria erstarrte, wie ihr die nassen Halme so über die nackten Beine strichen und die Nässe von den dicken Schafwollsocken wie von einem Schwamm aufgesogen wurde. In einer Mulde standen große Hufblattblätter, die ihr bis an die Hüften reichten. Von Erdbeeren war noch weit und breit nichts zu sehen, aber die Sechzehnjährige stieg geduldig bergan, denn mit ihren gelbten Augen erkannte sie, daß sie nicht nur die erste an diesem Tag war, sondern daß den Schlag in der ganzen Beerenzeit noch niemand betreten hatte. Kein einziger Pfad war im wilden Riedras zu erkennen, die ganze Fläche lag unberührt im Morgenlicht. Der Hufblatt zeigte nur dort seine weiße Unterseite, wo das Mädchen durch seinen Weg einen Streifen in das Grün gezogen hatte.

Auf der halben Höhe des Schlages, wo der Morgenwind herüberstrich, ging das Mädchen schräg zum Waldrand hinüber. Dort setzte es unter einer Fichte den Rucksack ab und nahm die Zistel heraus. Ein größeres Körbchen war aus geschälten Weiden geflochten, die kleineren aus jungen Weiden, Felberstauden, wie man sie hier nannte. Mit der kleinen Zistel in der Hand ging Maria in den Schlag hinaus.

Über heroben stand das Gras nicht mehr so dicht, und auf den Blößen fand Maria die ersten Beeren, die rot im dunkelgrünen Kraut hingen. Aber die Beeren waren nicht reif genug, sie zeigten noch weiße Büsche und ließen sich nicht vom Blattkelch lösen. Hart kollerten die ersten Beeren in die Zistel. Die Arbeit ging nur mühsam voran, die Pflückerin mußte über die Hälfte der Beeren stehen lassen. Der Schlag war wie ein riesiges steilaufragendes Dach, und die winzigen Beeren versteckten sich im taufeuchten Gras, Kreuz und quer durchstreifte das Mädchen die Lichtung, bis es die kleine Zistel erst einmal halbvoll hatte. Und immer noch waren die Beeren klein und hart. Das Mädchen dachte an das saure Gesicht der Herrschaftsköchin, wenn sie diese Beeren in die Schüssel schütten würde.

„Aber diesmal sage ich ihr, daß sie selber einmal in die Schläge gehen soll“, begehrte das Mädchen auf. „Sie soll's einmal versuchen, nur einen einzigen Tag!“

Die Sonne war inzwischen über den Hügel emporgestiegen und brannte dem Mädchen ins Gesicht. Mit ihr kamen Schwärme von Mücken, die so klein sind, daß man sie im dunstigen Morgen nicht sieht. Aber wenn die Staunen an ihr vorbeisummt, dann riß Maria den Kopf auf die Seite, daß die Haarschöpfe flozen. Sie tat es mechanisch und ohne Vertrauen, denn sie wußte, daß sich die winzigen Mücken in ihrer Grausamkeit doch nicht täuschen ließen. Sie setzten sich hartnäckig in den Kniekehlen fest, verbiß sich unarmherzig beim Haaransatz am Genick und dort, wo der geschnürte Schuh das Blut staute. Erst als die Sonne die Gräser getrocknet hatte, zogen sich die Schwärme wieder in die kühleren Büsche zurück.

Nun kam die Beerenpflückerin in die Höhe des Schlages, wo die Trockenheit des Frühmorgens die Gräser versengt hatte. Hier waren die Beeren größer und reifer. Einmal hatte Maria schon die kleine Zistel in eine größere umgeschüttelt. Aber immer noch waren Erdbeeren dabei, die erst einen Anflug von Rot zeigten und die noch nicht geerntet werden sollten.

Die Pflückerin sörrte brennenden Durst, aber sie rührte keine Beere an. Sie kannte schon die Weisheit der Beerenweiber, daß der Boden eine Zistel ohne Boden ist und daß Erdbeeren allein den Hunger nicht stillen und den Durst nicht löschen konnten.

Erst als Maria über die Hälfte des Geschirrs gefüllt hatte und eine Rust machte, als sie eine Handvoll Beeren, die sie auf trockenes Brot gestreute. Sie setzte sich unter eine Fichte am Waldrand und schaute in den Schlag hinaus. Mit dem Rücken an den dicken Stamm gelehnt, fühlte sie eine bleierne Müdigkeit und

Das Beerenmädchen

von Franz Kain

gähnte. Schläfrig beobachtete sie, wie ein Klumpen Amelisen sich abmühte, eine große Erdbeere bergauf zu schleppen.

Den ganzen Sommer hindurch wuchsen die Beeren, und Maria stand an schönen Tagen oft schon vor drei Uhr früh auf, damit sie der größten Hitze im Schlag zuvorkommen und auch früh genug zu Hause sein konnte, um die Beeren, die kein Stehen vertragen konnten, noch am selben Tage zu verkaufen. Das Beeregeld rechnete die Mutter gewissenhaft in den Haushalt ein, und sie konnte ihr auf den Weg in die Schläge nichts anderes mitgeben als eine reiche Erfahrung über die besten Beerenplätze. Aber auch auf solche Ratschläge war oft kein Verlaß, weil das Weiblein über-sah, daß in den Schlägen, wo es vor zwanzig Jahren noch die schönsten Erdbeeren gegeben hatte, inzwischen längst keine mehr wuchsen.

Und so gab auch das Mädchen, wenn von Plätzen wie dem Russenschlag die Rede war, stets keck zurück: „Da wachsen ja schon Brombeeren, denn die Erdbeeren und die Himbeeren, die nach ihnen kommen, sind schon lange vom Jungwald überwachsen. Auf dich, wenn man sich verlassen würde, da künne man schön an!“

Die Alte brummte darauf nur, und so mußte sich Maria auf die eigene Spürnase verlassen.

Während sich die Sommergäste über die schönen Wochen freuten, schalt Maria mit kindlichem Trotz auf die heißen Tage, die ihr keine Ruhe gönnten. Wenn sie um drei Uhr früh aus



dem Schlummer gerissen wurde, murmelte sie noch ganz schlaftrunken: „Es regnet doch, hörst du es nicht, rauschen?“ Die Mutter aber sagte dann nur: „Du hörst den Wind in den Fichten, komm nur, hast ja heute eine feste Kundschaft und wirst früher fertig sein.“

In solchen morgendlichen Dämmerstunden war die Stimme der früh grau und hart gewordenen Witwe wärmer als ihre sonstige barsche Rede, und manchmal seufzte sie, als wollte sie sagen: „Ich wollt', ich könnt' dich liegen lassen, bist ja noch gar nicht ausge-schlafen.“

Aber das Aufstehen am Rande der Nacht war auch voll von Abenteuern. Um diese Zeit, da Maria sich auf den Weg in die Schläge macht, geht die Nacht zu Ende und mit ihr vieles, was der Tag nicht sehen darf. Da bewegen sich die Läden an Kammerfenstern, und dunkle Gestalten, die aus den Fenstern gestiegen sind, huschen durch dämmerige Obstgärten. Sie wollen nicht bemerkt werden, aber das Beerenmädchen auf seinem Weg in die Schläge sieht sie doch.

„Die Dirn beim Klacklbauern tut immer so, als ob sie nicht bis fünf zählen könnte“, sagte Maria jetzt, während sie die Arme im Genick verschränkte und in den Schlag hinaus sah, „aber schon in dieser Woche bin ich dreimal dazugekommen, wie sie ihn herausgelassen hat.“

Das Mädchen kicherte. Zuerst war ihm der Bursche am Garten vor dem Bauernhaus ausge-wichen. Beim zweitenmal hatte er etwas verlegen gelacht, und beim drittenmal hatte er das Mädchen sogar angesprochen.

„Wir sind ja beide schon vor den Hähnen auf“, sagte er, „das ist eine Rackerlei heutzutage.“

„Er glaubt noch immer, ich wüß' nicht, woher er kommt“, sagte die Sechzehnjährige jetzt zu sich selbst. Ein seltsames Gefühl erfaßte sie, eine unbestimmte Sehnsucht und zugleich ein Schmerz, der das Herz zusammenpreßte. Maria wußte noch nicht, daß es die aufkeimende Eifersucht war, auf die andere, die neunzehnjährige Dirn, die schon einen Burschen über die Nacht behielt.

Ein anderes Mal sieht das Beerenmädchen, wie eine Gestalt um das Haus des Jägers schleicht. Weiter drüben dann, am Waldrand, tritt ihm jemand in den Weg. „Weißt du nicht“, fragt ein Bursch, „ob der Jäger heute daheim ist?“ Als ihn Maria erschrocken ansieht, sagt er beschwichtigend: „Weißt, ich wollt' mir was ausmachen mit ihm.“

Aber wenn auch Maria erst sechzehn und nur ein Beerenmädchen ist, sie weiß ganz genau, was es mit solchen Fragen für Bewandnis hat. Da will einer wissen, ob das Revier, das der Jäger betreut, diesen Morgen verlassen ist! Ja, Maria kennt schon viele Geheimnisse. Ein Beerenmädchen übersieht man, aber Maria übersieht nichts, und in ihrer Phantasie ver-dichtet sich vieles zu leuchtenden Bildern, und manchmal rückt ein niegekannter Schauer über ihren Rücken.

Der Schlag lag in der prallen Sonne, die Grä-ser senkten sich unter der Hitze wie unter

einer Last. Weit draußen im Hang stand eine Staude wilder Holler, und die roten Frucht-trauben hingen schlaff nieder. Kein kühlender Wind strich über die Gräser, und es war ganz still. Nur ein Schwarm junger Kreuzschnäbel zog lärmend über den Hügel hin.

Heißer Dunst stieg vom Boden auf, als das Mädchen die Arbeit wieder aufnahm. An einer Stelle hatte der Sturm vor Jahren eine breite Schneise in den Hochwald geschlagen. Da das zähe Fichtenholz nicht gesplittet war, hatte der Sturm die Bäume mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen. Noch jetzt ragten die Wurzelstöcke hoch in die Luft, und es würde noch viele Jahre dauern, bis die kleinen, stein-harten Wurzeln vermodert und die Erde da-zwischen sich wieder mit dem Boden vereinigt haben würde. Der Windbruch hatte auf einer großen Fläche die Humusdecke aufgerissen, die Erde gleichsam umgepflügt und sie aufs neue fruchtbar und empfänglich für viele Samen gemacht. Hohe Brennesseln schossen zwischen den Wurzelstöcken empor, und dort, wo das körnige Erdreich von den Flechten rieselte, ragten noch Disteln über die Brennesselschöpfe hinaus. Wo die Brennesseln Platz gelassen hatten, wucherte großblättriges Erdbeerkraut, und hier hingen die großen, dunklen Beeren im saftigen Grün.

Das Mädchen spürte auf einmal keine Müdigkeit mehr. Mit beiden Händen griff es in die Beeren, und wie ein Fieber kam es über die Sechzehnjährige. „In eineinhalb Stunden kann ich voll haben“, dachte sie, „und dann käm' ich auch noch früh genug nach Hause.“

Ein süßer, schwerer Geruch schwebte über den Beeren, und das Mädchen spürte kaum, daß die Brennesseln seine Beine und Arme versengten. Es sah, wie sich zusehends die Zistel füllte, und sorgsam achtete sie auf jeden Stein, damit es nicht stolpere und die Beeren verschütte. Ein solcher Fleck war ein wahrer Beerenhimmel, und die Beerenweiber erzählten noch Jahre später, wie sie einmal auf einem stubengroßen Fleck das ganze Geschirr füllen konnten. In ihrer Erinnerung sind dann die Heidelbeeren so groß wie Kirschen, bei Brombeeren sind es ganze Trauben, und die Erdbeeren waren stets so groß wie kleine Lärchenzapfen.

Nun war Maria an einen solchen Platz ge-raten. Mit scharfen Augen spähte sie unter das Kraut, damit ihren flinken Fingern keine Beere entging.

Während sie Beere um Beere in die Zistel fallen ließ, kämpfte Maria mit der Versuchung, diesmal wieder ihren eigenen Beerenpreis zu machen. Sie kam von dem Gedanken nicht los, rechnete nach, aber eine tolle Erinnerung ließ sie zu keinem Entschluß kommen. Früher war nämlich meistens die Mutter mit ihr gegangen, wenn die Beeren bei den Sommergästen zu verkaufen waren, sie war mit dem Mädchen „in den Handel“ gegangen. Dabei hatte sie oft auch den Preis für den nächsten Tag ausgemacht. Da hatte es sich einmal ergeben, daß die Mutter mit der Gnädigen selbst den Preis für den nächsten Tag festgelegt hatte. Als aber das Mädchen die Beeren brachte, nahm sie die Köchin in Empfang. Da nannte Maria einen höheren Preis, als er ausgemacht worden war. Es waren nur einige Groschen mehr, aber die Köchin, die von ihrer Dienstgeberin genaue Anweisungen hatte, durchschaute sofort die Absicht und fuhr das Mädchen an: „Was, betrügen willst du, du rotzies Ding? Da mußt aber früher aufstehen. Indianer sohlen wir selber!“ Und sie legte dem erschrockenen Mädchen das Geld in die Hand, das genau abge-zählt war. Dann kam noch die Gnädige dazu, und mit einem vorwurfsvollen „Schämst du dich nicht, deine arme Mutter zu betrügen?“ war das Mädchen entlassen.

Rot vor Scham und haßerfüllt war Maria davonlaufen. Sie hatte noch gehört, wie der Herr, der schließlich auch noch die Ge-schichte mit angehört hatte, in ein lautes Ge-lächter ausgebrochen war.

Beim Beerenmädchen rechneten die reichen Kaufleute ganz genau.

„Ich wollte doch nur einige Groschen für mich haben“, sagte das Mädchen jetzt, „für den Kirtag im Herbst.“ Denn nichts sehnlicher wünschte es, als beim Jahrmarkt ein Tuch kaufen zu können, ein grünes seidenes Tuch mit Franzen, wie es andere Mädchen schon bei der Konfirmation oder bei der Firmung bekommen. So ein seidenes Schultertuch machte ein Mädchen erst zum Mädchen. Wenn einmal, so träumte die Beerenpflückerin, einer kommen und sie auf den Tanzboden mitnehmen wird, was sollte sie ohne Tuch? Aber wie das Mädchen auch rechnete, nachdem der Versuch, einen eigenen Preis zu machen, so böse geendet hatte, sah es keinen Weg, wie es wenigstens diesen Herbst zu einem Tuch kommen sollte.

Nach dieser ersten mißlungenen Rechnung bekam Maria vom Herrn manchmal ein Trinkgeld, einmal sogar einen ganzen Schilling. Aber dann schaute er Maria oft mit seltsamen Augen an, daß sie das Trinkgeld nicht recht froh machte. Aber es half nichts, Maria mußte immer wieder zu denselben Herrschaften, sie blieben ihre sicherste Kundschaft, sie hätte sonst stundenlang handeln müssen, bis sie die Beeren verkauft hätte.

Das Mädchen hatte den Windbruch abge-pflückt und nach allen Seiten schmale Pfade in die Brennesseln getreten. Es hatte, in Ge-danken versunken, nicht bemerkt, wie hinter dem Hügel eine finstere Wolkenwand empor-gestiegen war. Erst jetzt, da die Sonne sich verfinsterte, sah Maria auf. „Es wird noch aushalten“, dachte sie und blickte sich wieder,

um noch schnell das letzte Körbchen zu fül-len.

Inzwischen wurde der Himmel fahler und fahler, und im nahen Wald verstummte jeder Vogellaut. Obwohl sich kein Lüftchen regte, sah das Mädchen, als es mit dem letzten Körbchen zum Waldrand hinüberging, daß die Zweige der Erlen am Perneggerbach zit-terten wie Espenlaub. Maria band noch schnell ein blaues Tuch über jedes Körbchen und schnürte den Rucksack zu. Sie war aber erst wenige Schritte in den Wald hineingegangen, als schon der erste Blitz in den Schlag nieder-fuhr. Er warf sein grelles Licht in den Wald, und zur gleichen Zeit krachte der Donner mit einer Gewalt, als ob eine Riesenfaust auf den Wald niedergeschmettert wäre. Das Ge-witter stand mitten über dem Schlag. Noch fiel kein Tropfen, aber vom Walde herauf fuhr ein Sturmwind über den Schlag hin, zerrte an den Gräsern und peitschte sie empor, daß sie sich sträubten wie widerspenstige Haar. Aus den gelblichen Wolken schossen die Blitze nieder und das Krachen des Donners ließ den Boden erzittern.



Das Mädchen hatte sich an eine Fichte ge-kauert und hatte den Rucksack mit den Bee-ren neben sich gestellt. Jetzt kam ihm erst zum Bewußtsein, daß es ganz allein war und weit und breit kein Mensch sich melden würde, so laut es auch rufen würde in seiner Angst. Im Wald war es ganz dämmrig geworden. Maria zitterte und wartete mit klopfendem Herzen, ob der nächste Blitz nicht noch näher dem Wald niedersausen würde. Wohl fuhr ihr durch den Kopf: „Vor der Fichte flüchte“, aber sie war wie erstarrt, die Furcht schnürte ihr die Kehle zusammen, und sie hätte keine Be-wegung machen können.

Dann kam wie eine fliegende Mauer der erste Regenschauer dahergezürmt. Der Schlag dampfte, als das Wasser niederprasselte, und wie Wellen trieb der Wind immer neue Schauer über den Hügel herüber. Der Regen hatte das Gewitter etwas abgemildert, und zwischen Blitz und Donner war es eine Sekunde still.

Das Mädchen nahm die Hand, die sie bisher vor den Augen gehalten hatte, herunter und schaute ängstlich in den Schlag hinüber. Der Regen sprühte von den Gräsern, und die wilde Hollerstaude wurde hin und her gezaust, als ob der Wind sie wütend züchtigen würde. Allmählich drang der Regen durch das Geäst der Fichten, und auf dem Rucksack bildete sich eine kleine Lache. Da knüpfte Maria die Schürze ab und legte sie über den Sack. Sie beugte sich selbst noch halb darüber, damit die Beeren nicht naß würden, sonst hätte sie in jeder Zistel nur einen schleimigen roten Klumpen nach Hause gebracht.

Als sich schließlich das Gewitter ins Ischle-rische hinübergezogen und der Regen aufge-hört hatte, war das Mädchen naß wie eine getaufte Maus. Die Beeren waren trocken ge-blieben.

Das Beerenmädchen machte sich auf den Heimweg. Es schritt, als es den breiten Weg erreicht hatte, schnell aus, um das Frösteln zu vertreiben, denn es trug keinen trockenen Faden am Leibe.

Maria kam zu dem Kamm, der die Wasser-scheide zwischen Gaisern und Bad Ischl bil-dete. Von einer Waldblöße kann man den gan-zen Gebirgskamm des Gamsfeldes überschauen. Das Weißenbachtal steigt gegen das Gebirge zu an, und der Wald wird gegen die Felsen-hänge zu immer schütterter. Der dem Gams-feld vorgelagerte Gipfel des Wilden Jägers ist noch mit Latschen besprenkelt, aber das Gamsfeld selbst raut kahl und majestätisch in den Himmel. Auf der anderen Seite des Tales steigt der Rinnsoitz empor. Zwischen diesen Zweitausendern hat das Gebirge ein Fenster gelassen, und durch dieses Fenster schauten die sanften Kuppen der Postalm ins Tal her-ein.

Das Mädchen blieb stehen und blickte wie verloren hinüber zu den olivgrünen Wäldern am Horizont. Aus vielen Erzählungen wußte es, daß dort drüben die schönsten Preisel-beeren des Landes wuchsen. So tief hatte sich das Bild der Beerenschläge schon in das Be-wußtsein der Sechzehnjährigen eingegraben, daß sie auch beim Anblick der himmelstür-menden Gebirgswelt an nichts anderes dachte, als an einen Schlag, wo das Beerenpflücken schöner und leichter wäre. Sie wußte kaum, daß hinter diesen Hügeln die alte Bischofsstadt Salzburg liegt, kaum wußte sie, daß dort drüben der Wolfgangsee und der Mondsee liegen mit ihren herrlichen Sommerfreuden. Sie stand und träumte von einem Beerenfeld, das bis an den Rand des Himmels reicht, von einem Schlag, in dem es weder Baumstünke noch Brennesseln, keine Disteln und keine dornigen Brombeerranken gibt.

Die Sonne hatte dem Mädchen die Kleider am Leibe getrocknet, als es am Nachmittag wieder nach Hause kam.

Während seine Mutter die Beeren in fleischi-g Körbchen schüttete und mit einer langen Na-

Am Wochenende

Freistadt darf keine Freistadt der Reaktion werden

Wenn man die alte Stadt im Mühlviertel mit ihren ehrwürdigen Gebäuden durch das Linzer Tor betritt, fällt einem auf, daß über dem Durchfahrtsbogen ein großer, kaiserlicher Doppeladler prangt. Nichts gegen Pietät, aber es hat den Anschein, als ob dieses Symbol einer untergegangenen Zeit von mächtigen Freistädter



Bürgern nicht als Vergangenheit, sondern als Symbol einer Ordnung angesehen würde, die sie auch heute noch konservieren wollen.

Freistadt, das hat vor achthundert Jahren wirklich einmal „Freistadt“ geheißen. Zufluchtsort für die wirtschaftlich fortschrittlichen Kräfte der damaligen Zeit, die Händler und Kaufleute, gewährt und garantiert durch die vorausschauenden Babenberger. Freistadt vor wessen Verfolgungen? Bellerbe nicht vor solchen von angeblich herumziehenden „slawischen Stämmen“, sondern vor den gar nicht ritterlichen Zugriffen der Ritter, die den Handel, diesen Quell des Wohlstandes dieser Zeit recht gern für sich selbst, auf eigene Faust ausbeuteten. Die Landesherren, die hier dem Handel eine Freistadt schufen, taten es in der Ueberlegung, daß man eine Henne, die goldene Eier legt, nicht auf die herkömmliche Art einfach abschlachten soll.

Als Handelsplatz, im Schnittpunkt wichtiger Wege liegend, hat Freistadt eine große Rolle gespielt. Von Linz und Mauthausen führte der Weg nach Freistadt, auf dem Salz und Eisen nach Böhmen gebracht wurde, eine andere Linie führte von Königswiesen über Freistadt nach Rohrbach zur Donau und so wurde Freistadt ein wichtiger Knotenpunkt. Zum Schutz des Handelsplatzes entstand, wahrscheinlich im 13. Jahrhundert, die Burg der heutigen Salzhof.

Seitdem sind die Jahrhunderte über die schöne Stadt an der Aist hinweggegangen. Die Hussitenbewegung des 15. Jahrhunderts mit ihren radikal-progressiven Tendenzen wurde von den reich gewordenen Freistädter Bürgern schon nicht mehr verstanden und sie sahen darin nur den Sturm, nicht das Reinigende in ihm. Die Bauernkriege sahen auch Freistadt im ihm. Die Stadt von den Bauern eingenommen. Ein offizieller Fremdenführer, der jetzt herauskommt, sagt dazu, „durch List und Verrat“ sei die Stadt eingenommen worden, was mit heutigen Augen gesehen doch wohl nichts anderes bedeutet, als daß die Bauern in der Stadt starke Bundesgenossen hatten. Das geht auch aus dem nächsten Satz dieser offiziellen Schrift hervor, die bieder-treuerherzig feststellt: „Ein zum Entsatz der Stadt abgesandtes kaiserliches Heer konnte die Stadt wohl befreien, doch hatte die Bevölkerung auch unter diesem Entsatzheer viel zu leiden.“ Hinter diesen unschuldigen Worten verbirgt die alte historische Erfahrung, daß die Reaktion sich immer am schlimmsten rächt, wenn ein Versuch, ihre Vormacht zu brechen, fehlgeschlagen ist. Niemand gebärdet sich rasender als eine Ordnung, die ihre Schwäche bereits erkannt hat, und die daher mit äußerster Grausamkeit ihre Herrschaft aufrechtzuerhalten bestrebt ist.

Maria Theresia brachte durch ihre Förderung des Gewerbes der Stadt einen neuen Aufschwung. Aber während der Franzosenkriege wurde die Stadt von neuen Schwierigkeiten aufgesucht. Die Periode der Industrialisierung ging — nicht ohne Zutun der Bürger der Stadt — an Freistadt im wesentlichen vorüber. Aber nichtsdestoweniger meldete die progressive Bewegung der neuesten Zeit, die Arbeiterbewegung, auch in Freistadt bald ihr Mitspracherecht an.

Schon vor dem ersten Weltkrieg begann sie sich mächtig zu regen. Der alte Sozialist und spätere Vizebürgermeister Franz Hörmann gilt als Symbol dieser ersten Kämpfe. Beim Zusammenbruch der Habsburger Monarchie war der alte Hauptplatz der Stadt Zeuge machtvoller Volkskundgebungen. Stürmisch begeisterte Gymnasiasten warfen Tintenfüßler nach dem kaiserlichen Doppeladler am Linzer Tor. Solange die Tintenspritzer auf diesem Symbol zu sehen waren, fühlte sich die Reaktion schwach, als sie sie entfernen ließ, zeigte sie damit: „Jetzt sind wir wieder da!“

Es kam die Heimwehrzeit, in der mehrere Male die Stadt von den Hahnenschwänzern Starhemburgs regelrecht besetzt wurde. Im Februar 1934 zogen die Schutzbündler zur Stadt hinaus, um von Mauthausen aus den hart kämpfenden Linzer Genossen zu Hilfe zu eilen. Aber es war zu spät, zu lange hatte die Sozialdemokratische Partei gewartet, zu sehr war die Demokratie bereits von den Grafen und Industriekönigen unterhöhlt worden.

Es bedarf keiner weiteren Begründung, warum gerade die Kommunisten in dieser Zeit der schärfsten Verfolgung ausgesetzt waren. In ihnen sah die grün-weiße Reaktion die konsequentesten Gegner. Die Jugendherberge am hohen Schloß wurde in dieser Zeit oft als Kerker für die politischen Gefangenen. Die Heimwehr-Aera wurde abgelöst durch den Hitlerfaschismus, der durch den Krieg und die Grausamkeiten gegen die Bevölkerung von Freistadt blutige Opfer forderte. Als die braunen Machthaber aber ihren Untergang herannahen spürten, ließ Gauleiter Elgruber den ehemaligen Kreisleiter Wolfgruber absetzen, weil er „zu weich“ war. Sein Nachfolger Gittmayer und sein Gehilfe Czech luden noch in den letzten Tagen des Dritten Reiches schwere Blutschuld auf sich. Die aufrechten Antifaschisten Miesböck, Smal, Zellinger, Gold und ein polnischer Zwangsarbeiter wurden noch in den letzten Kriegstagen bestialisch ermordet. Die Vertrauensleute der Arbeiterschaft standen damals im schweren illegalen Kampf einträchtig zusammen. Mancher von den heutigen SP-Funktionären in Freistadt wird insgeheim daran denken, um wieviel besser es für die Arbeiter heute stünde, wenn es bei diesem gemeinsamen Kampf geblieben wäre. Die Reaktion könnte nicht so frech ihr Haupt erheben, wie sie es heute tut, 1945 zog zum ersten Mal ein kommunistischer Vertreter in den Gemeinderat von Freistadt ein.

Die Amerikaner zogen Ende April 1945 in die Stadt ein, am 6. Mai wurden sie durch sowjetische Truppen abgelöst. Die Anzahl der Truppen wurde von Jahr zu Jahr gesenkt und in den letzten Jahren trat die Besatzung kaum noch in Erscheinung. Mit einer Ausnahme: die sowjetische Besatzungsmacht hat keine Delogierungen zugelassen und das werden ihr die armen Familien nie vergessen. Die Reichen aber, die heute über die „schreckliche Besatzungszeit“ reden, ließen sich auch in den letzten Jahren nicht im mindesten daran hindern, sich aufs neue die Taschen zu füllen.

Große Sorgen der Stadt

Freistadt zählt heute 5500 Einwohner, davon haben 360 Familien keine Wohnung. Außerdem haben noch 60 Familien in Baracken, die immer mehr verfallen. Die Wohnungsnot ist also das



Teil der alten Stadtmauer mit dem „Pfefferbüchsellurm“.

drückendste Problem der Stadt. Nun wurden zwar einige Häuser gebaut, aber, abgesehen von den für die Arbeiter untragbaren Mietzinsen, würde es beim gegenwärtigen Tempo des Bauens jahrzehntlang dauern, bis die Wohnungsnot beseitigt wäre, selbst wenn man gar nicht einrechnet, daß in diesem Zeitraum viele alte Häuser unbewohnbar werden. An solchen alten Häusern ist in Freistadt kein Mangel. Wir meinen nicht die schönen traditionsreichen Bürgerhäuser rund um den Hauptplatz, sondern die alten Häuser auf der Tanzwiese, im Ledertal, wo sich die Wege bei Regenwetter in einen grundlosen Sumpf verwandeln, wo es teilweise nicht einmal Wasseranschlüsse gibt und die Bewohner ihr Wasser vom Brunnen weit herholen müssen. In der Lasbergerstraße gibt es Siedlungshäuser, die nicht einmal eine Kanalisation haben.

Stadt Wohnungsbau eine Garnison

Man müßte meinen, daß allein der Wohnungsbau ein Problem wäre, das alle Gedanken der Stadtväter in Anspruch nehmen würde. Aber statt hier die ganze Kraft einzusetzen, begrüßen sie es noch, daß in Freistadt wieder eine Garnison eingerichtet wird. Am 15. Mai wurde der Staatsvertrag abgeschlossen, bereits am 16. Mai verkündete Bürgermeister Dr. Fosen (OeVP), daß Freistadt nun wieder eine Garnisonsstadt werden würde. Es liegt auf der Hand, daß dieser Plan von langer Hand vorbereitet war.

Dabei sind die Freistädter Bürger gar nicht immer so garnisonfreudig gewesen. Nach 1918 war ein Halbbataillon Volkswehr in der Stadt stationiert. Verbissen kämpften damals die Christlichsozialen dafür, daß die Garnison aufgegeben werde. Sechs Jahre lang führten sie diesen Kampf, bis 1924 die Garnison wirklich aufgegeben wurde. Das Halbbataillon bestand nämlich aus gewerkschaftlich organisierten Sol-



Hier haust ein Schwerkrriegsbeschädigter. Der Mitteltell der Baracke wurde ihm über dem Kopf weggerissen.

daten, die von vornherein auf der Seite des Volkes standen, und das paßte den Schwarzen und den Großdeutschen nicht in den Kram.

Wenn sie heute nach einer Garnison geradezu schreien, dann deshalb, weil sie hoffen, daß das neue Bundesheer eine Stütze der Reaktion sein würde.

Die Wohnungsnot wird durch die Garnison noch schwieriger werden

Auf alle Fälle muß das Stabsgebäude geräumt werden, in welchem jetzt fünf Parteien wohnen. Aber auch die Gefahr für die 30 Parteien in den Offiziers- und Unteroffiziershäusern in der Linzer Vorstadt ist noch keineswegs endgültig beseitigt. Zwar hat Bürgermeister Fosen den Mietern dieser Häuser versprochen, daß sie nicht ausziehen brauchten, aber es wird der größ-

ten Wachsamkeit bedürfen, um die Einhaltung dieses Versprechens zu garantieren. Selbst wenn die Mieter in andere, im Bau befindliche Wohnungen umziehen müßten, hätten sie dort die schwindend hohen Mieten zu bezahlen.

Freistadt äußerst krisenempfindlich

Um die Jahrhundertwende gab es einen Plan, im Eglsee-Graben eine Papierfabrik zu errichten. Die Bürger Freistads, die damals zumeist zugleich reiche Bauern waren, verhinderten das Projekt, weil es ihnen die billigen Tageelöhner genommen hätte. Sie setzten es durch, daß der Bahnhof weit weg von der Stadt erbaut wurde, damit sie nicht um ihr Fuhrgeschäft kamen. Diese Sünden der Vergangenheit muß die Bevölkerung heute noch bezahlen. Es gibt zu wenig Arbeitsplätze in Freistadt und viele Männer fahren nach Linz in die Arbeit. Die Textilfirma Haberkorn beschäftigt etwa 150 Arbeiter und Arbeiterinnen. (Bemerkenswert ist, daß aus der Belegschaft dieses einen Werkes nicht weniger als neun Kandidaten für die bevorstehenden Landtags- und Gemeinderatswahlen stammen.) Die Holzwerke Moosböck beschäftigen etwa 200 Arbeiter, das Bräuhäus etwa 70, die Granitwerke Zeman etwa 50, und 50 Arbeiter dürfen jetzt bei der Baufirma Fürst arbeiten.

Noch herrscht zwar einigermaßen Vollbeschäftigung. Aber die Unternehmer wissen genau, daß dies nicht immer so sein muß, sie lassen bereits jetzt die Arbeiter eine Erklärung unterzeichnen, daß sie keine Ansprüche geltend zu machen haben, wenn die Konjunktur einmal nachlassen sollte.

„Der Wohnungsbau und eine Politik, die uns die Vollbeschäftigung sichert“, sind die wichtigsten Forderungen, die wir Kommunisten vertreten“, sagt uns der Kandidat der KPÖ für die bevorstehenden Wahlen, der Eisenbahner Othmar Grün, ein früherer Sozialdemokrat.

Wir werden auch mit aller Entschiedenheit dafür eintreten, daß in unserer Stadt ein Altersheim errichtet wird, damit die alten, pflegebedürftigen Leute nicht mehr in die Fürsorgeheime nach Rainbach und Lasberg müssen.“

es muß heller werden

Natürlich hat Freistadt in den letzten Jahren auch Fortschritte gemacht. Auf einem großen Ausstellungsgelände wurde eine große Viehversteigerungshalle errichtet. Aber die Arbeiterschaft hat dadurch kaum einen Vorteil. Die reichen Bürgerhäuser sind schön renoviert. Auch in Freistadt sind die Reichen reicher geworden. Sie haben ihren Anteil an dem Wiederaufbau der Wirtschaft herausgeholt.

Aber neben den leuchtenden Auslagen gibt es noch linstere Straßen, und die Arbeiter sind bei dem Aufschwung leer ausgegangen.

Nicht weit vom Ledertal wurden jetzt Plakate der OeVP angebracht. Da lächelt Landeshauptmann Gleißner milde von einem Plakat herunter, sein Steireranzug ist sogar mühlviertlerisch stilisiert. Aber in der ganzen Gegend gibt es doch keine einzige Straßenlaterne. „Wählt OeVP“, heißt die Aufforderung auf diesem Plakat. Die OeVP regiert seit langem in Freistadt, aber in der Gegend der armen Leute herrscht babylonische Finsternis. Wer will, daß es anders wird, der darf sich nicht auf gleißnerische Versprechen verlassen. Er darf sich auch nicht auf die SP verlassen, die auch in Freistadt vor der OeVP Schritt zurückgewichen ist. Er wird bei diesen Wahlen dafür eintreten müssen, daß die Kommunisten stärker werden, die einzigen, die sich unbeeinträchtigt und kompromißlos für die Interessen der kleinen Leute einsetzen.

Franz Kain.



Hauptplatz



Motiv aus der Altstadt

Berlin

WIE HASTE DIR VERÄNDERT

Als ich im August 1953 nach Berlin kam, machte die Stadt an manchen Stellen noch einen bedrückenden Eindruck. Hohe Trümmerberge säumten einzelne Straßen, in manchen Gegenden waren die Ruinen noch nicht gesprengt und abgetragen. Mitten im Zentrum der Stadt, am Bahnhof Friedrichstraße, sah es gar nicht einladend aus. Ein zerstörtes Gebäude der alten deutschen Adressliste verunzierte den Platz. Die Ruine des einstmaligen berühmten Weidendamm-Kinos stand schwarz und drohend neben der Friedrichstraße, und das Theater am Schiffbauerdamm versteckte sich hinter Ruinen.

Auch heute ist Berlin noch immer eine schwer angeschlagene Stadt. Noch immer gibt es große, leere Plätze, die ihre Existenz nicht der menschlichen Planung, sondern der Zerstörung des Krieges verdanken. Aber überall regen sich fleißige Hände. Berlin wird, wenn es wieder einmal ganz hergestellt sein wird, nicht mehr das Vorkriegs-Berlin sein. Alte Bausünden müssen korrigiert

Theater Bert Brechts seine Wirkungsstätte hat, in demselben Haus, in dem die berühmte „Drei-groschenoper“ von Bert Brecht uraufgeführt wurde.

Spreedauwärts wurde eine Klinik des größten Berliner Krankenhauses, der Charité, bedeutend erweitert. Auf dem Dach des Bahnhofs Friedrichstraße tanzten am Abend die Leuchtbuchstaben des Nachrichtendienstes des „Neuen Deutschland“.

Auf dem Brandenburger Tor die rote Fahne

An der Kreuzung Friedrichstraße — Unter den Linden hat sich ein Ausstellungspavillon der Volksrepublik China niedergelassen, weiter hinten ein großes Fachgeschäft der Meißener Porzellanmanufaktur, das besonders für die Frauen einen großen Anziehungspunkt darstellt.



Wo die Bezirke Prenzlauerberg und Friedrichshain zusammenstoßen, entstand ebenfalls eine neue, etwa einen Kilometer lange Straße. Diese Gegend wird das sportliche Zentrum von Berlin. Gegenüber den neuen Häusern liegt das große Schwimmstadion, eine weitere Schwimmhalle wird gebaut und in unmittelbarer Nähe liegt auch die 8000 Menschen fassende Werner-Seelenbinder-Halle, ein großer Sportpalast.

richtet wurde, an der auch die alte russische Botschaft ihren Sitz hatte.

Obwohl die Straße vorübergehend ihre Bedeutung eingebüßt hat, unternimmt die Regierung alle Anstrengungen, sie wieder aufzubauen, ein sehr langwieriges Unternehmen, weil viele Gebäude in ihrem alten historischen Zustand wieder hergestellt werden müssen.

In den zwei Jahren meines Aufenthaltes in der deutschen Hauptstadt wurden Unter den Linden wiederaufgebaut, bzw. fertiggestellt: Die weitläufigen Gebäude der Humboldt-Universität, das alte Zeughaus, das heute das Museum für deutsche Geschichte beherbergt, die Staatsoper und die St. Hedwig-Kathedrale, der katholische Bischofssitz in Berlin. Aufgebaut werden muß noch die akademische Bibliothek neben der Staatsoper, die „Kommode“, wie die Berliner sie nennen, die nach Entwürfen von Fischer von Erlach errichtet wurde, und das Kronprinzessinnenpalais.

Hinter dem Marx-Engels-Platz wurde das alte traditionsreiche Berliner Rathaus, das Rote Rathaus wieder aufgebaut, sein hoher Turm liegt genau in der Fluchtlinie der Ost-Westachse und

geselligen Lebens von Lichtenberg und Friedrichshain werden.

Vor zwei Jahren hatte man noch den Eindruck, als ob die Stalinallee eine Straße der Zukunft mitten in einer Trümmerschlucht wäre. In der Gegend um die Straße, auf der einst Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zu Grabe getragen wurden, war kein Stein auf dem anderen geblieben. Heute ist die Stalinallee nicht mehr eine Straße in einem Trümmerviertel, sie hat sich sozusagen in die Tiefe gestaffelt. Hinter ihr sind neue Häuserzeilen entstanden und viele alte Häuser wurden in die neuen Fronten eingebaut.

Am Friedrichshain entstand ebenfalls eine völlig neue Straße von etwa einem Kilo-

Die Stalinallee, die erste sozialistische Straße Deutschlands. In den Häusern wohnen zum größten Teil Arbeiterfamilien. Die Wohnungen sind mit allen modernen Errungenschaften von der Fernheizung bis zum Müllschlucker ausgestattet. Die Stalinallee ist das Herzstück des „roten Friedrichshains“.



werden und überall herrscht das Bestreben vor, die zentralen Stadtbezirke aufzulockern.

Als ich Berlin im November dieses Jahres wieder verließ, hatte die Gegend um den Bahnhof Friedrichstraße ihr Gesicht gründlich verändert. Auf der einen Seite der Bahnunterführung hat sich ein großes Geschäft der Erlanger Blumen- und Samenzüchter niedergelassen. Sommer und Winter prangt das weitläufige Geschäftlokal in herrlichem Blumenschmuck. Gut geschulte Verkäuferinnen beraten die Kunden und der Ruf der Thüringer Blumenzüchter hat sich sehr schnell durchgesetzt. Nicht nur Blumen, sondern auch hunderte Sorten von Samen für die Berliner Schrebergärtner werden hier verkauft und im Laufe eines ganzen Jahres habe ich nicht ein einziges Mal festgestellt können, daß das Geschäft leer gewesen wäre.

Neben dem Admiralspalast, dem früheren Quartier der Staatsoper, in dem jetzt das Metropoltheater, eine Operettenbühne, seine Heimstatt gefunden hat, stellte die Gesellschaft zur kulturellen Verbindung mit dem Ausland zwei Pavillons auf. Hier sind ständig wechselnde Ausstellungen aufgebaut, die allerlei Wissenswertes über Wirtschaft, Kultur und Volkskunst fremder Länder vermitteln. Vor kurzem war hier eine große Ausstellung über Indien zu sehen.

Auf der anderen Seite der Straße, am Ufer der Spree, ist eine gepflegte Grünanlage entstanden mit langen Reihen von Sesseln. Wenn das Wetter auch nur ein'germaßen warm ist, sind die Stühle von morgens bis abends besetzt. Man kann von hier auf die Spree hinunterblicken und die Schleppkähne verfolgen, die hier Tag und Nacht an der Arbeit sind. Material, vor allem Baumaterial in die Stadt zu bringen. Am jenseitigen Ufer der Spree ist die Ruine des Weidendamm-Kinos schon lange abgetragen, vor dem 3000 Menschen fassenden Variété Friedrichstadtpalast und dem Theater am Schiffbauerdamm ist ein großer freier Platz entstanden, wodurch gerade das Theater am Schiffbauerdamm gut zur Wirkung kommt. Auf dem Dach des Gebäudes kündigt die Inschrift in einem großen Lichtkreis, daß hier das Berliner Ensemble, das

Die Paradedstraße des alten Deutschland, „Unter den Linden“, hat durch die Teilung der Stadt an Bedeutung eingebüßt. Das Brandenburger Tor, über dem die rote Fahne der Arbeiterbewegung flattert, ist die Sektorengrenze. Dahinter liegt im britischen Sektor der verwüstete Tiergarten, wo es nicht reuen ist, am Abend allein spazierenzugehen. Der Pariser Platz, das ehemalige



Weiter im Norden, gegen Weißensee zu, entstand die Ostseestraße, die „kleine Stalinallee“, wie die Berliner sie nennen.

Botschafterviertel, ist heute leer, etwas weiter oben liegt das langgestreckte Gebäude der sowjetischen Botschaft, die an derselben Stelle er-

man kann ihn von Westberlin aus kilometerweiter Entfernung gut sehen.

Das Berlin der Zukunft

Gleich hinter dem Alexanderplatz, Berlins größtem U-Bahn-Knotenpunkt, beginnt die Stalinallee. Vor zwei Jahren war sie nicht ganz einen Kilometer lang, heute beträgt ihre Länge bereits zweieinhalb Kilometer. Jetzt wird sie bis zum Alexanderplatz weitergeführt.

Der große ovalförmige Strausbergerplatz war vor zwei Jahren noch ein unübersichtliches Gewirr von Gerüsten. Heute sind die beiden dreizehnstöckigen Hochhäuser längst bewohnt. In einem befindet sich das Randerkaufhaus und im obersten Stockwerk das Kindercafé. An der Stirnseite des Hauses ist das Goethewort zu lesen: „Ein solch Gewimmel möchte ich sehn, auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!“

Täglich fluten zehntausende Menschen durch die Straßen mit den hohen, weißen Häusern, die den Feiertag in die Stadt gebracht haben. Über 20.000 Menschen wohnen bis jetzt in der ersten sozialistischen Straße Deutschlands.

Am anderen Ende, gegen Lichtenberg zu, entsteht jetzt das Gegenstück zum Strausbergerplatz, der Bersarinplatz, der von zwei mächtigen Kuppelbauten gekrönt ist. Hier entstehen riesige Gaststätten, die zum Mittelpunkt des

Der Strausbergerplatz ist ein traditionsreiches Platz. Nicht weit von hier wurde Michael Kohlhaas enthauptet, 1848 und 1919 kämpften hier die Berliner Arbeiter. Im Februar 1945, sank der ganze Stadtteil bei einem Bombenangriff in Schutt und Asche. Jetzt ist der große, neuerrichtete Platz einer der schönsten von ganz Berlin.

meter Länge, die Kniprode-Straße. Über tausend Wohnungen wurden allein hier in einhundert Jahren aus dem Boden gestampft.

Noch weiter im Norden, gegen Weißensee zu, entstand die Ostseestraße, ebenfalls eine völlig neue Straße mit mehreren hundert Wohnungen. In vielen Straßen schließen sich die Lücken in den Fronten, in der Schönhauser-Allee wurden neue Schulbauten errichtet.

Aber nicht überall ist es zweckmäßig, die freien Flächen, die durch die Zerstörung entstanden sind, wieder zu bebauen. In den versteinsten Vierteln des Stadtbezirks Mitte sind an den letzten Jahren viele Grünflächen und Kinderspielflächen entstanden. Am Nordbahnhof tummeln sich im Sommer die Kinder in einem riesigen Planschbecken. An der Wollankstraße, hinter der Wilhelm-Pieck-Straße, in einer Gegend, die vor vielen Jahren einmal aus Weinbergen bestand, ist ein großer Volkspark entstanden. Der neue Tierpark in Friedrichsfelde wird in gar nicht langer Zeit dem Westberliner Zoo den Rang abgelaufen haben.

Im Treptower Park wurde die berühmte Gedenkstätte Zinner wieder aufgebaut. Die weißen, weitläufigen Terrassen dieser Gedenkstätte, die über 2000 Personen zu fassen vermag, liegen direkt am Ufer der Spree.

Alles, was in Ostberlin gebaut wird, sei es eine Häuserzeile oder eine Straße, ist der Teil eines Wiederaufbauplanes für ganz Berlin. In Westberlin ist dies nicht der Fall. Auch dort schließen Bauten in die Höhe, aber in vielen Fällen stehen sie im Widerspruch zu den Aufgaben Gesamtberlins. In Ostberlin ist die Enttrümmerung im wesentlichen abgeschlossen. Nicht so in Westberlin. Dort sind zwar in Charlottenburg, am Kurfürstendamm, am Wedding und an anderen Stellen der Stadt neue Viertel entstanden, aber in Kreuzberg und am Rande des Tiergartens gibt es Gegenden, wo man kilometerweit gehen kann und kein einziges Haus findet. Der Schutt türmt sich zu Bergen und Bremmeln wuchern mannshoch auf den Trümmerbergen.

Wer aufmerksam durch Berlin geht, der sieht, daß das neue Gesicht der Stadt im Osten geformt wird. Hier ist Bauen keine geschäftliche Spekulation, sondern alles ist darauf gerichtet, Berlin wieder so erstehen zu lassen, daß es allen Anforderungen einer Hauptstadt entspricht.

Franz Kain,



Hinter der Stalinallee sind neue Straßenzüge entstanden. Mehr als 20.000 Menschen wohnen jetzt schon in den Neubauten dieser Gegend.

KUNST UND KRITIK / KUNST UND KRITIK / KUNST UND KRITIK / KUNST UND KRITIK / KUNST

Internationale Filmkunst:

„Die 5000 Finger des Dr. T.“

In der Reihe der „Internationalen Filmkunst-Wochen“ bringt das Froschberg-Filmstudio den reizenden amerikanischen Phantasieliteratürfilm „Die 5000 Finger des Dr. T.“ Ein kleiner Bub wird zum Klavierspieler gezwungen und das verhaßte Ueben und die Strenge des Musiklehrers quälen das Kind auch noch im Schlaf. Das ist der Rahmen des Films und auch alles, was man über die Handlung verraten soll.

Denn der größte Reiz geht von den tausenden phantastischen, vielfältigen und vielfarbigen Eindrücken aus, die Stanley Kramer, ein Regisseur von international gutem Ruf, in diesen Angsträumen des Buben aufblitzen läßt. Stellenweise steigert sich dadurch der Film über die Märchenhandlung zur musikalischen Parodie und einer Persiflage auf die amerikanische Atomhysterie, andererseits aber stört eine gewisse Uebertreibung der Gruselszenen und das an billige Trickfilme erinnernde Durcheinander.

Das Entzückendste des Films ist der ganz unmärchenhaft unromantische sympathische neunjährige Tommy Rettig, dessen Abenteuer in dem Zaubereich des Dr. T. groß und klein mit Anteilnahme verfolgt. R. L.

Eine Erzählung von Franz Kain

Im „Aufbau-Verlag“ in Berlin ist soeben die Erzählung „Romco und Julia an der Bernauer Straße“ unseres Redakteurs Franz Kain, der als Korrespondent unserer Zeitung über zwei Jahre in Berlin gelebt hat, in Buchform erschienen. Franz Kain, der in Österreich und der DDR bereits mehrere schriftstellerische Erfolge aufweisen kann, wandelt in dieser Erzählung das klassische Thema zweier Liebender, deren Väter verfeindet sind, für die Verhältnisse des gespaltenen Deutschland ab und gestaltet mit starker Eindringlichkeit dieses durch politische Konflikte noch vertiefte menschliche Problem.

Die in Deutschland bereits vielbeachtete Neuerscheinung wird auch in Österreich in Kürze in den Buchhandlungen aufliegen.

Neues Lyrikbändchen

Als 12. Bändchen der Lyrikreihe der Stadt Linz ist soeben „Auf der Erde zu Gast...“ von Kurt Klinger erschienen.

Kurt Klinger, geboren am 11. Juli 1928 in Linz, war nach seinem Studium an Realschule und Handelsakademie bis Ende 1952 im Staatsdienst tätig, wandte sich dann dem Studium der Germanistik und der Theaterwissenschaft zu und ist seit 1953 Dramaturg am Linzer Landestheater. Im gleichen Jahre erhielt er für sein Schauspiel „Odysseus muß wieder reisen“, das in Linz uraufgeführt worden war, einen staatlichen Förderungspreis.

Maximilian Narbeshuber las im Rathaus

Er war immer ein Suchender, aber seinem Streben fehlt das Letzte zur Vollendung. Darum kennt der in wenigen Tagen 60jährige oberösterreichische Dichter zwar das Leben, vermag es teils interessant und immer verständlich zu schildern, aber seinen Sinn nicht zu deuten, wie oft er die Frage danach auch aufwirft, ist es daher verwunderlich, wenn er über Wahrheit und Zukunft pessimistisch denkt und zum Schluß kommt, daß sie ein Blinder besser zu erkennen vermag, als alle die Sehenden?

Narbeshubers arbeitsreiches Leben war nicht ohne Erfolg. „Weg ins Licht“, und „Europa hinterm Wald“, aus denen er Kapitel las, und „Die Buchmooser“ wurden und werden gerne gelesen. Neben Novellen (wovon wir „Fatum“ hörten) und Essays verfaßte Narbeshuber einige bühnenwirksame Dramen, wie „Don Juan“, „Comanches Hochzeit“, „Dämon Borgia“ und „Der Volkstribun“, von denen eines in Leipzig aufgeführt wurde, während die Linzer Bühne sich dem Dichter verschloß. Gmunden brachte 1926 mit Kräften des Linzer Landestheater ein Märchenstück.

Narbeshuber las (insbesondere die dramatischen Proben) mit deklamatorischer Routine und erzielte reichlichen Beifall eines erlesenen Publikums. P. K.

In einem von der Musikdirektion der Stadt Linz veranstalteten Konzertabend bringen morgen Donnerstag, um 20 Uhr im Rathausfestsaal Maria Reis (Violine), Helmut Süß (Oboe) und Ilse Winklmayr (Klavier) Werke von Telemann, Schollum und Pfitzner zum Vortrag.

Effektvolle Dvorak-Premiere

„Die Teufelskätze“ am Linzer Landestheater

Das romantische Volksmärchen von der ungerechten Fürstin und den Adeligen, die dem Volk die Freiheit von Robot und Leibeigenschaft geben, damit sie nicht „der Teufel holt“, hat einen tiefen sozialen Sinn. Die Volksoperie statet das Thema mit derbe-hefteren Einzelheiten und reichem folkloristischen Blütenwerk aus. Eine solche Oper, getragen von der melodischen

stellung ein berauscherndes Karneval voll Lust und Freude, mit Böllern und Knallerbsen, der allerdings rein theatralisch als Grotteske verlockende Chancen bot. Die Kätze (Friedl Loos) wirkte weder besonders dick, noch xanthippisch und machte trotz aufgeschminktem Schnurrbärtchen die Abneigung ihrer irdischen und unterirdischen Umgebung kaum glaubhaft. Im Gegenteil,



Eine heitere Szene der Oper. Im Vordergrund Albert Messany (Luzifer), Otto Lagler (der Teufel Marbuel) und Friedl Loos (Teufelskätze).

Musik eines Dvorak, bot unserem Landestheater reiche Möglichkeiten, die Direktor Walleck als Regisseur in sehr origineller Weise ausnützte.

Von den 11 Opern Antonin Dvoraks, die leider noch wenig bekannt sind, eroberte die Volksoper „Der Bauer als Schelm“ bereits zu Lebzeiten des Komponisten das Ausland und wurde auch in Deutschland gespielt. Die „Teufelskätze“ erfreut sich heute einer größeren Popularität. Ihre Inszenierung wurde mit Spannung erwartet.

Das Libretto von Adolf Wenig in der Uebersetzung von Dr. Richard Batka behandelt sehr bühnenwirksam eine tschechische Volksoper und kommt der nach Rückkehr aus Amerika (1892 — 1895) besonders stark entflammten Heimatliebe Dvoraks weit entgegen. Die sozial-fortschrittliche Tendenz des 1898 entstandenen Stückes ist zwar nicht so kräftig wie in der russischen Oper des 19. Jahrhunderts, mußte aber bei dem bis in die letzte Zeit der Monarchie um seine Freiheit ringenden tschechischen Volk größtes Echo auslösen.

Die wegen ihrer bösen Zunge gefürchtete Kätze bekommt keinen Tänzer und würde daher sogar mit dem Teufel tanzen. Der läßt sich das nicht zweimal sagen und holt sie. Er hat es schwer zu bereuen, da er die keifende Last selbst in der Hölle kaum vom Nacken bekommt. Erst Girtl, der Schäfer, vermag durch List die Teufel von der Gefürchteten zu befreien. Aber die beim Volk verhaßte Fürstin, deren Seele Girtl den Teufeln zuschanzen soll, bekommt die Hölle nicht, nachdem die Tyrannin aus Furcht vor der Strafe ihre Ungerechtigkeit abgeschworen und die ihr nun zubegebenden Bauern von der Leibeigenschaft befreit hat. Der Teufel Marbuel nicht entsetzt durch den Kamäen des Schlosses, als er die gefürchtete Kätze als Beschützerin der Fürstin erblickt. Die Diskrepanz im Textbuch zwischen einer recht gemächlichen Hölle (von der Girtl und Kätze eigentlich schwer Abschied nehmen) und der Reue erweckenden Jenseitsfurcht der Fürstin sowie ihrer Erlösung von der zu erwartenden Verdammnis wurde durch Regie (Oskar Walleck), Dekoration (Frank Schultes) und Technik (Fleisch, Pürerfeiler) nicht gemildert, sondern vergrößert. Von ein paar auf- und abgezogenen Seelenkarikaturen und einem lustigen Feiertänchen abgesehen, war die Hölle entgegen aller volkstümlich-mythischen Vor-

sie gewann mindestens die Herzen des Publikums.

Die Aufführung ist jedenfalls eine darstellerische und technische Prachtleistung unserer Bühne. Freilich geht von der stilistisch an Brahms und harmonisch an Wagner genährten, aber in ihrer nationalen Melodik und Rhythmik durchwegs originellen Musik manches verloren, da es zu viel zu schauen gibt. Das mag vielleicht den Vorteil haben, daß auch Unmusikalische ins Theater gelockt werden. Die musikalische Frische der Einfälle muß jeden Musikfreund entzücken, sowohl in den Tänzen, als auch in den Arien, Duetten und Ensembles. Die Instrumentation der Höllenmusik (mit der un-

heimlichen Baßklarinette und den neckisch Fagotten) mutet ganz modern an.

Operndirektor Siegfried Meik schöpfte aus Kostbarkeiten der Partitur gründlich aus und brachte das Orchester mit Temperament zu bester Leistung. Den Ausdrucks-Höhepunkt bildete die breit angelegte Reue-Arie der Fürstin, welche Gertrude Burgstallers Sopran in besten Farben leuchten ließ. Unter den Hauptrollen gefielen Hans Krotthammer (Teufel als Schäfer Girtl), Friedl Loos (Mezzosopran) Kätze, Otto Lagler als Teufel Marbuel und Albert Messany in der komischen Rolle des köstlichen alten Luzifer, ohne das Verdienst der übrigen (Heria Ruf, Helmut Ihler, Eva Ortbau, Wilhelm Krombach und Hans Hendl) schmälern zu wollen. Der gutgeschulte Chor (Dr. Leopold Mayer) und das auch diesmal hervorragende Ballett Ursula Michl-Lampert, Toni Swoboda, Irma Erhart, Josef Tulach und die Tanzgruppe in der Choreographie Andrej Jeschiks trugen wesentlich zum großen Publikumserfolg des Abends bei. Nicht zu vergessen die Farbenpracht der tschechischen Volkstrachten. Franz Kinkel

Festliche Premiere

Die Premiere der Oper Dvoraks erfolgte Sonntag abends und allen Zeichen einer festlich Veranstaltung. Der Gesandte der CSR, Dr. Otokar Vasek und seine Gattin war aus Wien zur Premiere nach Linz gekommen und auch Bürgermeister Dr. Korof wohnte der Aufführung bei. In der Pause besuchte er den Gesandten in der Ehrenloge und begrüßte ihn Namen der Stadt.

Das Orchester, unter der sicheren und gefühlvollen Führung des Dirigenten Meik und der Künstler auf der Bühne verdienten volkstümlichen Beifall und die Blumen und Kränze, die ihnen am Schluß der Vorführung zuteil wurde. Immer wieder wurden die Künstler und der Dirigent vor den Vorhang gerufen.

Gesandter Vasek äußerte sich einem Vertreter unseres Blattes gegenüber außerordentlich befriedigt über die Aufführung und hob vor allem die getreue Wiedergabe der tschechoslowakischen Volkstrachten und Volksbräuche und die ausdrucksvolle Regie hervor. Mit Befriedigung stellte er fest, daß mit dieser Erstaufführung das bisher in Österreich wenig bekannte Operndvorsk in deutscher Sprache wieder einmal seine Aufgeschlossenheit für die Kultur des tschechoslowakischen Volkes gezeigt hat.

Das Bruckner-Konservatorium beginnt die Reihe seiner Veranstaltungen anlässlich des Mozart-Gedenkjahres mit einem Festkonzert am Donnerstag, dem 16. Februar 1956, um 20 Uhr im Kongressaal der Arbeiterkammer.

Ausführende sind Mitglieder der opernmusikalischen Klasse unter der musikalischen Leitung von Dr. Leopold Mayer. Festansprache und verbindende Worte Stefan Zadejan.

Das beste Orchester der Welt

Die Wiener Philharmoniker in Linz

Es ist natürlich müßig, die Wiener Philharmoniker zu loben. Jeder weiß, daß sie eines der besten Orchester der Welt sind, vielleicht sogar überhaupt das beste. Daher war es auch ein großes Ereignis, als dieses Orchester seit 18 Monaten wieder einmal in Linz konzertierte, und man ging mit den größten Erwartungen hin. Doch man ist immer wieder von neuem überrascht, wenn man die Philharmoniker hört; man hat schon fast vergessen, wie vollkommen sie musizieren. Das ist eine Genauigkeit, eine Sauberkeit auch im größten Tempo, eine Ausgewogenheit aller Gruppen und eine Schönheit des Klangs, die nicht zu beschreiben sind.

Leiter des Konzerts war der Pariser Dirigent André Cluytens, ein hervorragender Orchesterführer, bescheiden und enthusiastisch; seine Zeichengebung ist knapp und klar, gilt nur dem Orchester und nicht dem Publikum; er versteht sich auf den wirkungsvollen Aufbau von Stellungen und liebt rasche Tempi, was man sich bei den Philharmonikern wohl erlauben kann, weil sie alle technischen Probleme souverän meistern.

Wir haben schon lange keine Haydn-Symphonie mit so viel Witz und fröhlicher Laune, mit solcher Herzlichkeit der Empfindung und Sauberkeit der Aufführung gehört wie diesmal die Symphonie Nr. 96 in D-dur, eine der zwölf „Lond-

doner Symphonien“ des Meisters. Alle guten Geister dieser wunderbaren Musik waren erregt und zugleich zu harmonischer Ordnung gebündelt.

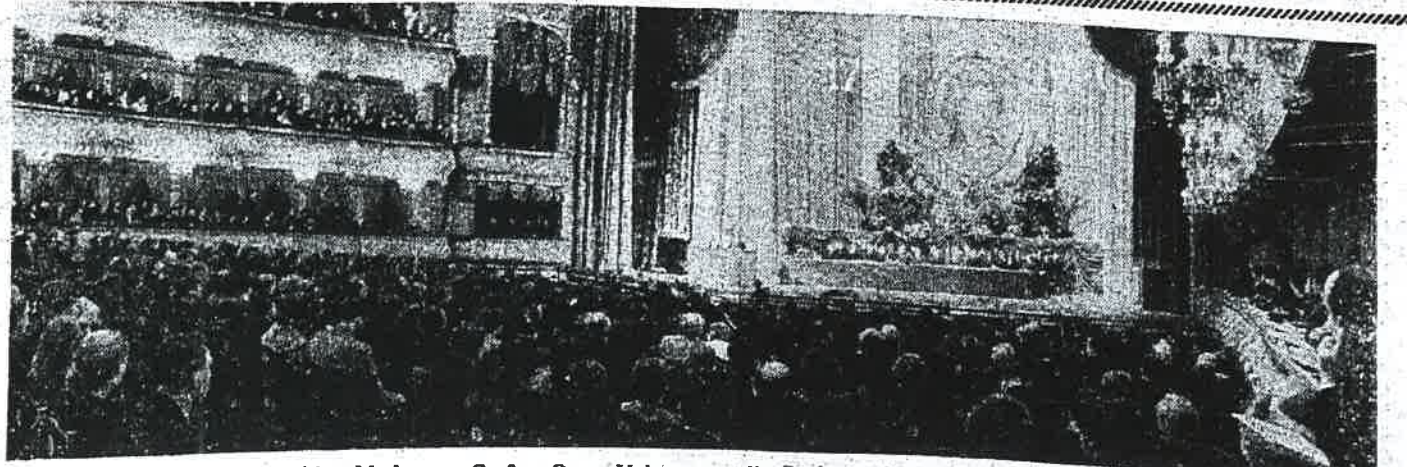
Zu einem verdienten Erfolg führte Cluytens auch das „Rondo op. 106 über ein spanisches Motiv“ des zeitgenössischen Österreichers Theodor Berger, ein mit viel Geschicklichkeit und zimmeres Stück für Blasinstrumente und Schlagzeug, dessen Entwicklung hauptsächlich auf der Gebiet des Rhythmus liegt. Es ist nicht reich an Gedanken, doch außerordentlich wirkungsvoll und wurde von den Philharmonikern herrlich gespielt.

Ein bezauberndes Stück ist die vierteilige „Spanische Rhapsodie“ des französischen Impressionisten Maurice Ravel, der sich Spanien und seiner Musik stets eng verbunden fühlte, und die südliche, fast exotische Atmosphäre höchst eindrucksvoll wiedergibt. Auch diese Musik, die man kennt, keine thematische Entwicklung, sondern nur Farbe und Stimmung, aber die schön über vor Lebensfreude und ist dadurch packend und mitreißend.

Den Abschluß bildete Beethovens IV. Symphonie, die zugunsten ihrer größeren Schwester der III. und der V — leider viel vernachlässigt wird. Sehr zu Unrecht, denn jene Werke Beethovens, in denen Lebensfreude und Humor vorherrschen, sind nicht weniger bedeutend, nicht weniger tief als die kämpferisch-dramatische Die Wiedergabe der „Vierten“ gelang den Philharmonikern unter der Leitung von Cluytens schließendlich vollendet. Vor allem der letzte Satz in seiner fankensprühenden, dämonischen Heißheit, den Cluytens in wirbelndem Tempo nach woben die meisterlichen Streicher es dennoch in wege brachten, jede Sechzehntelnote klar und deutlich hörbar zu spielen.

Kein Wunder, daß das Linzer Publikum Orchester und Dirigenten stürmisch feierte, auch die Komponisten Theodor Berger, der der Aufführung seines Rondos beiwohnte.

Leider wurde die Freude an diesem Konzert etwas beeinträchtigt durch die Unzulänglichkeit der Diesterweghalle, die einen wieder einmal das Fehlen eines wirklichen Konzertsalles in Linz besonders schmerzhaft empfinden ließ. In den Garderoben herrschte ein beängstigendes Gedränge, der Beginn des Konzerts wurde dadurch um eine Viertelstunde verzögert; es gibt kein Aufenthaltsraum für die Pause, und die Akus läßt ebenfalls zu wünschen übrig, so ist viel hart. Wann wird Linz, eine Stadt mit einem reichen Kulturleben, endlich auch eine würdige Stätte für die Pflege der Musik bekommen? Weber



Mozart-Festveranstaltung in der Moskauer Großen Oper. Links vorne die Regierungslage mit Woroschilow, Chruschtschow, Mikojan, Kaganowitsch, Malenkov und anderen führenden Staatsmännern. Im Präsidium der Kulturminister Michailow, die Vertreter von Kunst und Wissenschaft und die österreichischen Gäste, Botschafter Norbert Bischoff und Dr. Marcel Rubin.

Am Wochenende

Franz Kain:

ABSCHIED VON BERLIN

Erst lange nach Allerheiligen fielen von den weißen Pappeln an der Dimitroffstraße im Nordosten Berlins die Blätter. Die Blätter waren von einem eigenartig saftigen Grün, nur selten zeigte eines einen gelben Fleck. Aber sie waren in einer einzigen Nacht gefallen und bedeckten knöcheltief die Straßen. Der Hain jenseits der Straße aber war schon kahl und man konnte durch ihn hindurchsehen bis zu den Straßen an seinem anderen Ende. Auf der Weidendammbrücke im Zentrum der Stadt standen zur selben Zeit viele Mädchen und fütterten die Möwen, die auf ihrem Zug nach Süden hier vorbeikamen und Rast machten. Nach einigen Nebeltagen war die Sonne wiedergekommen und die Luft war so klar, als ob man alles wie durch eine blank geputzte Fensterscheibe sehen würde. Der späte Herbst bot alle Verführungskünste auf, um einem den Abschied von der Stadt so schwer als möglich zu machen. Und wer hier länger als zwei Jahre gelebt und gearbeitet hat, neugierig allen Dingen nachgespürt und den Menschen auf den Märkten, in den Straßen und Untergrundbahnen und auch in den Destillen „auf Maul“ geschaut hat, dem fällt der Abschied nicht leicht.

Wer Berlin lieben gelernt hat, dem wird es zunächst einmal schwer fallen, von der Landschaft in und um Berlin Abschied zu nehmen. Die märkischen Föhrenwälder reichen in großen Zügen weit in die Stadt hinein. Eine knappe halbe Stunde S-Bahnfahrt und man ist draußen an herrlichen Gewässern und wenn man nicht hinter den Bäumen die Schornsteine von Kraftwerken rauchen sehen würde, glaubte man sich weit draußen, weit weg von der Millionenstadt. Diese Landschaft ist nicht eigentlich lieblich oder anmutig, sie ist herb, aber frisch. Wenn man von der kleinen Erhebung im Osten der Stadt, von den Müggelbergen, ins Land hinausschaut, dann blitzen gebettet in den dunklen Teppich der Kiefernwälder, die vielen Gewässer und Seen bis an den Horizont. Man geht stundenlang durch die durchsichtigen Wälder und ist immer wieder überrascht, wenn man plötzlich an einem langgestreckten See steht, oder an einem der vielen Arme von Spree und Dahme. Wenn die Badezeit vorbei ist, dann herrscht hier draußen eine himmlische Ruhe, die kräftigt und entspannt.

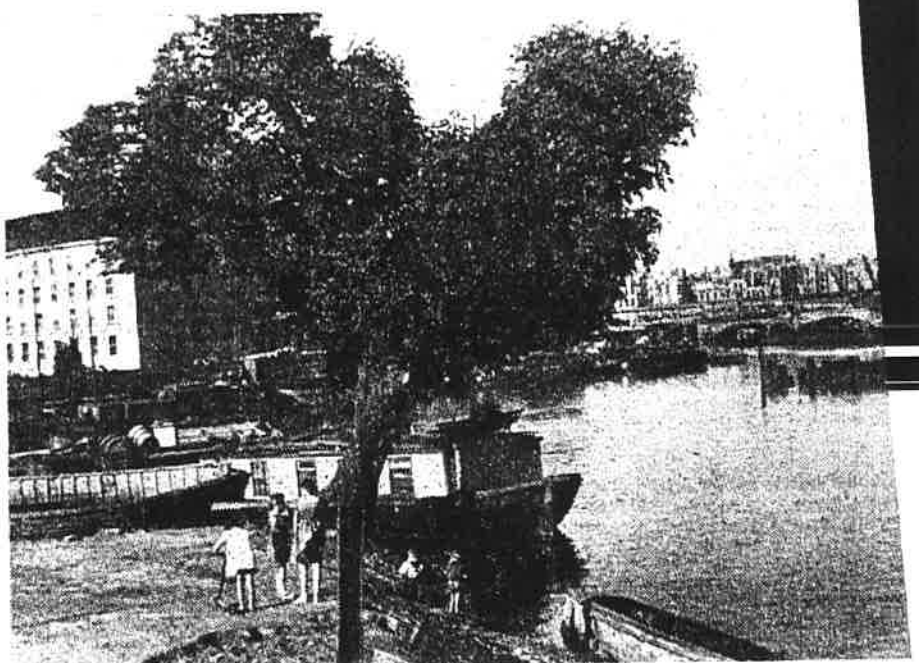
Aber auch noch weiter drinnen im Stadtgebiet, etwa im Bezirk Treptow, sind die Parkanlagen so ausgedehnt und so unberührt, daß die Spree hier schon nicht mehr durch die Stadt, sondern gleichsam durch das Land fließt. Wer von der Landschaft Berlin spricht, kann auch am Friedrichshain und an den künstlichen Hügeln darin nicht vorbeigehen. Der Friedrichshain hat den herrlichen Märchenbrunnen, große Liegewiesen und im Sommer ist ein Duft von getrocknetem Heu in der Luft, als ob das Land in die Stadt hereingekommen wäre. Der Friedrichshain hat noch etwas, was andere Hauptstädte nicht haben, den Mont Klamott. Dieser Berg besteht aus zwei Hügeln, einem größeren und einem kleineren, und der Volksmund hat ihm diesen Namen gegeben,

weil er aus Trümmern aufgeschüttet wurde. Der größere Hügel war ein hoher Flakturm, der nach dem Krieg gesprengt wurde. Da der Hain inmitten des Stadtgebietes liegt, der am meisten zerstört war, kamen die Stadtväter auf den Gedanken, den gesprengten Flakturm zuzuschütten. Aus der Trümmerwüste, wo heute die Stinallee mit ihren hohen weißen Häusern aufragt, wurden Millionen Ziegel geborgen. Aber noch immer blieben solche Massen von Mauerschutt übrig, daß man eigene Eisenbahnen hätte bauen müssen, um den Schutt vor die Stadt hinauszufahren. Es wurden mehrere Linien der kleinen „Trümmerbahn“ zum Flakturm gelegt und jahrelang, Tag und Nacht, zogen die kleinen pfauchenden Lokomotiven ihre Lasten auf den immer höher werdenden Hügel hinauf. Die Hügel wurden mit schnellwachsenden Sträuchern bepflanzt und mit der Zähigkeit, mit der das Leben den Tod besiegt, ließen die Sträucher Wurzeln und wucherte das Gestrüpp empor. Heute führen gepflegte Wege die Hügel hinauf und zum Greifen-nahe grünen die weißen Hochhäuser vom Strausbergerplatz herüber. An Frühlings- und Sommerabenden ist der Mont Klamott der Anziehungspunkt für unzählige Liebespaare, im Winter kreischen hier tausende Kinder, für die Rodelbahnen in die Hügel gelegt wurden.

Wer längere Zeit in Berlin gelebt hat, trennt sich auch nicht leicht von den Menschen dieser Stadt.

Es ist für einen Österreicher am Anfang nicht leicht, warm zu werden. Der Gegensatz Maria Theresia und Friedrich II. wird in veränderter Form und sei es auch in der freundschaftlichsten und launigsten Weise, noch immer ausgefochten. Die Stadt ist geteilt, von Westberlin aus sickern ununterbrochen allerlei dunkle Elemente in den Teil der Stadt jenseits des Brandenburger Tor, und die Berliner sind mißtrauisch geworden. Aber wenn man einmal warm geworden ist, dann spürt man sehr bald das Prickeln der Berliner Atmosphäre. Der Witz ist scharf und zupackend und von dem „pfliffigen Augen“ der Mädchen bis zu dem Ausruf: „Sag, bist du noch zu retten?“ wenn jemand eine Ungereimtheit oder eine vermeintliche Ungereimtheit gesagt hat, ist alles bildhaft und deutlich. Am blumenreichsten ist natürlich die Sprache, wie in jeder Stadt, auf den Märkten. Das Mundwerk der Naschmarkt-Sophier in Wien ist berühmt, aber mir scheint, daß die Lulle vom Zentralmarkt am Alexanderplatz sie übertrumpft.

Berlin hat wahrscheinlich die meisten Wirt-



Blick von der Fischerbrücke zur Jannowitzbrücke.

häuser der Welt. Obwohl es in Ostberlin viele neue, gut eingerichtete und gepflegte Tanzlokale und Restaurants gibt, sind doch der eigentliche Anziehungspunkt die kleinen Lokale und die alten Ballhäuser geblieben.

Im ältesten Viertel Berlins, gleich neben dem Fischerkiets am Stadtgericht, ist das Gasthaus „Zur letzten Instanz“. Dem Freund des volkstümlichen philosophischen Gesprächs wird das Gasthaus wirklich zur letzten Instanz, er kommt ganz einfach nicht mehr weg, weil es so viele interessante Menschen hier gibt. Der e.r.e kommt vom Gericht, wo er in einer Ehrenbeleidigungssache als Zeuge anvernommen wurde. Nun erzählt er zum Gaudium der Gäste, wie er den Kläger, den „Burschen mit dem eingemotteten Bart“ fertiggemacht hat und sich verbeten hat, daß der ihm „zu nahe an die Wäsche“ komme. Ein anderer, ein Angler, wartet in der „letzten Instanz“ den Abend ab, weil da die Würmer im Park auskriechen und erzählt die abenteuerlichsten Fischfang-Geschichten. Auch die Schiffer von der Spree sind

chemische Fabrik als Fahrstuhlführerin. Ein Nach wenigen Monaten besuchte sie elf Kurse und heute ist sie eine angesehene Gewerkschaftsfunktionärin des Betriebes. Sie weiß, was Ausbeutung ist und weiß das! Unterschied zwischen kapitalistischem und sozialistischem Betrieb zu schätzen. Ein Mädchen, das bei der Post in irgendeiner Kartei gearbeitet hatte, saß auf der Arbeiter- und Bauernfakultät der Humboldtuniversität wieder. Ein Bursche, der das Fleischerhandwerk erlernt hat, spezialisierte sich in einer großen Fleischwarenfabrik als Pastetenbäcker. Er verdient mit zwanzig Jahren dreimal soviel als seine Berufskollegen in Westberlin oder Westdeutschland.

Solche Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen. Sie sind ein Beweis dafür, daß der Arbeiter in Ostberlin alle Möglichkeiten hat, sich zu entwickeln, weil Berlin eben die Hauptstadt eines Arbeiter- und Bauernstaates ist.

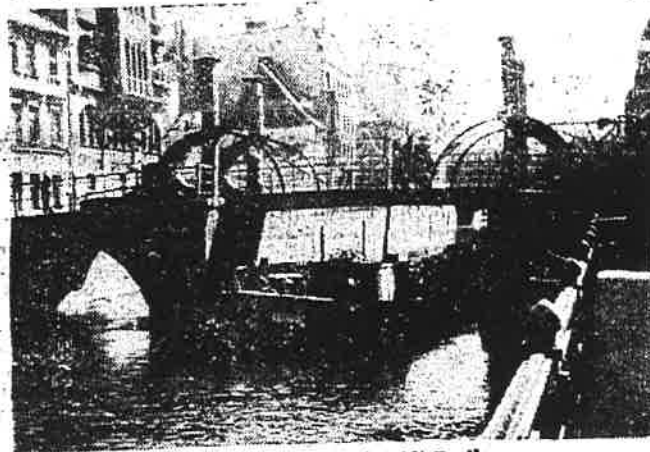
Und deshalb ist der Abschied von Berlin vor allem schwer, weil es der Abschied von einer Stadt ist, wo unter tausend Schwierigkeiten der Spaltung sich langsam, aber unaufhaltsam das Neue durchsetzt.

Gerade für uns Österreicher hat Ostberlin eine symbolische Bedeutung. Es ist für uns gut zu wissen, daß über dem Brandenburger Tor, diesem Symbol preußisch-deutscher Geschichte, die rote Fahne weht, es ist gut zu wissen, daß in Görings Luftfahrtministerium heute die Regierung der DDR ihren Amtssitz hat, und daß in einem Schloß, das früher Bismarck gehört hat, heute der Arbeiterpräsident Wilhelm Pieck seinen Amtssitz hat, es ist beruhigend, sich vor Augen zu halten, daß der Wilhelmplatz heute Thälmannplatz heißt und daß die Trümmer der hitlerischen Reichskanzlei weithin verkünden: Auf diesem Boden will sich der preußisch-deutsche Militarismus, die Geißel der Völker, nie wieder erheben.

Bei der letzten Maidemonstration auf dem Marx-Engels-Platz fuhr ein großer Lastwagen an der Tribüne vorbei, auf der neben den Mitgliedern der Regierung auch der greise Arbeiterführer Wilhelm Pieck Platz genommen hat.

Auf dem Lastwagen standen, dicht aneinander gedrängt, die wichtigsten Mitglieder der Berliner Ensembles. Der große Dichter Bertolt Brecht, neben ihm seine Frau Helene Weigel, schwenkte seine in ganz Berlin sprichwörtliche Mütze.

Die Berliner Arbeiter, die Helene Weigel kennen hatten, riefen in Sprechchören: „Es le-



Die Jungfernbrücke in Alt-Berlin.

da und überließen sich beim Erzählen von köstlichen Schmunzeln.

Der älteste Teil Berlins ist eine Insel. Obwohl auch dieser Teil der Stadt schwer gelitten hat, sind noch einige der winzigen Gäßchen mit ihren ebenso winzigen Höfen erhalten geblieben. Der Magistrat wendet viel Mühe auf, dieses Viertel wiederherzustellen. Die Sperlinggasse, berühmt durch die „Chronik der Sperlinggasse“ von Wilhelm Raabe, liegt auch in dieser Gegend. Dort findet man auch die Raabe-Diele, ein kleines, braungefärbtes Lokal mit einer Wirtin, die in ihrer Jugend eine gefeierte Sängerin war.

Die Ballhäuser sind große, volkstümliche Tanzlokale. Hier werden mit Vorliebe Alt-Berliner Weisen gespielt und die „Scheuerratten“, wie man hier die Tanzbesessenen nennt, kommen auf ihre Rechnung. Auch der „Verkehrte Ball“, der Abend, wo nur Damenwahl ist, hat sich hier erhalten. Straßenbahnschaffnerinnen, Postangestellte, und Verkäuferinnen geben hier den Ton an und sie verstehen es, mit kühler und selbstbewußter Hoheit aufzutreten.

Aber hat es das nicht früher auch gegeben? Wer genau hinschaut, wird diese Frage verneinen. In Ostberlin gibt es keine Protzen mehr und das Verhältnis der Menschen zueinander ist klarer und sauberer als im Westen der Stadt. Man wird nicht gefragt, wer bist du, sondern, nur, was kannst du, und alles, was die Theater, die Kinos und die Gaststätten bevölkert, unterhält und erholt sich nach getaner Arbeit.

Dadurch gibt es in Ostberlin keine zweifelhafte „Attraktionen“ wie im Westen, dafür aber mehr Echtheit und Natürlichkeit.

Einige Tage vor meiner Abreise besuchte ich einen Genossen, dessen Frau bis vor einigen Monaten in einem großen Haus in der Stinallee die Stiegen gewaschen hat. Sie hat inzwischen einige Kurse besucht und jetzt ist sie Angestellte der volkseigenen Wohnungsverwaltung und leitet für einen großen Abschnitt die Reparaturarbeiten in den Häusern. Ein anderes Mädchen hat früher in Westberlin in der Konfektion gearbeitet. Sie war schamlos ausgebeutet worden und trat im Osten in eine große



Der Alexanderplatz

unsere Mutter Courage“. Oben auf der Tribüne erhob sich Wilhelm Pieck, nahm den Hut und grüßte ihn ebenfalls schwenkend, der Dichter und sein Theater. Ein Begeisterungsturm begrüßte diese Szene, die mehr über die gesellschaftlichen Grundlagen des neuen Deutschland aussagt, als lange Abhandlungen.

Und jetzt werden Sie mir glauben, daß der Abschied von diesem Berlin, von dieser Berliner Luft, nicht leicht ist.



Auch das ist Berlin: Die berühmte Regattastrecke in Grunau.

„Unsere haben einen Offizier und zwei Soldaten gefangen.“

„Es war unser Zugführer, der um eine Unterredung angesucht hat, weil er überrascht war über den starken Widerstand, den wir bekamen.“

„Ja, diese Unterredung im Arbeiterheim wird ich nie vergessen“, sagte die Frau. „Ich war ja selber dabei. Der Kommandant unserer Siedlung hat geglaubt, es gäbe Reibereien zwischen Bundesheer und Heimwehr, die man ausnützen könnte. Der Offizier hat auch immer wieder den Kopf geschüttelt, als er erfahren hat, was man uns alles angetan hat. Die Frauen haben ihn angeschrien: ‚Wollt ihr uns auch noch die Bettelsuppe nehmen?‘ Mein Mann war außer sich, er war ein Radikaler und man mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, sonst wäre er auf den Offizier losgegangen. ‚Was gibts da noch zu verhandeln?‘ war seine Rede, ‚jetzt gehts auf Biegen oder Brechen.‘“

„Aber es ist doch zu einem Uebereinkommen gekommen“, sagte der Fremde. „es wurde vereinbart, daß wir bis nächsten Tag mittag nicht mehr über den Hausruck herüberkommen, und eure Leute nicht hindern.“

„Ja, ich weiß“, sagte die Frau müde. „am nächsten Tag haben wirs ja gesehen, was herausgekommen ist, bei der Vereinbarung.“

„Frau, ich sag Ihnen noch einmal, ich war bei dieser Geschichte nicht dabei“, sagte der Fremde beschwörend.

„Aber eure Leute waren es, die im Arbeiterheim sechs Männer, darunter vier waffenlose Sanitäter, wie die Hunde an die Wand gestellt haben.“

„Frau, wir haben hohe Verluste gehabt“, sagte der Fremde leise.

„Im Kampf, aber ihr habt waffenlose Leute auf die Bühne gestellt und niedergeknallt. Sechzig Einschüsse hat man später an der Wand hinter der Bühne gezählt!“ brachte die Frau hervor und dann fuhr sie mit tränenerstickter Stimme fort: „Ich hab noch nicht einmal gewußt, was aus meinem Mann geworden ist. Er ist am Abend vorher noch fort, weil er der Vereinbarung nicht getraut hat. Er sagte, daß man schauen möge, ob sich die Soldaten wirklich zurückgezogen haben. Erst am nächsten Tag habe ich erfahren, daß er draußen vor dem Tunnel niedergeschossen worden war.“

Der Fremde seckte jetzt den Kopf und begann zu erzählen.

„Ich war Korporal und hab mit zwei Mann den Tunnelausgang besetzt gehabt. Es war schon dunkel und wir wollten, daß die ganze Geschichte vorüber wäre. Unser Leutnant hatte uns gesagt, daß wir es mit Männern zu tun haben würden, die eine große Erfahrung haben, einige von ihnen hätten im Krieg die höchste Auszeichnung des alten Oesterreich bekommen.“

Die Frau nickte schweigend.

„Da hörten wir im Tunnel vorsichtige Schritte. Jetzt kommen sie“, sagte einer meiner Leute. Da sah man auch schon eine dunkle Gestalt aus dem Tunnelausgang herauskommen. Ich war aufgeregt und rief nur schnell: ‚Halt!‘. Ohne zu warten, was werden würde, drückte ich auch gleich ab. Die Gestalt stürzte am Eingang des Tunnels nieder. Nach einer Minute sprangen wir hinunter. Im Schein einer Taschenlampe sah ich, daß der Schutzbündler tödlich getroffen war. Die Kugel hatte die Halsschlagader zerissen. In der Hand hielt er eine alte Armee-pistole die er auch noch im Tode fest umklammert hielt. Nach einer Minute war es vorbei mit ihm.“

Der Fremde wachte sich den Schweiß von der Stirne. „Ich habe noch in seine Augen geschaut“, sagte er jetzt und dieser Blick hat mich seitdem nie wieder losgelassen. Weißt du denn, was du just? hat dieser Blick gesagt und ich habe keine Ruhe mehr gefunden vor diesem Vorwurf.“

Nach einer Pause stieß der Fremde hervor:

„Frau, ich bin ja nicht Soldat geworden, damit ich auf Bergarbeiter schieße. Ich bin gegangen, weil es hieß, wir bekämen später eine Staatsanstellung. Ich habe auch später gleich abgerüstet, noch vor meiner Zeit, und habe geheiratet.“

Er griff in die Brusttasche und legte ein Bild auf den Tisch. Es zeigte eine junge Frau, die ein Kind im Arm hielt, das forschend und starrend in die Welt blickte.

Da schluchzte die Bergarbeiterfrau auf. „Er ist ein guter Familienvater gewesen“, brachte sie mühsam hervor, „er hätte Tag und Nacht gearbeitet für uns.“

„Ich habe vieles erst aus den Zeitungen erfahren“, fuhr der Fremde fort, „und meine Frau hat gemeint, ich soll zu Ihnen fahren. Und jetzt bin ich hier, Frau, ich möchte meinen Frieden machen mit Ihnen.“

In diesem Augenblick kam ein Mädchen von etwa sieben Jahren zur Tür herein. Es sah verwirrt auf die beiden, die da beim Tisch saßen. Dann kam es näher und die Mutter fragte mit ruhiger Stimme:

„Hast etwas Warmes gehabt in der Schale?“

„Ja“, sagte das Mädchen, „heißes, abgekühltes Milch, von den Quälern, sagt die Lehrerin, aber sie schmeckt immer so bitter.“

Dann ergarrte das Kindergesicht wie eine Bildsäule und die Kleine fragte fassungslos: „Was hat er denn?“

Der Fremde hatte die Arme über das Bild seiner Familie gelegt, den Kopf darauf sinken lassen und weinte.

„Später erst“, sagte die Mutter, „später!“ und wandte sich ab ins Dunkel der Stube.

Leise verließ der Fremde das Haus.

Die Leute, die am Tunnel wohnten, sagten später, sie hätten an diesem Tag einen Mann beobachtet der langsam in den Tunnel hineingegangen sei. Sie hätten ihn lange nachgeschaut und drüben, am anderen Ende, wo man vor ihm nur noch ein kleines Pünktchen gesehen habe, sei er lange, lange, stehen geblieben.

NEUE ZEIT, Samstag/Sonntag, 24./25. März 1956

Zwischen Berlin und Linz

Reisenotizen von einer Fahrt nach der Deutschen Demokratischen Republik

Am 8. März, am Tag nach meiner Ankunft in Berlin, wo ich bei Verlagen zu tun hatte, stand die deutsche Hauptstadt ganz im Zeichen des Internationalen Frauentages. Am Bahnhof Friedrichstraße war ein großes Bild der Vorkämpferin der sozialistischen Frauenbewegung Clara Zetkin aufgestellt. Die klugen, gültigen Augen der alten Frau mit den schneeweißen Haaren schienen auf das Gewimmel am Bahnhof herniederzuschauen. Die Berliner haben aus diesem Tag nicht nur einen Kampftag, sondern auch einen volkstümlichen Festtag der Frauen gemacht. Am Abend waren alle Gaststätten überfüllt. Ganze Gruppen von Frauen aus den Büros und Betrieben hatten die Tische besetzt und mit ihrem frischen Mundwerk erklärten sie, daß sie heute ihre Männer „abgehängt“ hätten. Die Männer wieder bemühten sich, den Kellnerinnen und Serviermädchen die Arbeit abzunehmen, weil ja Frauentag sei und in fröhlicher Stimmung wurde getanzt bis in die Morgenstunden.

Weiterfolg der Leipziger Messe

In Berlin ist es auch jetzt noch empfindlich kühl und der Winter war streng. Schon bei uns, einem Land mit einem Ueberschuß an elektrischer Energie, brachte dies Schwierigkeiten mit sich. Auch die DDR hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber obwohl die riesigen Braunkohlenfelder in Sachsen, die im Tagebau abgebaut werden, steinhart gefroren waren, konnte die Versorgung der Industrie und der Haushalte voll aufrechterhalten werden. Tausende freiwillige Helfer kamen den Bergleuten zu Hilfe und unermüdlich wurde der Erde durch Sprengungen die gleichhart gefrorene Kohle entrisen. Ueberhaupt hat die Arbeit in der DDR gerade in diesen Wochen wieder große Triumphe gefeiert. Bei der Leipziger Messe hat der Maschinenbau der DDR großes internationales Aufsehen erregt. Die Arbeiter sind stolz auf ihre Erzeugnisse und es gab herzliches Gelächter, als ich in einem Kreis von Ingenieuren erzählte, daß der Bürgermeister von Linz in öffentlicher Gemeinderatssitzung Krokodilstränen darüber vergossen hat, daß es in der DDR angeblich keine Nägel gäbe. Vielleicht

holt sich Herr Koref jetzt noch Rat bei den österreichischen Ausstellern auf der Leipziger Messe, damit er erfährt, welche wertvollen Maschinen die DDR ausgestellt hat.

Oesterreichische Literatur

Am Internationalen Frauentag wurde der Film: „Besondere Kennzeichen: Keine“ uraufgeführt. Das Drehbuch schrieb Berta Waterstadt, die auch den Film „Die Buntkarlierten“ geschaffen hat. Der Film schildert den Lebensweg einer Frau, die ihren Mann im Krieg verloren hat und nach den Jahren des Elends der Nachkriegszeit, nach mühevoller Arbeit in den Trümmerwüsten nach der Gründung der DDR Lehrerin wird. Schon der Titel des Filmes will sagen, daß dieses Schicksal ein ganz gewöhnliches ist, daß in der DDR eben jeder, der etwas aus sich machen will, und das Zeug dazu hat, auch sein Ziel erreicht.

Bei einem Gang durch die Buchhandlungen fällt auf, daß die österreichische Literatur jetzt immer häufiger auftaucht. Der Eugen-Diederichs-Verlag brachte den „Wittiko“ von Adalbert Stifter, Rütten und Löning den „Nachsommer“ desselben Dichters. Der Aufbau-Verlag bereitet die Herausgabe der Werke von Hugo Hofmannsthal, von Kafka, Kraus und Joseph Roth vor.

Mietzins wird zurückbezahlt

In der Wohnung im Stadtbezirk Prenzlauer Berg, in der ich über ein Jahr lang gewohnt hatte, wird jetzt ein Teil des Mietzinses zurückbezahlt. Im Monat wurde um vier Mark zu viel Zins eingehoben, und das mehrere Jahre lang. Die Hausvertrauensleute des Blocks haben bei der volkseigenen Wohnungsverwaltung energisch eine Ueberprüfung der Zinse in einer Reihe von Wohnungen verlangt. Sie bekamen recht und jetzt wird das Geld zurückbezahlt. Die Mieter haben über die Bürokraten gesiegt.

Ueberraschungen für englische Soldaten

In Westberlin hörte ich folgende Anekdote: Vor kurzem spielte eine Fußballmannschaft der englischen Besatzungstruppen gegen eine sowjetische Auswahl in Potsdam. Mit den Schlachtenbummlern zählte die Gruppe der Soldaten

60 Mann. Der englische Bataillonsführer rüstete die Soldaten mit einem Riesenberg von belegten Broten aus, denn er war der Meinung, daß die sowjetischen Truppen selber nichts zu beißen hätten. Als nach dem Spiel die Soldaten ihre Brote auskramten, wurden sie von den sowjetischen Gastgebern lachend in die Kantine geführt und es gab ein Gastmahl, das mehrere Stunden dauerte. Als die englischen Soldaten in aufgeräumter Stimmung nach Hause fuhren, warfen sie übermütig ihre Jausenpäckchen aus den Autobussen.

Erfahrungen in Westdeutschland

In Passau hatte ich auf der Hinreise am Tag des Höhepunktes der Hochwasserkatastrophe einige Stunden Aufenthalt. Beim Essen in einem Gasthaus hörte ich die Mittagsnachrichten des bayrischen Rundfunks. Es wurde berichtet vom Hochwasser in Bayern, in der Slowakei, in Ungarn und Frankreich. Vom Hochwasser in Oesterreich, vom Wüten desselben Stromes, der auch Passau verheerte, in Linz, sprach der bayrische Rundfunk kein Wort.

Auf der Rückreise durchsuchte ein westdeutscher Zollner an der bayrisch-thüringischen Grenze meinen Koffer. (Die Volkspolizei! auf der thüringischen Seite hatte von den Koffern im ganzen Abteil überhaupt keine Notiz ge-

nommen). Er erspähte ein Buch von Georg Lukacs „Der junge Hegel und die Entstehung des kapitalistischen Bewußtseins“. Er drehte das Buch mißtrauisch in den Händen. „Was ist das?“ fragte er.

Auf meinen Hinweis, daß es sich hierbei um ein philosophisches Werk handle, erklärte er mit jenem küngscheißerischen Hochmut, den wir Oesterreicher aus den Tagen des Dritten Reiches noch so deutlich in Erinnerung haben:

„Was, Philosophie? Mann!“ und zeigte auf die „Entstehung des kapitalistischen Bewußtseins“. Er nahm das Buch an sich und wollte sich damit entfernen. Erst auf meinen Einwand, daß ich Oesterreicher sei und die Einfuhr von Büchern lediglich mit meinen zuständigen Grenzorganen abzumachen hätte, gab er mir mit saurem Gesicht das Buch zurück. Ich war dem Mann fast dankbar für die Lektion in „Freiheit“, die er auf diese Weise dem ganzen Abteil zuteil werden hat lassen.

Ueberraschung zu Hause

Bei der Rückkehr in die Redaktion zeigten mir die Kollegen lachend das „Tagblatt“, worin zu lesen war, ich hätte mich im Zusammenhang mit einem Prozeß unserer Zeitung mit dem SP-Harringer hinter den „Eisernen Vorhang“ begeben, was einer „Flucht“ gleichkomme.

Aber, aber, wer te Kollegen vom „Tagblatt“, wer wird denn so auf den Tisch hauen! So wichtig ist doch ein Harringer-Prozeß wahrhaftig nicht, daß man deswegen die Gefahren und Strapazen einer „Flucht“ auf sich nehmen würde!

Franz Kain

Am Wochenende

Ein Arbeiter baut sich ein Haus

Der Weg zieht sich ein wenig von Goisern über die Stambachebene, zum Stambachbühl hinauf, bis dann beim Buttingerwirt der Weg abzweigt auf die Wies. Dort, am Fuße des Herodlersberges steht in einer Reihe eine Zeile neuer Häuschen und eines davon gehört dem Kraftfahrer beim Konsumverein Goisern, Wilhelm Zahler.

„Was redet ihr denn immer von der Not“, sagen uns die Leute, die im Auto an der Straße an uns vorbeifahren und solche Häuser sehen, „da schaut doch, wie sich die Leute Häuser bauen, denen gehts doch nicht schlecht.“

Die so reden, sind keine Arbeiter, und die so schreiben, sind auch noch nie in ihrem Leben Arbeiter gewesen, sonst wüßten sie, was für blutige Arbeit in so einem Haus steckt, was für Entbehrungen und was für Sorgen.

Nein, hier geht es nicht darum, daß sich jemand durch die Leistungen anderer „hinaufgearbeitet“ und sein Geld angelegt hat, sondern darum, wie sich eine Arbeiterfamilie ein Nest gebaut hat, und 10 bis 15 Jahre seines Lebens dafür hingegeben hat, bis es so weit war, daß sie einmal Unterschlupf gefunden hat. Fertig nämlich ist so ein Haus wie das des Kraftfahrers Zahler — von denen es viele in unserem Land gibt — noch lange nicht. Es wird noch Riesenopfer kosten, das Haus fertigzustellen, und wenn es einmal fertig sein wird, dann kann man sagen, daß ein ganzes Leben darüber hingegangen ist.

Natur, mit anderen Augen gesehen

Von der Wies hat man einen schönen Rundblick über das Goiserertal. Wenn man von der Straße kommt, sieht man den Raschberg vor sich und man kann die sanfte Mulde der Hütteneckalm ausnehmen, die im Winter jährlich tausenden Wintersportlern Erholung und Entspannung bietet.

Für Wilhelm Zahler spricht allerdings dieses schöne Stück Natur eine andere Sprache. Das Hütteneckgebiet, ist für ihn keine Erholungs-



So sieht es aus, das schöne Häuschen, und man merkt ihm nicht an, daß die Hälfte eines Lebens dafür aufgewendet werden mußte.

stätte, es ist die Gegend, wo er einen Teil des Holzes für sein Haus geschlagen hat. Zum Teil war es Windbruch gewesen, der schnell hatte aufgearbeitet werden müssen, zum Teil standen die Bäume auf Plätzen, wo es für die Forstverwaltung unrentabel gewesen wäre, das Holz in eigener Regie zu schlägern.

„Ja, das hat viele Sonntage gekostet“, erzählt uns Frau Therese Zahler, „und wenn wir damals gewußt hätten, welche Sorgen und Lasten wir uns mit diesem Beginnen auf den Hals geladen haben, wer weiß, ob wir dann nicht davor zurückgeschreckt wären.“

Gegen Süden zu, von St. Agatha, schlängelt sich das Leislingtal zwischen Sandling und Pötschenhöhe hinein. Dieses Tal hat eine uralte Geschichte. Schon die Römer und vor ihnen die Kelten waren hier hineingezogen. Es ist ein herrlicher Spaziergang ins Ausseerische hinein, aber wenn nicht der Kraftfahrer Wilhelm Zahler und seine Frau aus ihrer Jugend

noch das Tal kennen würden, in den letzten zehn Jahren haben sie es nur noch von der Seite härtester Arbeit kennengelernt. Auch hier wurde ein Teil des Holzes geschlagen, auch hier mußte es zu Plätzen geschleppt werden, von wo es mit dem Fuhrwerk abtransportiert werden konnte.

Und wenn Wilhelm Zahler vor seinem Haus steht, und sich nach Norden wendet, dann hat er das Weißenbachtal vor sich. Dieses Tal führt hinein am Heinzengebirge vorbei und von seiner Sohle steigt man auf das 2024 m hohe Gamsfeld ins Salzburgerische. Aber für den Arbeiter, der sich auf der Wies das Haus gebaut hat, ist auch dieses Tal eine Stätte emsiger Arbeit, neben der Berufsarbeit. Von dort, weit drinnen, stammt der Schotter zu den Betonarbeiten.

Nach dem Krieg war bei der Gemeinde Goisern billiger Baugrund zu haben. Aber kaum hatte Zahler den Grund erstanden, tauchten auch schon neue Schwierigkeiten auf. Der Weg zum Bauplatz führt über fremde Wiesen und ist für Motorfahrzeuge gesperrt. Das bedeutete, daß der Schotter und anderes Baumaterial immer zuerst bei der Straße abgeladen und von dort mit Ochsen gespannen, die wiederum viel Geld verschlangen, zum Bauplatz gebracht werden mußte.

Ein volles Jahr hat es gedauert, bis der Grund ausgehoben und das Fundament des Hauses betoniert war.

1949 war es dann schließlich so weit, daß auf das roh gezimmerte Gebäude der Firstbaum gepflanzt werden konnte. Erst 1951 konnte die Familie notdürftig in dem Gebäude Einzug halten.

Sonntagsgewand braucht man keines

Natürlich konnte Wilhelm Zahler, ein zwar zäher, aber eher schmüchlicher Mann, diese Riesenarbeit, die vollbracht werden mußte, bis er einmal ein Dach über dem Kopf hatte, nicht allein leisten. Er mußte auch seine Frau zu den lein leisten. Er mußte auch seine Frau zu den größten Arbeiten einspannen und wenn sie einem heute erzählt, wie sie sich bei der Arbeit im Walde manchmal ungeschickt angestellt hat, und von ihrem Mann dabei oft gar nicht recht zarte Zurechtweisungen ertragen mußte, mischt sich gelegentlich ein Seufzer in ihre Rede. Einige Verwandte halfen mit allen Kräften und auch der Betrieb hatte Verständnis für die Lage seines Arbeiters. Der Konsumverein Goisern stellte oft zu einem billigen Tarif den Traktor zur Verfügung, damit Zahler den Transport der Baumaterialien leichter bewerkstelligen konnte.

Aber das meiste, was in diesen Jahren geschehen ist, ist auf die Arbeitskraft der Familie selbst zurückzuführen. Heute sagt uns Wilhelm Zahler: „Sonntagsgewand braucht ein Arbeiter für einige Jahre keines mehr, wenn er beginnt, ein Haus zu bauen. Er kommt nämlich gar nicht dazu, es jemals anzuziehen, weil jahrelang jeder Sonntag, jeder Feiertag und auch jeder Urlaubstag dem Bau gegeben werden muß.“

„Wir haben oft nicht mehr gewußt, wie wir weiterkommen werden“, erzählt Frau Therese, „und oft hat mein Mann Überstunden gemacht, daß wieder eine Rechnung gezahlt werden konnte, obwohl er die Freizeit ebenso notwendig gebraucht hätte.“

Wenn es finanziell wieder gar nicht mehr weitging, gab es da und dort Brennholz auf dem Stock zu kaufen und Wilhelm Zahler schlug gerte mit seiner Frau das Holz, um die Hälfte davon wieder weiterzuverkaufen. Er half mit dem Traktor den Arbeitskollegen beim Holzhefen, führte für fremde Leute Schotter und Sand, um sich auch dadurch ein paar Schilling dazuzuverdienen.

Frau Zahler berichtet uns, wie in dieser Zeit die kleine Tochter Kegel aufsetzte, weil sie von zu Hause nicht einen Groschen für Schokolade oder Zuckerwerk bekommen konnte.

„Und am Abend, weil das Kind nicht bleiben konnte, hab ich mich selber noch hingestellt und habe bis Mitternacht für die Männer Kegel aufgesetzt, weil wir jeden Groschen für unseren Bau gebraucht haben.“

Als die Tochter in die Jahre kam, wo sich Mädchen schon gerne schöner anziehen, gab es oft Klagen und die eine Frage: „Warum sind denn die anderen schöner angezogen und warum muß ich immer dasselbe tragen?“, wurde tausendmal gestellt.

„Und beim Essen mußten wir sparen, daß es bei den Ohren herausgestaubt hat“, sagt Frau Therese. „Fleisch gabs nur einmal in der Woche und Erdäpfelgulasch war wochentags ein Spezialgericht.“

Heute lächeln Wilhelm Zahler und seine Frau, wenn davon die Rede ist, wie auch der häus-



Goisern gehört zu den schönsten Flecken des Salzkammergutes. Der Markt hat eine alte Arbeitertradition, und der Stolz der arbeitsamen und fleißigen Bevölkerung ist es, sich ein eigenes Heim zu schaffen. Der flüchtige Besucher dieser Gegend ahnt jedoch meistens nicht, welche ungeheure Zähigkeit und welcher Opfer sinn notwendig sind, sich ein eigenes Haus zu bauen.

liche Frieden unter dieser Ueberlast an Arbeit geübt hat.

„Er hat ja auch in der Nacht nur noch ans Hausbauen gedacht“, sagt die Frau, und ihr Mann pflichtet etwas knurrend bei. „Wie hätten wir denn sonst aus den Trümmern können.“

Am Ende der Herzenfall

Die ständige Ueberarbeitung hat die Gesundheit Zahlers schwer angegriffen. Lange Zeit hat er mit einem Magenleiden zu tun gehabt und während er mitten im Bau war, mußte er sich einmal operieren lassen. Und im letzten Winter ging es auf einmal nicht mehr weiter. Er bekam eine schwere Herzattacke und der Arzt stellte eine ernste Herzerkrankung fest. Lange Wochen lag der müde gewordene Arbeiter krank darnieder und eigentlich sollte er sich ja auch heute noch schonen.

„Eine große Erleichterung für meine Frau ist“, berichtet uns Wilhelm Zahler, „daß sie jetzt wenigstens eine Waschküche hat.“ Und sie fügt hinzu: „Ja, das ist wahr, denn 17 Jahre lang habe ich Sommer und Winter im Freien waschen müssen.“

„Aber daß ihr jetzt die Villa fertig habt, da redet ihr nichts davon, daß ihr dann im Sommer Gäste werdet aufnehmen können“, provozieren wir.

„So schaut Du aus“, sagen da beide auf einmal. „Wir müßten mindestens noch 50.000 Schilling in den Bau hineinstecken, bis wir so weit sind, daß wir ein Zimmer vermieten können. Und dann brauchen wir ja auch Möbel dazu und jetzt können wir das Tempo der letzten zehn Jahre nicht mehr durchhalten.“

Heute sieht das Haus von außen wie fertig aus, in Wirklichkeit aber ist nur das untere Geschloß ausgebaut, das eine Küche, ein Zimmer und ein Kabinett umfaßt.

Wenn heute Wilhelm Zahler vor seinem Haus steht, so ist er bei aller Müdigkeit stolz auf die geleistete Arbeit. Wie er selber berichtet, hat er eine Wohnung gehabt und hat mit dem Hausbesitzer in Frieden gelebt. Aber wenn die Familie größer wird, dann will man sich doch einmal ein bißchen ruhigen können. Und so ist er stolz auf die Leistung, weil sie aus der eigenen Kraft geschaffen wurde. Aber ohne eisernes Zähigkeit und ein festest Vertrauen an die eigene Kraft wäre die Arbeit auch bis zu dem jetzigen Stand nicht zu leisten gewesen. Geschenk hat ihm und den anderen Arbeitern, die

sich ein Haus gebaut haben, niemand etwas. Daß Wilhelm Zahler heute im 50. Lebensjahr ein Haus hat, ist nicht ein Verdienst jener Leute, die ununterbrochen von der „Konjunktur“ reden, es ist nur seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Opfer sinn zuzuschreiben, und deshalb weiß er auch, daß man sich auch in der Zukunft auf sich selber verlassen muß. Ihm kann niemand einreden, „wie gut es den Leuten geht“, er hat es am eigenen Leib erfahren, er weiß, woran er ist, und er hat das Herz auf dem richtigen Fleck.

F. Ka.



Dieses junge Mädchen, heute etwas über zehn Jahre alt, kann ein Lied davon singen, welche Entbehrungen es für die ganze Familie bedeutet, wenn eine Riesenlast von Arbeit schon die Kindheit überschatten kann.

KÜNSTLER-ANEKDOTEN

Somerset Maugham sagte einmal: „Es gibt ein englisches Sprichwort, daß man sich überwinden soll, täglich zwei Sachen zu tun, die einem unangenehm sind. Ich habe mich immer an den Spruch gehalten, denn ich bin jeden Morgen aufgestanden und jeden Abend schlafen gegangen.“

Ernst Busch sang 1931 im Kabarett der Komiker. Zu seinem Repertoire gehörte Tucholskys Radioschenkel, dessen Refrain die Namen zweier damals bekannter sozialdemokratischer Politiker enthielt und mit den Versen endete:

Blüht so heimlich still und leise!
ganz bescheidene Radioschenkel,
außen rot und innen weiß.

In den begeisterten Beifall tönte plötzlich ein gellender Pfiff. Alles erstarrte. Da erschien der Direktor des Hauses, Kurt Robitschek, auf der Bühne und sagte: „Der einsame Pfeifer darf sich den Pfiff im Parteibuch gutschreiben lassen.“

Lessing wurde von seinen Freunden oft gemahnt, nicht so freigebig zu sein und auch einmal an seine eigene Zukunft zu denken. Doch übermütig antwortete der Dichter:

„Solange ich noch drei Finger an der rechten Hand habe und mir im Kopf nichts fehlt, wird's mir auch in Zukunft nicht an Geld mangeln!“

So war er auch den Armen gegenüber keineswegs knauserig. Sein Gold- und Silbergeld pflegte er lose in einer Tasche vermergt zu tragen, und wenn ein Bettler ihn ansprach, gab er ihm die erste beste Münze, die ihm gerade

zwischen die Finger kam. Manchmal brachte ein so reichlich Beschenkter das Goldstück zurück, in der Meinung, der freundliche Geber habe sich vergiffen, dann rühte Lessing nur dessen Ehrlichkeit, ließ ihm jedoch das Goldstück, da der Zufall ihm offenbar dieses Geschenk zugedacht habe.

Ein Freund, der eines Tages eine ähnliche Szene erlebte, machte Lessing daraufhin ernsthafte Vorwürfe und meinte, der Dichter würde auf diese unbesonnene und verschwenderische Art manchen Unwürdigen unterstützen. Lessing antwortete nur:

„Ach, wieviel hätte wohl ein jeder von uns, wenn ihm nur das zuteil würde, was er wirklich verdient!“

Als Konrad Duden sein berühmtes Wörterbuch geschrieben hatte, beglückwünschte ihn eine würdige Dame sehr wortreich und überschwänglich. Schließlich sagte sie noch: „Vor allem danke ich Ihnen, daß Sie alle obszönen Ausdrücke fortgelassen haben!“ — „Ach“, staunte Duden, „haben Sie nachgesucht?“

Georg Kaiser war dafür bekannt, daß er nie der Aufführung eines seiner Stücke beiwohnte. Einmal bombardierte ihn ein Theaterlaufend mit telegraphischen Aenderungswünschen. Kaiser war immer einverstanden. Auf das letzte Telegramm, das einen Tag vor der Premiere eintraf und von Kaiser die Sektionierung weitgehender Aenderungen erbat, antwortete der Dichter: „Bin mit allen durchgeführten und noch beabsichtigten Aenderungen einverstanden, unter der Bedingung: der Titel muß bleiben.“

Am Wochenende

Frühling im Friedrichshain

Eine Berliner Geschichte von Franz Kain

Der Büschingplatz hinter dem Alexanderplatz im Berliner Osten war früher einmal ein kleines, beschiedenes Geviert inmitten des Häuserge-
wirs. Heute ist der Platz eine riesengroße
Fläche und sie ist gesäumt von hohen fenster-
losen Mauern, von den Häuserfronten, die früher von den Fassaden der Straßenzellen verdeckt
gewesen waren. Manchmal führt eine Schlucht in
diese Mauern hinein und am Ende dieser Schlucht
sieht man dann eine schmale Häuserwand mit
kleinen, schmalen Fenstern. Das sind ehemalige
Hinterhofwohnungen, die zum erstenmal seit
ihrer Bauzeit in den Gründerjahren Licht gesehen
haben, als sich der Qualm der Bombenangriffe
verzogen hatte, bei denen die Vorderhäuser in
Schutt und Asche gesunken waren. Sonne haben
keine Wohnungen erst dann gesehen, als nach
dem Krieg die hohen Schuttberge abgeräumt wor-
den waren.

Der Büschingsplatz ist nicht ganz eben, obwohl sorgfältig planiert wurde, da und dort ist das angeschüttete Material in die Keller nach unten gesackt und es haben sich kleine, flache Gruben gebildet. Einige glatte, fliesenbelegte Wege durchziehen den Platz, Rollbahnen auf Flugfeldern nicht unähnlich. Diese Wege sind einmal ebenerdige Korridore von Häusern gewesen und als einziges dieser Gegend sind diese Fliesenwege der Vernichtung entgangen. Darüber ist niemand mehr erfreut als die Kinder dieser Gegend, die vom frühen Morgen bis zum späteren Abend hier Rollschuh laufen. Die Knirps entwickeln dabei eine Geschicklichkeit, die einen passionierten Eisläufer mit Neid erfüllen könnte. Unter frühleichen Krähen nehmen sie spielend



die schärfsten Kurven, und wenn nicht oft eine Mutter einen solchen Künstler energisch bei der Hand nehmen würde, gäbe es bei allen artistischen Fertigkeiten doch auch manchmal einen Unfall.

Die Häuser am Rande des Platzes werden über kurz oder lang einer modernen Städteplanung weichen müssen, und deshalb sehen sie auch alle moderner als einladend aus. Die Fassaden sind nicht verputzt und die Dächer nur notdürftig instandgehalten. Es war eines der argeinsten Viertel Berlins, das hier zugrundegegangen ist, aber doch eines, strotzend von Leben und Schicksalen. Die Georgenkirchstraße, die weit hinten über einen leeren nackten Platz zum Königstor führt, ist Hens Fallada für weite Strecken seines großen Romans „Wolf unter Wölfen“ Modell geworden. Wenn auch heute am Abend von den kahlen Seitenwänden der einzelstehenden Häuser die Finsternis auf die Straße niederzustürzen scheint, so glaubt man doch immer wieder den unvergesslichen Fallada-Gestalten zu begegnen: der kleinen Petre, die nur so kugelt, als wäre sie ein leichtes Mädchen, den kleinen Rennwettpferdren und den philosophisch-riszierenden Hausfrauen.

Hier, auf dem Platz, gleich hinter dem Alex, werden im Frühling und im Herbst große Volksfeste abgehalten. Dann werfen die hohen Mauern die Schlagmelodien der Karnasels in einem wundersamen Durcheinander auf den Platz zurück. Es geht locker und ungebunden zu bei diesen Festen, und wenn man nicht gelegentlich

über einen halb aus der Erde ragenden Ziegel stolpern würde, man würde nicht gewahr, daß man auf einem weiten Ruinenplatz tanzt.

Um den 1. Mai erreicht das Frühlingsfest auf dem Büschingsplatz seinen Höhepunkt. Noch um Mitternacht sind so viele Menschen auf den Beinen, daß sich die Straßenbahn, die am Rande des Platzes zum Alex hinunterfährt, nur durch minutenlanges Klängeln Platz schaffen kann, Zehntausende Menschen wogen fröhlich durcheinander und aus den großen Zelten kommt ein Summen wie aus einem riesigen Bienenstock. Die Luft über dem Platz ist geschwängert vom Geruch der Rostbratwürste. In den engen Durchlässen von einem Teil des Platzes zum anderen, bekannten Berliner Gassen nachgebildet, kreischen die Mädchen vor Vergnügen, wenn sie durch das Gedränge den Burschen in die Arme gepreßt werden.

„Bist du denn noch zu retten? Laß doch die Schnepfe laufen!“ hörte ich einen aus einer Gruppe junger Burschen sagen.

Die „Schneple“ war ein junges Mädchen, das an einem Likörstand lehnte und heraufschreiend zu der Gruppe herüberchaute. Sie trug die blaue Bluse der Postangestellten, offenbar war sie nach der Maidemonstration, die sie gemeinsam mit den Arbeitskollegen mitgemacht hatte, nach Hause gegangen. Vielleicht war sie in Weidensee oder in Schönweide zu Hause und wollte den Feiertag nicht durch zwei Stunden Fahrt nach Hause und zurück unterbrechen. Vielleicht auch war sie nach der Demonstration mit Arbeitskameraden bei Malzbier und Kirsch hängengeblieben oder vielleicht wollte sie auch nur den Feiertag für einen kräftigen Strahl ausnutzen, wer weiß es! Das große Fest hatte sie jedenfalls angezogen und nun ließ sie die Burschen ein wenig zudringlich sein. Ihr blondes Haar hatte sie im Nacken zusammengebunden, und wenn sie sich bewegte, dann flogen die Schöpfe lustig hin und her.

Ich beobachtete, wie einer der Burschen sich von der Gruppe löste und auf das Mädchen zugeing. Das aber drehte sich schnell um und die Kleine ließ sich von einem anderen, der sie schon lange Zeit angeschmachtet hatte, zu einem Likör einladen. Als sie mit ihrem Kavalier anstieß, kicherte sie vernünftig, aber zugleich schielte sie auch ein wenig nach dem Burschen herüber, der sich schleunigst wieder zurückgezogen hatte.

Der, ein langer, schlaksiger und etwas ver-
wogen aussehender Bursche, setzte eine betont
gleichgültige Miene auf, als ob er nur ganz zufäl-
lig auf das Mädchen zugegangen sei. „Na,
dann eben nicht!“, schrien sein Gesicht zu sagen.
Aber seine Enttäuschung konnte er doch nicht
verbergen, denn er warf mitleidige Blicke zu
dem Paar am Likörstand hinüber.

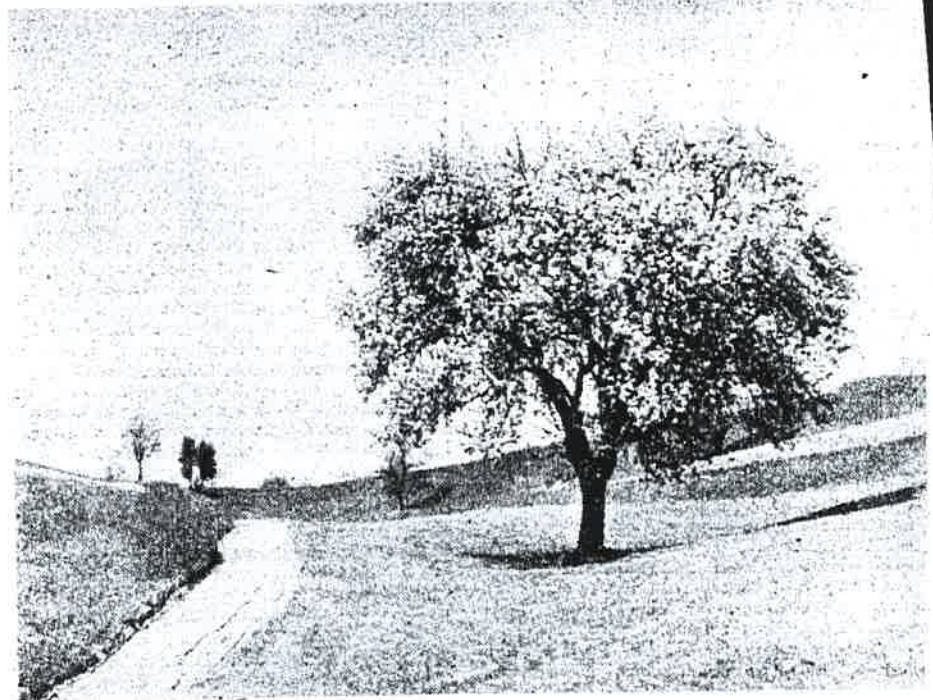
„Du bist eine altkige Kruke“, spottete einer aus der Gruppe, „die Christl von der Post will doch nicht, du siehst doch! Ein anderer sagte so laut, daß das Mädchen es hören mußte: „Für die hast du zu wenig Zaster!“ und er lachte gehässig zu dieser Bemerkung.“

Da ließ das Mädchen ihren verblüfften Kavalier stehen, nickte ihm noch kühl und hoheitsvoll zu und stellte an der Gruppe der Burschen vorbei. Als sie schon vorbei war, drehte sie sich noch einmal um und streckte dem, der sie eine Christin von der Post genannt hatte, die Zunge heraus. Dann verschwand sie schnell hinter einer Kunderautobahn.

„Donnerwetter“, sagte der Bursche, der sich für zuerst nähern wollte, mit einer Stimme, der der Respekt anzuhören war. Er trennte sich von seinen Begleitern und machte sich an die Verfolgung.

Es muß eine wechsevolle und aufregende Jagd gewesen sein, die das Mädchen ihrem Verfolger geliefert hat, kreuz und quer durch die Menschenmassen, durch Bierzelte und Weinlauben. Sie mußten aber schließlich doch zusammengekommen sein, denn später sah ich die beiden einträchtig, wenn auch noch immer kühl und mit Borstet geladen, an einem Stand eine Bockwurst verzehren.

Am Rande des Platzes, schon ein wenig im Schatten der hohen unverputzten Mauern, war ein großer Tanzpodium aufgestellt und der Strom der Menschen trieb mich allmählich dorthin. Das Podium konnte längst nicht alle Tanzstiligen fassen und auch der Umkreis hatte sich in einen Tanzboden verwandelt, auf dem sich die Paare zu den Altäbiriner Weisen wagten. Hier begegnete ich den jungen Leuten noch einmal. Das Mädchen glitt über den sandigen Boden dahin, als ob es sich auf einem spiegelnden Parkett



bewegte. Sie hatte die Augen geschlossen und sang wie traumverloren die Melodie vom kleinen Bären von Berlin. Kaum war aber der Tanz zu Ende, da löste sie sich auch schon aus den Armen ihres Partners und ehe der sich versan, war sie im Gewühl verschwunden. Der Bursch stand hingerollt allein mitten im Gelächter der Paare, die sich durch unaufhörliches Klatschen einen neuen Tanz erzwingen.

Der heutige Tag hatte zum erstenmal im Jahr ein wenig Wärme gebracht und als ich durch den Friedrichshain ging, um den Heimweg abzukurzen, war der Park noch voll Leben. Wo die Bänke am Teich unten stehen, glühten Zigaretten auf und zärdlich umschlingene Paare gingen auf schmalen Wegen in die Dunkelheit hinein.

Am großen Hügel, der mitten aus dem Park emporwächst, sah ich, daß der Zaun, der bisher den Berg abgegrenzt hatte, verschwunden war. Da war aus Anlaß des Feiertages der Hügel freigegeben worden. Die kleinere Erhebung im Park ist schon lange eine beliebte Erholungsstätte der Berliner. Aber beide Hügel, die da grünbewachten im Friedrichshain aufragen, haben ihre düstere Geschichte. Der Berliner Volksmund, der schon viele treffende Worte geprägt hat, nennt die beiden Hügel Mont Klamott und tatsächlich sind die mit gepflägten Wegen durchzogenen Erhebungen nichts anderes als zu Bergen gestürzte Häusertrümmer.

Der Stadtbezirk Friedrichshain ist eines jener Berliner Viertel, die am schwersten unter den Bombenangriffen zu leiden hatten. Von hier zieht sich eine Zone der Vernichtung über die Spree bis weit nach Kreuzberg im Westen der Stadt hinüber. Millionen Ziegel waren aus den kilometerlangen Schutbergen, den ehemaligen Hauszellen, geborgen worden. Aber noch immer war die Masse der Trümmer so groß gewesen, daß man den Transportraum von zehn Großtafeln gebraucht hätte, um den Schutt vor die Stadt hinauszubringen. So wurden im Friedrichshain zwei hohe Hügel aufgeschüttet. Jahrelang fuhren die kleinen Trümmerlokomotiven und kippten ihre Last auf einen Haufen. So entstanden zwei Berge, die auch die Flaktürme begruben, die hier wie graue Ungeheime in den Himmel gewachsen waren.

Mit der Zähigkeit, mit der das Leben den Tod besiegt und überwacht, faßten die Sträucher, die man auf die Schuttberge gepflanzt hatte, im Geröll Fuß und schnell schossen sie in die Höhe. Die Pappelstauden haben bereits eine Höhe von zwei Metern erreicht und an der Sonnenseite der Hügel winden sich struppige wilde Rosen den Hang hinauf. Der schönen Rodelbahn am kleinen Hügel, wo sich im Winter tausende Kinder tummeln sieht man es nicht an, daß sie mitten in die Trümmer der Häuser gelegt wurde, die, nachdem sie durch das Sieb der Materialverwertung geronnen waren, hier wieder zusammengelassen sind, so wie sie zusammen waren, als sie noch lange Straßen bildeten.

Ich ging den breiten Weg hinauf, der sorgfältig mit Schlacke bestreut ist. Der Weg führt in sanften Windungen mehrere Male um den ganzen Hügel herum. Wenn man zum zweitenmal den Hügel umkreist hat, sieht man schon weit über das Häusermeer der Stadt hin.

Die Sträucher hingen schwarz über den Weg herein und die Knospen fühlten sich klebrig an. Nach zwei weiteren Windungen stand ich unter der Kruppe des Hügels.

Da hörte ich hinter dem Gebüsch über mir
eine Mädchenstimme.

„Er wird in Tempelhof landen!“ sagte die Stimme.

„Nein, in Schönefeld“, sagte ein Bursche darauf.

Das Brummen in der Luft sagte mir, daß die Diskussion um das Flugzeug ging, das am Nachthimmel seine Kreise zog.

„Er dreht schon ab“, sagte der Bursche.
 „Er kommt wieder“, beharrte das Mädchen.

Da verschwand der blaue Punkt am südöstlichen Horizont, das Flugzeug mußte in Schönefeld zur Landung angesetzt haben. Allein dies, daß Flugzeuge hier ihre Kreise zogen, die sich nicht berühren und überschneiden, daß die einen am Tempelhofer Feld im Westen, die anderen in Schönefeld im Osten landeten, erinnerte in diesem Augenblick daran, daß man sich hier auf

einem Hügel über der geteilten Stadt befindet, die voller gefährlicher Spannungen knistert. Es war ganz still hier oben und nur, wenn sich der Wind drehte, trieb er Fetzen der Melodien von den Ringelspielen am Büschingplatz herauf. Vorne gahnte im Lichtermeer der Stadt ein großes schwarzes Loch, der Tiergarten, und in dieser Dunkelheit mußte auch die Ruine des Reichstages hegen. An vielen Punkten der Stadt blinkten zur Orientierung der Flugzeuge rote Lichter, weit draußen am Funkturm in Charlottenburg, arüben auf dem Turm-der-Zionskirche und am alten Dom. Zum Greifen nahe leuchteten die weißen Fassaden der neuen Hochhäuser am Strausbergerplatz in der Stalinallee, die weit über den ganzen Stadtbezirk glänzen. Nicht weit weg, gegen Lichtenberg zu, stand ein einsames rotes Licht in der Nacht. Auch dort mußte ein Turm sein und die Finsternis aus dem roten Licht ließ darauf schließen, daß er auf einem jener kahlen, leeren Plätze stand, die ihre Gestalt nicht der sinnvollen Arbeit, sondern der Zerstörung verdanken.

Auch das Paar über mir ^{echten} nach dieser Richtung zu blicken, denn plötzlich sagte das Mädchen mit einer weichen, verträumten Stimme: „In dieser Kirche dort ist meine Schwester ^{ein} ^{gesegnet} worden.“

Sie seufzte ein wenig und fuhr fort: „Ein Kleid hat sie getragen, wie zu einem Ball, und sie hat ausgesprochen, wie siebzehn. Da hat der Pastor Augen gemacht.“ Das Mädchen lachte wie eine durrende Taube.

Dann aber wurde ihre Stimme hart und brüchig. Aus ihren stockenden Worten erklang ich die Geschichte des Unterganges jener Kirche, die da unten im Dunkeln lag. Am Abend nach der Konfirmation, von der das Mädchen gesprochen hatte, war der Bombenregen niedergegangen, der den Stadtbezirk Friedrichshain ausgelöscht hatte. Als die verängstigte Bevölkerung aus den Kellern hervorkroch — und wieviele sind in den Kellern zugrundegegangen! — brannten ganze Straßenzellen. „Der Kirchturm war eine einzige Fackel und der Wind riß die Flamme empor“, sagte das Mädchen jetzt.

„Ich weiß es noch, als ob es gestern gewesen wäre“, fuhr sie fort, „obwohl ich damals erst eleven Jahre alt gewesen bin. Bei einem Nachbarn schrie aus der halbeingestürzten Stube ein Papagei in größter Aufregung immerzu: 'Guten Tag! Guten Tag!' Die Menschen rannten wild durcheinander.“

„Auf einmal hielten alle inne“, sagte sie dann, „denn ein seltsamer Ton lag plötzlich in der Luft. Zuerst war es nur ein feines Singen und dann begannen am brennenden Turm auf einmal die Glocken zu läuten. Zuerst bimmelten die kleinen und dann schlug die große Glocke zweimal wuchtig in das Geläute. Als die Glocken krachend niederstürzten, stoben die Funken hundert Meter empor.“

Hinter dem Gebüsch regte sich jetzt kein Laut. Die jungen Leute mochten wohl ihren eigenen Erinnerungen nachgehen. Ich wollte das Paar nicht stören und machte mich behutsam auf den Weg. Als ich aber den Pfad zurückschritt, der unter der Kuppe des Hügels den Hang schneidet, schaute ich hinauf. Sie saßen selbstvergessen auf dem jungen Rasen und er hatte seinen Arm um ihre Schultern geschlungen.

Am Büschlingsplatz vorne drehte sich langsam das Gondelrad empor wie ein Kreis von weißem Licht. Im Schein dieses Lichtes sah ich, daß das Mädchen aus ihrer Bluse das Abzeichen der Post trug. Es war dasselbe Paar, das beim Frühlingsfest unten gar nicht zusammenzukommen schien. Der nächtliche Gang über die Häusertrümmer der Kindheit und die beredete Stille dieser Stunde hatte sie nun zusammengeführt.

Während ich langsam hinterstieg, begegneten mir noch viele Liebespaare, die dem Hügel der verschwiegene Finsternis zustrebten. Als ich schon fast im Park war, griff ich zufällig in die Sträucher am Weg. Da wurde ich gewahrt, daß soeben die Blattkospfen der wilden Rosen aufgesprungen waren.

Diese Erzählung ist im letzten vom Kulturamt der Stadt Linz herausgegebenen Dichterjahrbuch „Stille Heimat“ erschienen.

Romeo und Julia an der Bernauer Straße

von Franz Kain

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Es gibt kaum etwas widersinnigeres als eine Stadt, die durch eine Grenze in zwei Teile zerrissen ist. Wenn dann noch in beiden Teilen der Stadt verschiedene wirtschaftliche und politische Systeme herrschen, dann wird eine solche Grenze zu einer blutenden Wunde, die mitten durch Straßen und Häuser, mitten durch Geister und Herzen führt. Berlin ist heute noch immer eine solche Stadt. Und die Probleme, die sich daraus ergeben, belasten sowohl den Osten als auch den Westen, schüren Feindschaft und Haß, reißen Klüfte zwischen Familien auf, die früher freundschaftlich verbunden waren und begünstigen zwielichte Elemente hüben und grüben. Die Erzählung „Romeo und Julia an der Bernauerstraße“, die unser Redakteur Franz Kain während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der deutschen Hauptstadt geschrieben hat und die im Aufbauverlag in Berlin erschienen ist, greift mitten hinein in das Leben der geteilten Stadt, mitten hinein in das Leben an der Sektorengrenze, die durch ein Arbeiterviertel läuft. Aber so hoch sich auch die Mauern des Hasses und der Gegnerschaft aufstürzen, die Liebe zweier junger Menschen erweist sich stärker als die Härte und Voreingenommenheit der verfeindeten Väter. Der Autor hat versucht, das alte klassische Thema der Liebe von Kindern, deren Eltern in bitterer Feindschaft leben, aus dem Blickwinkel der geteilten Stadt Berlin zu behandeln. Wenn die Liebenden in dieser Erzählung nicht wie in ihrem klassischen Vorbild zugrundegehen, sondern allen Widerständen zum Trotz zueinanderfinden, so ist dies zugleich auch ein Symbol dafür, daß unnatürliche Gegensätze nicht endgültig sein können. Daß die Liebenden sich finden, gibt trotz aller Tragik die Hoffnung, daß auch die Gegensätze der Väter nicht unüberwindbar sind.

I

Der künstliche Sternenhimmel über dem Tanzparkett des Ballhauses im Norden Berlins blinkte wie sonst; an diesem Wochentag aber waren es nur wenige Paare, die er in rote und blaue Dämmerungen hüllte.

„Ist alles Käse“, sagte eine junge Frau zu ihrem schwarzhaarigen Freund und gähnte dabei. „Dir gefällt's wohl heute“, fragte sie dann spöttisch das junge Mädchen, das an ihrer Seite saß und unschlüssig zum Tanzboden hinüber sah.

„Warum nicht?“ gab das Mädchen zurück. „Heute ist wenigstens genug Platz zum Tanzen, sonst ist's doch immer nur ein Geschubbe.“

Der junge Mann saß verstreut zwischen den beiden und strich sich nervös über das glatte, peitschig korrekt geschneitete Haar. Sein Blick streifte zuweilen die Gestalt der Jüngeren, die einen enganliegenden Pullover trug.

„Wie eine Katze ist sie“, dachte er, „wenn ihre Bewegungen auch noch eckig sind.“

Spähte die Kapelle nicht, dann hörte man von der Theke her manchmal ein Kichern; da hatte einer der Gäste, die auf dem hohen Hockern saßen, den Mädchen an der Bar etwas Zweideutiges gesagt.

Das Ballhaus, in dem sich in den „Jungen Nächten“ hunderte Menschen sammelten, machte heute einen kühlen Eindruck. Die Galerie, die sonst immer muerst besetzt war, hatte keinen einzigen Gast. Die Stühle standen in einer so nüchternen Ordnung an den Tischen, als ob eben erst ausgeräumt worden wäre, und die Kell-

ner trugen nur zwei Gläser auf ihren Tablets. Die Musik wirkte aufdringlich, und die farbigen Papiergirlanden hingen wie müde, welke Blätter an der Brüstung der Galerie.

Vergehlich suchte der Kapellmeister, der das Ballhaus auch mit schnurrigen Kommentaren zu unterhalten pflegte, Stimmung in den großen Saal zu bringen. Gegen Mitternacht brachte er zwar seine tägliche Attraktion — er fragte mit schwermütiger Stimme, ob die Damen, so wie es sich gebühre, ihren Kavalieren auch schon sitzend die Schlüssel übergeben hätten, bevor die letzten Tänze kämen —, doch während diese Frage sonst ein übermütiges Geschrei auslöste, hing heute das Lachen, das von den wenigen besetzten Tischen kam, dünn und nebrechlich, wie verloren in dem großen Saal. Der Kapellmeister des Ballhauses wußte als erfahrener Mann, daß man eine solche Flaute nicht aufzuheben kann, sondern warten muß, bis sie vorüber ist. Er setzte sich an Klavier und kimperte die Anfangstakte eines Schlagers aus der Großmutterzeit.

In einer Ecke des Tanzsaales saßen an einem kleinen Tischchen drei Betrunkenen, die sich bisher nicht bemerkbar gemacht hatten.

Jetzt aber fielen sie sofort in das Lied ein, als hätten sie schon den ganzen Abend darauf gewartet. „Welch ein Kunst, Wildschwein, O wie einem schlägt die Brust.“ Die Jüngere schaute ihre Nachbarin fragend an. Die senfte ein wenig und sagte, während sie sich erhob: „Jetzt bin ich wieder dran.“ Dabei dachte sie: „So ein kleines Biest! Sie tanzt immer dann, wenn

wir allein auf dem Parkett sind, damit sie ja alle Männer sehen.“

Die Betrunkenen gaben ihren Stimmen einen schluchzenden Klang.

„Meinen Vater kenn ich nicht, Meine Mutter will mich nicht, Und sterben kann ich nicht, Bin noch so jung.“

Und während die drei am Tisch in immer wehmütigere Töne versanken, tanzten die beiden Mädchen zu denselben Klängen einem schnellen, wirbelnden Walzer. Die Ältere brauchte ihre Tanzpartnerin kaum zu führen. Die schien ganz hingegeben an diesen seltsamen Rhythmus, ihre Augen glänzten, und sie hatte ein seliges Gesicht.

Auf der anderen Seite der kreisrunden Tanzfläche saß an einem winzigen Tischchen ein junger Mann. Sein Bier hatte längst alten Schaum verloren. Er hatte schon eine Stunde lang unblässig die beiden Mädchen und ihren Begleiter beobachtet, die ihm, getrennt nur durch die Tanzfläche, gegenüber saßen.

„Sie ist wie eine Feder“, dachte er, wenn er das Paar an sich vorbeistreichen sah. Die Tanzenden hatten den Platz, ganz für sich allein, und sie maßten ihn aus wie nach einem Zirkelstrich. An einer Stelle hatte sich der Parkettboden gewölbt, und die „Scheuerratten“, wie man hier die Tanzbesessenen nennt, sagten, daß man in diesem Ballhaus Wellenreiten könnte. Tanzten die beiden Mädchen über diese Stelle, so schienen sie in die Luft hinauszuschweben. Einmal stieß die Jüngere einen spitzen Schrei des Entsetzens aus. Ihr Rock war wie eine Glocke, ihre Füße schienen beim Boden zu berühren, und ihre schlanken Beine zogen die Blicke aller Männer an. Sogar die Gäste an der Theke drehten sich dem Tanzboden zu. Das blonde Haar des Mädchens flatterte lustig um den Nacken — ein Bild voller Frische und Fröhlichkeit.

Der Zwanzigjährige begegnete dem Blick des anderen drüben, der mit den Mädchen am Tische saß und jetzt auf ihre Rückkehr wartete. Ein leiser Spott lag in dessen Augenwinkeln. „Mach nur große Augen!“ sagte der Blick, „sie sitzt ja doch an meinem Tisch.“

Nur die Betrunkenen hatten für die tanzenden Mädchen kein Auge. Sie gingen in einer beträchtlichen, heiseren Lautstärke:

„Wenn ich einst gestorben bin, Tragt mich zum Friedhof hin, Deckt mich mit Erde zu, Dann hab ich Ruh.“

Die Mädchen wirbelten noch herum, als die Kapelle schon zu spielen aufgehört hatte. Am Rande des Tanzbodens, vor dem Tisch des Zwanzigjährigen, kamen sie schließlich zum Stehen. Die Jüngere hatte, wie von Schwindel erfüllt, den Kopf an die Schulter ihrer wenig mütigen Freundin gelegt. Als sie den Kopf wieder hob, sah sie die Augen des Zwanzigjährigen auf sich gerichtet und lächelte schwach. Dann gingen die Mädchen an ihren Tisch zurück. Der Zwanzigjährige sah, wie der Schwarzhaarige sich oft zu der

Jüngeren bogte und mit ihr flüsterte. Ihre Freundin saß mit wachen mißtrauischen Augen dabei, und einmal legte sie ihren Arm vertraulich um seine Schulter. Dann versank der Saal wieder in seine gähnende Aufbruchstimmung.

Die beiden Mädchen verließen noch vor den letzten Tönen zusammen mit dem Schwarzhaarigen das Lokal. Der Zwanzigjährige trank mühselig sein Bier aus und nahm sich vor, obwohl er sich innerlich dagegen sträubte, den dreien zu folgen. Er wollte wissen, welche Richtung sie einschlagen würden.

Die Frau, die das Eintrittsgeld kassierte, saß fröstelnd in ihrem Verschluss, und der Hof, der das Ballhaus von der Straße trennte, war dunkel und unwirklich. Durch das Tor an der verbombten Mauer führten zwei Stufen zur Straße hinunter. Es regnete leise, und der Asphalt zeigte im ungewissen Licht der Laternen große glänzende Flecke. Die Bäume am Rande des Bürgersteiges standen schwarz und reglos.

Weit oben, wo die Steigung der Straße endet, sah der Zwanzigjährige drei Gestalten auf dem Fahrradweg. Als er näherkam, erkannte er seine Tischnachbarn aus dem Ballhaus. Die drei standen auf der Straßenkreuzung und trennten sich, noch ehe der Bursche sie erreichte. Der Schwarzhaarige ging mit der Älteren die Straße nach rechts hinauf, die Jüngere schlug die Richtung nach links ein. Sie ging mit kleinen, schnellen Schritten den Bürgersteig hinunter und sah sich nicht um.

„So geht auf das Haus zu, in dem ich selber wohne“, dachte der Zwanzigjährige, der ihr gefolgt war, ohne sie einholen zu können. Da überquerte sie in der Höhe des Hauses die Straße und ging auf einen dunklen Torbogen der anderen Straßenseite zu. Sie durchquerte den Durchgang zum Hinterhof, und der Zwanzigjährige sah noch, wie sie einer Pflanze auswich.

Er stand vor seinem Wohnhaus und schaute hinüber zu dem schwarzen Loch, in dem das Mädchen verschunden war. Nur eine Straße trennte ihre Häuser. Aber diese Straße war die Bernauerstraße.

II

Die Bernauerstraße trennt den Norden des Stadtbezirks Mitte vom Wedding. Vor Jahren — wer erinnert sich noch genau an das Datum? — ist sie zu einer Grenzstraße zwischen Ost- und West-Berlin geworden. Dabei hat diese Bezeichnung, was die Bernauerstraße betrifft, nichts zu tun mit der Himmelsrichtung, denn die Bernauer ist eine Straße des Berliner Nordens, auf der einen Seite nicht mehr gepflegt als auf der anderen, auf beiden Seiten geküsst von noch gar nicht so alten Hünern, die wiederum die dunklen, müßigen Hinterhöfe gemeinsam haben. Eine unbewusste, alltägliche Straße also, aber eine, die wie eine Wunde durch das Arbeiterviertel geht.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an Bernauer Straße

von Franz Kain

2

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Auf der einen Seite gilt ein anderes Geld als auf der anderen, und hüben herrscht eine andere Moral und eine andere Regelung als drüben. Täglich überqueren zehntausende Menschen in beiden Richtungen die Straße, die U-Bahn fährt, ohne zu halten, darüber hinweg, und doch ist die Grenze, die diese Straße bildet, bitterer als eine Staatsgrenze. Menschen, die sich früher gut gekannt haben, reden nicht mehr miteinander, obwohl sie sich gegenseitig in die Fenster der Wohnungen schauen können. Wenn man früher sagte „in unserer Straße“, so sagen heute die einen „im Osten“, wenn sie die südliche, die anderen „im Westen“, wenn sie die nördliche Straßenseite meinen.

Der Krieg hatte beide Straßenseiten schwer getroffen. Hüben und drüben gähnten häßliche Lücken in der grauen Häuserfront, und Zerstörung war alles, was die Bewohner beider Straßenseiten nach dem Kriege zu verwalten hatten.

Auf der Südseite der Bernauer, „im Osten“, gingen die Leute daran, eine neue Form des menschlichen Zusammenlebens zu erproben, denn die alte Ordnung hatte ihnen nur die Vernichtung all dessen gebracht, was dem Menschen lieb und teuer ist. Wo zu aber die alte Ordnung hundert Jahre gebraucht hatte und hundert Jahre lang Erfahrung sammeln konnte, das sollte die neue Ordnung in wenigen Jahren schaffen: Arbeit für jeden und alles, was jeder zum Leben braucht. Und dazu noch, — und das war nicht der geringste Teil der Arbeit — den Menschen auch noch neuen Glauben geben und neue Kraft und die Einsicht, daß der Weg, der jetzt eingeschlagen wurde, der richtige ist.

Auf der Nordseite, also „im Westen“, wurde die alte Ordnung wiedererrichtet, die, auf den ersten Blick und auf kurze Sicht gesehen, mancherlei Vorteile bietet. Große Zuschüsse und Anleihen wurden in diesen Teil der Stadt gepumpt, und die Schaufenster begannen sich schnell zu füllen. Freilich, die ganze Kläglichkeit besteht heute wie seit hundert Jahren darin, daß die alte Ordnung nicht imstande ist, die Schätze richtig zu verteilen, die der Mensch aus dem Stein und dem Eisen schlägt. Die Reichen von einst waren bald wieder reich, aber die Zahl der Menschen, die kollektive Reichtümer sammeln konnten, war größer als je zuvor. Jeder dritte, zeitweise sogar jeder zweite arbeitsfähige

Mann auf der Nordseite der Bernauer war arbeitslos. So gesehen, hätte die Ordnung auf der anderen Straßenseite in kürzester Zeit ihre Überlegenheit beweisen müssen, denn sie hatte für jeden Lohn und Brot. Aber wie es keinen reichgedeckten Tisch gibt, von dem nicht alle und da ein Brotsamen abfiel, so war auch der neue Reichtum an der Nordseite keiner, von dem die Armen gar nichts gehabt hätten. Auch für sie fielen Brotsamen ab, aber weniger auf Kosten der Reichen, als vielmehr auf Kosten der anderen Straßenseite. Wenn

Molle Bier auf beiden Seiten der Straße dasselbe Geld kostet, und viele Waren im Süden der Bernauer sogar billiger sind als im Norden, liegt es auf der Hand, daß hier etwas nicht stimmt. Die Leute, die dies erkennen, reden daher vom „Schwindelkurs“. Nun gehören aber zu jedem Schwindel und Betrug zwei: einer, der betrügt, und einer, der sich betrügen läßt. Und bei diesem Betrug, der auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat, wickelt sich der Vorteil der alten Ordnung, der Vorteil auf kurze Sicht, voll und ganz aus.

Im Süden der Bernauer Straße wurde sofort nach dem Grundsatz gearbeitet, daß man nur das haben kann, was man sich selber schafft. Wenn zuerst die Fabrik wiederaufgebaut werden muß, in der die Maschine erzeugt werden soll, für die man später in der Welt einkaufen kann, dann muß zunächst vieles fehlen, was man haben möchte und manchmal auch haben muß. Die Geldgeber der anderen Straßenseite wußten das, und sie sorgten zunächst und zuerst für volle

floß, verstopft, tat sich alsbald ein neues auf. Immer noch im Besitz von Geldmitteln der Südseite und gestützt auf ausländische Währungen, konnte die Nordseite den Schwindelkurs auch dann noch halten, als von einer wirtschaftlichen Überlegenheit keine Rede mehr sein konnte.

Ein solcher Zustand bringt vielerlei mit sich. An manchen Grenzen riskieren die Schmuggler ihr Leben, wenn sie Waren aus einem Land ins andere bringen. Dabei beträgt der Kursunterschied der einzelnen Währungen oft nur einige Groschen. Um wieviel mehr muß der Schmuggel blühen, wenn man eine Ware lediglich mit der U-Bahn unter der Bernauer Straße nach dem Norden bringen kann und dabei einen Gewinn von fünfhundert Prozent einstreicht! Der Arbeitslose, der sich laut empören würde über die Dürftigkeit seiner Unterstützung und die Ausweglosigkeit seiner Lage, murren weniger laut, wenn er auf der anderen Straßenseite vier- und fünfmal soviel bekommt für sein Geld. Durch den Riß quer durch die Stadt entstand ein Heer von kleineren und größeren Nutznießern dieser Verhältnisse, und der kleinste von ihnen zog noch immer so viele Vorteile, daß er keine Anstrengung machte, diesem Zustand ein Ende zu bereiten, bei dem es sich zwar unsicher, aber doch schlecht und recht leben ließ.

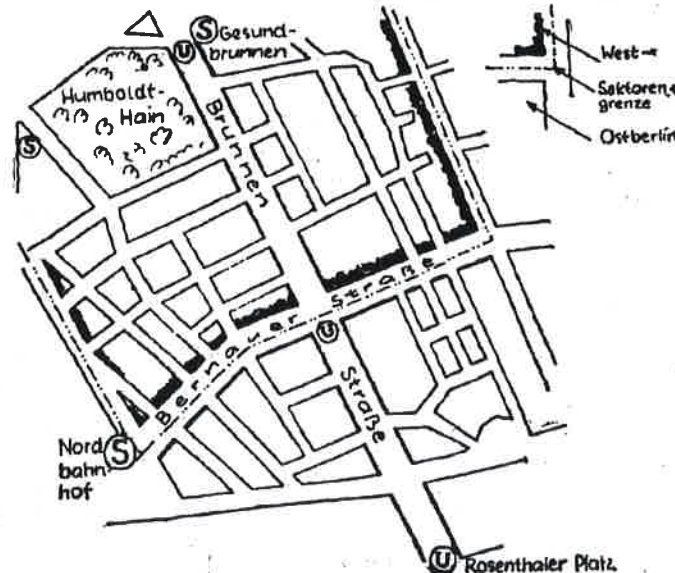
Und auf der anderen Straßenseite? Ist es ein Wunder, wenn da die Verbitterung wächst über eine Lage, in der die redliche Arbeit zum Gespött wird? Und weil auch in der Bernauer Straße nur Menschen wohnen, nichtete sich diese Verbitterung nicht immer gegen die Urheber der Unredlichkeit, sondern ganz einfach gegen die Leute der anderen Straßenseite:

III

In der U-Bahn-Station Bernauer Straße steht neben dem Fahrscheinschalter ein großer Drahtkorb, in den die Passagiere, wenn sie zur Straße hinaufgehen, ihre Fahrkarten werfen. An diesem Samstag quoll aus dem Korb ein Haufen weiß und blau gesprenkelter Papierschnitzel, wie mutwillig durcheinander gemischt. Die blauen Flecke waren die Fahrscheine der Westberliner, und sie waren so zahlreich wie die weißen.

Das Ballhaus in der Brunnenstraße, schon um acht Uhr abends überfüllt, war das Ziel mancher Reise gewesen, deren Spuren bei der U-Bahn-Station zu sehen waren. Auf einem kleinen Schild in der Nähe der Kasse konnte man lesen, daß für Herren unter achtundzwanzig und für Damen unter fünfundzwanzig Jahren der Eintritt verboten, das Lokal also ein „Ballhaus für die reifere Jugend“ sei. Doch niemand kümmerte sich um diese Einschränkung.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)



Mitten durch das Gewirr der Häuser im Norden Berlins läuft die Bernauerstraße. Die Kartenskizze veranschaulicht den Schauplatz der Geschehnisse in unserer Erzählung. Zwischen Rosenthalerplatz, Gesundbrunnen und Nordbahnhof spielt sich die Geschichte ab, die eine einfache Liebesgeschichte wäre, wenn sie nicht vom Schatten und von der Tragik der zerrissenen Stadt Berlin verdunkelt wäre.

sie nämlich ihr spärliches Geld über die Bernauer Straße hinübertragen, so hatten sie, ohne auch nur einen Finger zu rühren, plötzlich fünfmal so viel als vorher. Wer seine Molle Bier im Schulheißstübli nördlich der Bernauer trinkt, zahlt dafür vierzig Pfennig, wer sie im Schulheißstübli auf der anderen Straßenseite trinkt, zahlt auch vierzig Pfennig. Wer aber von der Nordseite der Straße auf die Südseite geht, kann mit einemmal vier Molken trinken für den Betrag, den er drüben für eine ausgeben muß. Das eine sind nämlich vierzig Pfennig „Ost“, und das andere vierzig Pfennig „West“, und die Leute reden dann vom „Kurs“. Weil aber die

Schaufenster. Wer bessere Margarine haben wollte, mußte sie bei ihnen einkaufen, auch gute Schuhe und schöne Kleider gab es im Süden der Bernauer Straße nicht zu der Zeit, da die Fabriken instandgesetzt werden mußten. So war die Nordseite der Straße in den ersten Jahren nach der Spaltung die wirtschaftlich stärkere Seite und konnte dem Kurs festsetzen, wie sie wollte, da von der Südseite viel Geld nach dem Norden geflossen war. Aber selbst dann, als das Geld nicht mehr vom Süden nach Norden ging, weil die eine Straßenseite bei der anderen einkaufte, fanden sich immer wieder Möglichkeiten zu dunklen Geschäften. War ein Loch, durch das Geld hinüber-

Romeo und Julia an der Bernauer Straße

von Franz Kain

3

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Unter den ersten Gästen, die das Lokal betraten, waren der schwarzhaarige Mann und die beiden Mädchen, die sich zu demselben Tisch drängten, an dem sie das letztmalig gegessen hatten. Und es dauerte nicht lange, da hatte auch der Zwanzigjährige wieder seinen Beobachtungsposten auf der anderen Seite des Saales eingenommen. Er blieb nicht lange allein, bald setzte sich ein Pärchen an seinen Tisch, und immer, wenn der Mann seiner Begleiterin etwas zuflüsterte, sah der Zwanzigjährige mißmutig im Saal herum. „Das hab ich gern, diese Schmuserei“, dachte er grimmig. Mehrere Male war er schon aufgestanden, um das Mädchen aus der Bernauer Straße zum Tanz aufzufordern, aber durch den Umweg um die Tischreihen kam er jedesmal zu spät. Entweder tanzte das Mädchen mit seiner Freundin oder mit dem Schwarzhaarigen.

Als er wieder einmal nur bis nahe an den Tisch herangekommen war, hörte er den Ober mit dem älteren der beiden Mädchen reden. „Erna“, sagte der Ober, „gib dem Dieter nicht zuviel Selber, das macht schlapp!“, und er lachte dabei.

„Sie müssen Stammgäste sein“, dachte der Zwanzigjährige und suchte mit zerstreutem Blick nach der anderen, die im lärmenden Trubel des Tanzbodens untergetaucht war.

Später tanzte er einige Male mit einer Schaffnerin, die er von seinem täglichen Weg zur Arbeit kannte. „Sie sind ja ein schöner Kavalier“, rügte sie ihn, als sie die Tanzfläche verließen, „mit mir tanzen Sie und nicht die anderen verrenken Sie sich den Hals.“

Heute hatte der Kapellmeister einen großen Tag. Immer wieder verkündete er Stücke „auf besonderen Wunsch“, und seine Schnurten liefen dröhnend und kreischendes Gelächter hervor.

Erst gegen elf Uhr gelang es dem Zwanzigjährigen, seinen Tanz zu bekommen. Während sie sich durch das Gewühl schoben, erfuhr er, daß sie Helga, und sie, daß er Heiner heiße.

„Sind Sie oft hier, Fräulein Helga?“ fragte er mit der übertriebenen, etwas steifen Höflichkeit eines Zwanzigjährigen.

„Immer wenn mich meine Freundin mitnimmt“, sagte sie und fügte mit einem herausfordernden Lächeln hinzu: „Allein darf ich ja nicht, ich bin noch nicht fünfundzwanzig.“ Sie warf einen Augenblick auf seine

Antwort und fragte dann schnell: „Oder haben Sie geglaubt?“ „Eigentlich“, scherzte Heiner, „habe ich Sie für eine kleine Witwe gehalten.“

Sie lachten beide noch, als er sie an ihren Tisch zurückbrachte. Der Schwarzhaarige musterte ihn mit kühlen Augen.

An diesem Abend schloß sich der junge Mann den dreien beim Heimweg an. Der schwarzhaarige Dieter war zerstreut und einsilbig, und die Mädchen trällerten versonnen eine Weise, die heute im Ballhaus zwanzigmal gespielt worden war.

Heiner begleitete das Mädchen die Bernauer Straße hinunter. „Wissen Sie eigentlich, daß wir Nachbarn sind?“ fragte er, als sie auf der Höhe des großen dunklen Durchganges zum Hinterhof waren, und deutete nach der anderen Straßenseite hinüber.

Helga blieb stehen. Ihr Gesicht war blaß geworden.

Sie blickte ihn mißtrauisch an und fragte, als sie vor dem Tor standen: „Wie heißen Sie eigentlich?“

„Schradow, gnädiges Fräulein“, sagte er, ärgerlich über dieses Verhör. „Heiner Schradow.“

Als er aber sah, daß das Mädchen noch bleicher wurde, durchfuhr ihn ein Schreck. „Und sie heißen Kowalski?“ fragte er in einem Ton, dem anzuhören war, wie gern er um Nein zur Antwort bekommen hätte.

Aber das Mädchen machte sich nur hastig von ihm los und nickte. So standen sie eine Sekunde, dann gingen sie schnell auseinander.

IV.

Max Kowalski, Maxe, wie ihn seine Freunde nannten, wohnte auf der Nordseite der Bernauer- und Paul Schradow genau gegenüber auf der Südseite. Beide waren jahrzehntelang in der Sozialdemokratischen Partei organisiert gewesen, in derselben Sektion, und sie hatten in derselben Fabrik, in der ABG-Brannenstraße, gearbeitet.

Bei der Vereinigung der Arbeiterparisien war Paul Schradow in die SED gegangen, und bald darauf hatte ihn die ABG entlassen. Seither wurde er den Verdacht nicht los, daß Kowalski, der in der alten Partei geblieben und Betriebsrat geworden war, dabei die Hände im Spiel gehabt hatte. Jeder hielt nun den anderen für einen Abtrünnigen, und weil sie zu halbsünnig waren, sich wie früher gründlich auszusprechen, entstand bald eine schwelende Feindschaft. Wenn der eine geduldig schätzte von den „Ostsektoranten“, sprach, dann hatte er zunächst Paul Schradow vor Augen, und

wenn der andere sich über die „Spitzbäuche“ ausließ, dann bezog er stets auch Max Kowalski in diese Kategorie ein.

„Lange halten sie nicht mehr durch“, hatte Maxe Kowalski hundertmal vorausgesagt, wenn er am Abend in der winzigen Küche seiner Hinterhofwohnung die Zeltung las. „Nicht einmal was zu beißen haben sie“, berichtete er, wenn er die Gaststätte am Rosenthalerplatz besucht hatte und wenn dort irgend etwas auf der Speisekarte gestrichen war. „Das Bier ist kaum zu trinken, und der Schnaps ist ein richtiger Fusel“, fügte er nach solchen Besuchen meist noch hinzu. Wenn ihn aber seine Frau gutmütig fragte: „Wieviel von dem Fusel hast du denn wieder getrunken, Maxe?“ dann richtete er sich zu seiner ganzen Größe auf. „Der Maxe läßt sich doch nicht für saures Bier kaufen! Was der Maxe tut, ist schon richtig.“ Und wagte seine Frau hinzuzufügen: „Er trinkt's nur, das saure Bier!“, dann fuhr er sie an: „Du hilfst ihm wohl noch!“ und meinte damit Paul Schradow, der für ihn alles Uebel verkörperte, das seiner Meinung nach aus dem Osten kam.

Der Schlosser, Paule Schradow, auf der anderen Straßenseite, hielt ähnliche Reden. „Jetzt geht's ihnen bald an den Kragen, den Spitzbäuchen drüben, die Leute kommen langsam zur Vernunft“, war seine ständige Prophezeiung. Aber die Spaltung blieb von Jahr zu Jahr, und je deutlicher Paul Schradow erkennen mußte, daß der Wunsch allein keine Wendung zu bringen vermochte, desto größer wurde seine Verbitterung und daraus wuchsen Starrsinn und Engherzigkeit. Er redete oft von „radikalen Maßnahmen“, die man ergreifen müsse, um dem Burschen zu zeigen, wo er hingehört.“ Er meinte damit Maxe Kowalski, auf den er seinen ganzen Haß gegen die „Spitzbäuche“ übertrug.

So war die Bernauer-Straße eine Mauer geworden, die sich zwischen den Familien aufbäumte.

Beide Väter hatten auch noch einen Kummer besonderer Art, der sich ins Herz fraß, der die schwelende Feindschaft offen aufblenden ließ. An ihren Kindern nämlich schienen ihre Anschauungen zu scheitern zu werden. Heiner sträubte sich hartnäckig, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Und da Paul Schradow glaubte, die ganze Methode seiner Erziehung sei ohnehin viel zu laut, sprach er mit seinem Sohn nur noch „politisch“, ohne zu merken, daß er dabei nur taube Ohren fand.

Maxe Kowalski wiederum spürte, daß seine Sache ins Wanken geriet, wenn er sie auf seine Familie anwenden wollte. „Sie können nicht das gefängste organisieren, da drüben“, sagte er oft, aber jedesmal mußte er dabei an seine Tochter denken. Helga hatte anderthalb Jahre bei einer Schneidermeisterin gearbeitet, deren Konjunktur des Ostgeschäfts gewesen war. Als dann im anderen Stadtteil Konfektion und Maßkonfektion in Schwung kamen, als es bessere Stoffe gab, machte die Firma bankrott und Helga, damals noch siebzehnjährig, lag auf der Straße. Sie hatte nicht einmal ihre Lehre beendet können. Alle Versuche, das

Mädchen als Verkäuferin auszubilden zu lassen, schlugen fehl, und überall war es dieselbe Begründung, an der alles scheiterte: „Das Ostgeschäft geht ständig zurück, wir können niemand aufnehmen.“

So wurde das Erstarken der anderen Straßenseite nur zur Quelle neuer Sorgen für Maxe Kowalski, und auch seine Erbitterung wuchs. Immer verbissener klang seine Voraussage, daß die da drüben doch bald pleite machen würden.

Frau Schradow und Frau Kowalski litten unter der reichhaltigen Halsstarrigkeit ihrer Männer. Früher hatten sie nach dem Einkauf oft zusammen gegessen, ein Malzbier und einen Kirschkstrunk, dies und das erzählt und auch über die Unstugenden ihrer Männer geklagt. Um des lieben Friedens willen mußte das alles aufhören. Die Bernauer-Straße hatte auch hier eine unüberwindliche Schranke errichtet.

V

Erna Kramer bummete mit ihrem Freund, dem schwarzhaarigen Dieter Neumann, die Bernauer-Straße entlang, immer auf der Nordseite, im „Westen“ bleibend. Allerlei Buden ducken sich hier am Straßenrand zusammen, und dahinter liegt ein großer nackter Platz, den fensterlose, unverputzte Mauern begrenzen.

„Die können hier nichts mehr reiben“, sagte Dieter Neumann. „Der Osten kauft nichts mehr.“ Die Besitzer der Buden standen vor ihren Hosenträgern und Rasierklingen, vor ihren glitzernden Ketten und Spangen und hielten gähmend nach der anderen Straßenseite Ausschau.

Eine Straßenbahn fuhr langsam die Bernauer hinunter — die Mitte der Fahrbahn ist bereits „Westen“ —, auf dem Dach eine große Reklametafel: „Bei Leiser lauter Schlager!“

„Das zieht doch immer noch“, sagte Erna Kramer, „bei Leiser ist Hochbetrieb, dort kauft der Osten ein.“

„Das macht den Braten nicht fett“, sagte Dieter Neumann sachkundig. „Das verteilt sich nicht, das bleibt alles beim Schatzkönig hängen.“

Dann überquerten sie die Straße, gingen durch die Hängerschlechten, und Dieter Neumann blieb vor den Schaufenstern stehen und prüfte die ausgestellte Ware.

„Ferngläser?“ fragte das Mädchen.

Dieter Neumann lächelte dünn. „Ich doch nicht, bin ich doof?“ sagte er und fügte, während sie zum Nordbahnhof hinuntergingen, nachdenklich hinzu: „Die schnappen sie über kurz oder lang alle.“ Erna Kramer wurde nicht recht klug aus diesen Worten, doch sie wußte, daß man bei solchen Bemerkungen besser nicht fragte. Dieter Neumann war wortkarg, und das Mädchen spürte die Kälte, die zwischen ihnen ging.

In einem winzigen, verräuchernden Lokal am Nordbahnhof trafen sie ein. Dieter Neumann begrüßte den Wirt wie einen alten Bekannten und flüsterte mit ihm eine Weile an der Theke.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an Bernauer Straße

von Franz Kain

4

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Er setzte sich zu Erna, die im hintersten Winkel des engen Lokals Platz genommen hatte, und sagte plötzlich: „Du sollst mir nicht immer auf Schritt und Tritt nachspüren, du mußt mir mehr Freiheit lassen.“

„Als ob du dir nicht von Anfang an alle Freiheiten genommen hättest!“ antwortete sie bitter.

Dieter winkte mit der Hand ab und schufte gelangweilt.

„Hast du jemals darauf Rücksicht genommen, daß du eine feste Freundin hast?“ fragte sie.

„Sel nicht ungerecht“, sagte Dieter Neumann mit einem Anflug von Herzlichkeit in der Stimme. „Du weißt, daß du immer auf mich zählen kannst.“

In diesem Augenblick winkte der Wirt, und Dieter Neumann ließ das Mädchen allein. Nachdem er einige Minuten mit dem Mann verhandelt hatte, kam er zurück und entschuldigte sich, er müsse schnell hinunter zum Oranienburger-Tor.

Erna schaute ihm forschend ins Gesicht, sie hatte gar nicht zugehört. „Ist es die Kleine, die Helga Kowalski“, fragte sie leuernd.

Der Schwarzhaarige nickte. Er hatte ein Lächeln, von dem das Mädchen nicht recht wußte, ob es schuldlos war oder zynisch war.

Später ging Erna Kramer allein zurück. Die Straße lag in der Dämmerung, sie stieg an zu den schwarzen Blumen, und dem Mädchen war es, als ob sie mitten in die Nacht hineinführe. Die Häuser schienen näher heranzurücken, und von den dunklen Ruinen ging Beklemmung aus. Müde ging das Mädchen die Straße hinauf, blieb dann nachdenklich vor einem Café stehen und trat nach hinten überlegen ein.

In unteren Teil des Lokals spielten Männer eine Runde Skat. Erna ging die drei Stufen hinauf zum hinteren Teil der Wirtschaft, wo die Liebespärchen zu sitzen pflegten. In der Dämmerung der braungetönten Wände wurden auch geheimnisvolle Gespräche ausgehandelt — alle, die nicht auf den ersten Blick von der Tür her gesehen werden wollten, bevorzugten diesen Teil des Lokals.

Erna Kramer hörte, wie eine Frau ihrem Begleiter abenteuerliche Geschichten erzählte. Wenn die doch nicht immer so dumm reden würde, dachte sie, denn die Frau berichtete gerade, daß sie früher beim Film gearbeitet habe, und genau genommen, sei sie sogar ein Star gewesen. „Da spricht sie die Männer ab und erzählt ihnen immer Stuß, den man mit Händen greifen kann.“

In einigen Nischen flüsterten

Pärchen, Erna Kramer saß allein, niemand kümmerte sich um sie, mechanisch schüttelte sie den Kognak in den Kaffee.

„War's richtig, daß ich damals nett zu ihm war?“ fragte sie sich, und jetzt lächelte sie in der Erinnerung, daß es genau derselbe Tisch gewesen war, an dem sie Dieter Neumann kennengelernt hatte. „Soll nun wieder alles in die Brüche gehen?“ dachte sie resigniert und sie verfluchte die Zeit, in der sie leben mußte.

Als der Krieg ausbrach, war Erna Kramer dreizehnjährig gewesen. Sie hatte einen Freier gehabt, und damals war es so gut wie abgemacht, daß sie einmal den Sohn von Kowalski heiraten würde. „Wir waren das schönste Liebespaar in der Bernauer“, dachte sie. „Sogar auf der Straße schmusen sie schon“, hatte Mutter Kowalski damals vorwurfsvoll zu ihrem Mann gesagt, wenn sie die beiden vom Fenster aus beobachtete. Aber Maxe hatte seine Frau übermütig um die Schultern gefaßt und geantwortet: „Genau so, wie wir es gemacht haben, Mutter“, denn er war stolz auf seine künftige Schwiegertochter gewesen.

Dann war der Bräutigam eingezogen und aus dem Krieg nicht mehr zurückgekehrt. Und Erna Kramer war allein zurückgeblieben in der hungernden, frierenden und zerschlagenen Stadt. Jahrelang dauerte die Jagd nach Brot und Kohle, und als das Leben wieder zu pulsen begann, hatte Erna erschrocken festgestellt, daß ihre Jugend verschollen war in den Jahren der Bombennächte, der Kälte und des Hungers. Nicht, daß ein Mädchen mit drei oder vierunddreißig Jahren schon zum alten Esen gehört hätte. Aber die Männer, die zu diesem Alter gepaßt hätten, waren zum größten Teil im Krieg geblieben.

Erna Kramer war nicht leichtfertiger als andere Mädchen. Aber wenn ihre Mutter immer wieder meinte: „Es wird Zeit, daß du heiratest“, dann begehrte sie auf: „Soll ich jetzt schon einen Mummelreis nehmen? Das bleibt mir immer noch.“

Mit halbem Herzen versuchte sie, etwas von der verlorenen Jugend nachzuholen. Unbestimmt treibend, durchstreifte sie die Ballhäuser, immer einen halben Schritt von denen entfernt, die dabei zielbewußt und berechnend vorgingen, allerdings auch einen halben Schritt entfernt von unbeschwerter Fröhlichkeit, schon ein bißchen resigniert, für kleines Glück und ein wenig Geborgenheit suchend. Sie fand auch den einen und ande-

ren Freund, und manchmal schwenge etwas „Festes“ zu werden, aber immer war es schließlich ein junges, frisches Mädchen, das über sie triumphierte. Mit schmerzlichen Augen beobachtete sie im Spiegel, wie die Krähenfüße um die Augen tiefer und schärfer wurden.

Erna Kramer hatte meistens als Serviererin und Kellnerin gearbeitet. Gegenwärtig war sie arbeitslos, aber sie konnte sich gerade über Wasser halten, weil sie Geld umtauschte und eigentlich von der anderen Straßenseite lebte. Und Dieter Neumann war auch nicht kleinlich. Er lud sie oft ein, und auf ein gelegentliches Geschenk kam es ihm nicht an.

„Und jetzt geht schon wieder alles zu Ende“, dachte Erna, und das Gefühl um sie herum erfüllte sie mit Haß. „Bin ich denn verliebt?“ fragte sie sich, und wenn auch das ängstliche Gefühl in ihr keine eindeutige Antwort auf diese Frage war, eines zeigte es deutlich genug: Sie brauchte Dieter Neumann.

„Bei dir ist's schön“, hatte der Freund in den ersten Wochen ihrer Bekanntschaft einmal gesagt, „du bist nicht so wie das junge Gemüse, das alles auf einmal haben will. Du kennst das Leben, du bist anders.“

„Ob er denn nicht spürt, wie gern auch ich alles haben möchte?“ dachte sie trübe. „Er weiß es genau, deshalb verlangt er mehr Freiheit“, spannte sie den Gedanken weiter. Und die Kleine? Vergeblich kämpfte Erna Kramer gegen die aufkeimende Ahnung, daß sie ihren Freund halten würde, mit allen Kräften, selbst um den Preis großer Demütigungen.

Fröstelnd überquerte sie an diesem Abend die dunkle Bernauerstraße und ging langsam über den einsamen Platz auf die Hinterhäuser zu, deren Fenster zum erstenmal die Sonne gesehen hatten, als die Vorderfronten in Schutt und Asche sanken.

VI.

„Ist ja lächerlich“, sagte Heiner Schnadow, als er, zerstreut ein Werkstück am Schraubstock betrachtend, an seine Begegnung im Ballhaus dachte. „Wenn schon eine mit Siebzehn noch keinen Freier hat! Die will was Besseres und billdet sich auf ihre hübsche Larve zu viel ein.“

Wie ein Alarmruf wirkte jedesmal der Gedanke, daß die Kleine Kowalski hieß. „Mein Alter macht mich fertig, wenn er was davon erfährt“, dachte Heiner, aber dann lachte er so laut, daß seine Arbeitskollegen kopfschüttelnd zu ihm herüberschauten. „Ich muß verrückt sein“, redete er sich ein, „daß ich mir über diese Schnepfe den Kopf zerbreche!“

Heiner Schnadow war ein guter Arbeiter. Er nutzte jede Gelegenheit, zu lernen, freilich in einer etwas eigenbrötlischen Weise. „Wenn ich mich qualifiziere, gibt's einen Taler mehr“, sagte er sich, „aber mit ihren Lehrgängen sollen sie mir vom Halse bleiben, da muß man soviel Zeug lernen, das man doch nicht braucht.“ Er legte sich im Laufe der Zeit viele Argu-

mente zurecht, um diese Ansicht zu erhärten. „Bin ich verrückt, daß ich mich so einspinnen lasse, wie der Alte?“ hielt er sich immer vor Augen. Und wenn der Vater zu Hause seiner Erbitterung freien Lauf ließ, dann war das Wasser auf Heiners Mühle.

„Da klärt man auf, organisiert Versammlungen und mobilisiert immer von neuem, aber was kommt dabei heraus?“ sagte der Vater oft. „Je gründlicher man mit den Leuten spricht, und wenn man ihnen ganze Bücher vorliest, desto verbohrt werden sie.“ Wenn in Versammlungen und Besprechungen gesagt wurde, man müsse elagisch und unendlich geduldig sein, lächelte Paul Schnadow nur müde und überlegen. „Ja, er kannte das mit der Geduld und der Beharrlichkeit! Aber im Grunde seines Herzens glaubte er nicht recht daran. „Als ob man solchen Burschen, wie dem da drüben“, er machte eine Handbewegung gegen die andere Straßenseite, „mit Geduld bekommen könnte! Man muß härter anpacken, das ist das einzige, was hilft! Radikaler muß man verfahren!“

Der Sohn schwieg zu solchen Tiraden, aber insgeheim bestärkten sie seine Auffassung. Auf keinen Fall würde er sich breitschlagen lassen und sich mit Politik befassen. Da hätte man ja keine ruhige Stunde mehr. Wenn ihm der Vater in seiner grimmigen Art vorhielt, wie undankbar er doch sei, bei all den Möglichkeiten, die man ihm biete, und wenn er ihn mit kaum gebändigtem Zorn an die eigene bitterharde Jugend erinnerte, sagte der Sohn nur: „Ja, damals! Aber heute, wo die Arbeiter und Bauern regieren!“ — er sagte das so, daß man nicht recht wollte, ob er es ironisch oder selbstbewußt meinte — „heute steht uns das doch zu, worum ihr habt raufen müssen!“

So lebte er in den Tag hinein und dänkte sich klüger als die anderen. „Gott, das ist ja eine Predigt, wie bei der Einsegnung!“ dachte er auch, wenn er von einem Arbeitskollegen über irgend etwas belehrt wurde. Andererseits fühlte er sich unbehaglich, wenn Bekannte aus der Nachbarschaft, also Leute aus „dem Osten“, herablassend sprachen, und Redensarten wie diese gebrauchten: „Ja, was soll man denn auch erwarten von den Genossen.“ Dann kam es vor, daß er ihnen über das Maul fuhr: „Aber recht ist's euch im Osten, ihr Ostsektoraner!“

Heiner Schnadow war nicht besser und nicht schlechter als viele seiner Altersgenossen. Man sah ihn in den Kinos hüben und drüben, und auf allen Rummelplätzen war er zu Hause, er lief hinter den Mädchen her und stieß auch manchmal einen gelben Pfiff aus, wenn eine sich nicht umwandte. Er war einer von denen, die vollgenommen werden möchten, aber durch ihr herausfordernd-unbekümmertes Benehmen zeigen, daß ihnen noch einiges fehlt, und daß sie, was ihnen fehlt, durch Auftrumpfen verdecken möchten.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an Bernauer Straße

von Franz Kain

6

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

„Aber jetzt hab ich einen Freund, der für mich einkauft“, sagte sich Helga, während sie der Brunnenstraße näherkam. „Ob er wieder mit mir gehen wird?“ fragte sie sich. Aber da er heute sofort anwesend gewesen war, warum sollte er ein anderes Mal nein sagen?

Helga Kowalski hatte sich schon lange darauf vorbereitet. Sorgsam hatte sie Papiertüten und Säckchen ohne Aufschrift oder mit der Reklame einer Firma nördlich der Straße ausgehoben, um Mehl, Grieß und Zucker umzuschütten. Die Papiertüten auf der anderen Straßenseite trugen nämlich entweder das Zeichen des staatlichen Handels oder Logos und daran, nicht an der Ware selbst, hätte man zu Hause sofort erkannt, daß die Ware aus dem anderen Sektor kam. Mäx Kowalski war nämlich in dieser Beziehung fest. „Ein Sozialdemokrat aus dem Westen kauft nicht im Osten“, sagte er, „solche Geschäfte mit dem Hunger gibt es bei mir nicht.“ Was jedoch den Durst anlangte, so war er darin weniger prinzipienfest, er trank mit Vorbeuge seine Molle auf der anderen Straßenseite, denn vier Molle im Osten sind besser als eine im Westen. „Das ist ja auch nicht der Hausnah“, entschuldigte er sich, „das ist meine Privatsache, das geht niemand was an.“ Das galt auch für die gar nicht so seltenen Fälle, wenn er am Rosenthaler Platz ein lausiges Schweinekotelett verzehrte.

An der Markthalle blieb das Mädchen stehen. Die Spielautomaten lockten. Wie oft hatte Helga hier mit brennenden Augen und klopfendem Herzen den Weg des Groschens verfolgt, der durch einen Druck auf die Feder das Feld emporschnellt und sich hüpfend um die Löcher bewegt, die mit dem Vermerk „50 Pfennig“ oder gar „70 Pfennig“ versehen sind. Voller Stolz dachte sie daran, daß sie einmal das einzige Mädchen gewesen war, das den ganzen Nachmittag mit zwei Groschen gespielt hatte. Den kleinen Druck, um die Münze in ein Loch fallen zu lassen, durch das sie wieder aus dem Apparat herausrollte, hatte man bald heraus. Was war das immer für eine Spannung! Ständig hatte sie mit der Versuchung gekämpft, den Groschen höher emporschnellen zu lassen, in die Richtung des Siebziger-Loches — aber man konnte Pech haben, und schon war man abgebrannt. Den ganzen Tag waren die Automaten von einem dichten Kreis heißwüchsiger umlagert, und auch

heute drängten sich die jungen Leute beim Spiel. Auf den Zehenspitzen stehend, sah Helga, wie ein langer schlanker Bursche zweimal hintereinander fünf Groschen aus dem Apparat herausholte. Dann blieb, wie fast immer, die nächste Münze stecken, der Besitzer trat heran, schraubte den Deckel los, zog einige Schrauben an und der Gewinner mußte den Apparat wechseln. Bis er sich dort an den notwendigen Fingerdruck gewöhnte, hatte er seinen Gewinn längst wieder verloren.

Die schloßen immer ab, dachte das Mädchen und beobachtete feindselig den Besitzer, der gerade an ihr vorbeiging. „Na, Kleine, wollen wir ein Loch riskieren?“, fragte er und sah sie von der Seite an.

„Nicht bei Ihrem kaputten Apparat“, gab das Mädchen zurück, und die Burschen in ihrer Nähe lachten.

Hinter der Markthalle war ein anderes Reich der Abenteuer. Dort gab es zwei Zeitungskioske, die auch Hunderte zerlesener Abenteuerhefte anboten. Sie lagen in einer großen flachen Kiste. Rücken an Rücken, wie eine Kartei.

„Noch immer kein Nachschub?“ hörte Helga einen Jungen von zwölf, dreizehn Jahren sagen, „alles alle Kamellen.“ Er hatte schwermütlich die Titel der Hefte geprüft, indem er mit dem Daumen über die Rücken fuhr, wie über ein Spiel Karten.

Das war nun jahrelang ihr Revier gewesen. Sie war hindurchgegangen durch die Zeit an den Spielautomaten und an den hundert Abenteuerheften vorbei. Zurückgeblieben war ihr eine bunte Welt, in der sich Millionen, schwarze Schuiken, tödlich schöne Frauen und edle, selbstlose Rächer tummelten.

Aber Helga Kowalski spürte nun, daß all das ihre Sehnsüchte nicht mehr ausfüllen konnte. Immer mächtiger fühlte sie sich hingezogen zu jenem Teil der Brunnenstraße, von dem die breiten Sandwege nach dem Humboldt-Hain abzweigen. Sie beobachtete die Pärchen, die auf den verschwiegenen Bänken saßen, und sie schlich wie auf Katzenhaken, wenn sie hinter dem Gebüsch ein Flüstern hörte.

Als sie noch nicht vierzehn war, hatte sie im Humboldt-Hain den Männern aufgelaurt, die einen Photoapparat bei sich hatten, und gerufen: „Onkel, knips mich mal.“ Manchmal hatte sie auch ein Bild bekommen. Später, als sie schon

in die Lehre ging, wollten die Männer, daß sie sich mit ihnen an den unmöglichsten Plätzen triffe; dort wollten sie ihr das Bild überreichen. Seit dieser Zeit war sie vorsichtiger geworden. Heute sprach sie nur noch jemanden an, wenn genug Menschen in der Umgebung waren. Richtete sich dann aber das Objektiv auf sie, schnitt sie eine Grimasse oder schüttelte den Kopf, damit das Bild verwackelt aussehe. „Von mir sollen Sie nicht sagen können, daß ich ihr Schatz gewesen bin!“ rief sie dann dem verblüfften Mann zu und lief davon.

Helga Kowalski wäre kein Kind der Bernauer Straße gewesen, wenn sie nicht gewußt hätte, was sich hinter den tastenden Blicken der Männer verbarg, und was es bedeutete, wenn man sie in der abendlichen Brunnenstraße ansprach: „Na, Kleine, so allein?“

Schürzte sie dann vorläufig die Lippen oder lachte sie dem Fragesteller frech ins Gesicht, so wußte man nie: War es nur nicht der Rechte gewesen, der sie angesprochen hatte, oder gleich das überlegene Gebahren nur einer Larve, die vor etwas gezogen war, das das Mädchen noch nicht selbst kannte?

IX.

„Ich dachte, sie wäre bei dir“, sagte Mutter Kowalski und schüttelte den Kopf, als Erna Kramer die Freundin abholen wollte, „sie sagte doch, daß sie zu dir geht.“

„Wir werden uns verfehlt haben, ich bin über den Platz gekommen“, sagte Erna rasch. Ingeheim aber dachte sie: Wo mag sie denn nur stecken, es war doch abgemacht, daß ich sie abhole?

„Wo mag sie nur stecken?“, dachte sie noch, als sie schon wieder auf der Straße war, um Dieter Neumann zu treffen. Sie nahm ihn nie mit zur Familie Kowalski, bei der sie noch immer aus- und einging, wie zur Zeit, da sie die angehende Schwiegertochter war. Freilich, merklich begann sich das Verhältnis zu lockern, seit Helga älter wurde. Jetzt kam sie schon mehr als Freundin der Tochter, und die alten Pläne, die der Krieg so grausam zerstört hatte, wurden immer seltener geführt.

Dieter Neumann kam ihr auf der Straße zum Ballhaus entgegen. Einen Augenblick stutzte er, daß sie allein war, ließ sich aber nichts anmerken. Im Tanzsaal war er zerstreut und sah sich suchend um. Er war korrekt wie immer, trank nicht viel und nur Bier.

„Wollen wir nicht einmal Wein trinken?“ fragte Erna und lehnte sich an ihn.

„Trink nur“, sagte er, „ich bleib beim Bier, ich will nicht auffallen. Die Leute, die hier Wein trinken, kannst du zählen.“

Erna Kramer wußte, daß er nicht des Geldes wegen nur Bier trank. Er machte ihr gerade in der letzten Zeit häufig Geschenke, auch mit Geld half er aus, wenn es dem Monatsende zuzuging. Seine Zurückhaltung mußte mit seinen Geschäften zusammenhängen. Sie wußte bis heute nicht recht, womit er sein Geld verdiente, nur,

daß er nicht von seiner Arbeitslosenunterstützung lebte.

„Mit einem Photoapparat kann man fünfhundert Emm verdienen“, hatte er ihr einmal erklärt, „aber nicht oft. Entweder wird man selbst oder der Mittelsmann geschnappt. Wer einen so teuren Apparat kauft, wird aufgeschoben. Fehlt dann bei einer Kontrolle der Apparat — man darf ja nur für den eigenen Bedarf kaufen — geht der Mann ins Kitten.“ Während er vor dem Spiegel mit größter Sorgfalt seinen Schlops geknotet hatte, war er noch tiefer in das Problem eingedrungen. „Wird so ein Mittelsmann geschnappt und baut Lampen, dann stehe ich auf der Fahndungsliste der Vopo. Kann man aber nicht mehr hin und her, dann ist man wie ein Blinder. Nur an Ort und Stelle nutzt man alle Chancen, sonst bleibt zuviel bei den anderen hängen.“ Als sie aber wissen wollte, was er denn eigentlich für Geschäfte habe, setzte er ein kaltes Lächeln auf und sagte: „Du weißt, daß ich Affi beziehe, und damit schlägt man sich eben durch.“

Erna Kramer war nun nicht eine, die sich zuviel Gedanken darüber macht, woher das Geld kommt. Mit Ganoven verkehrt er nicht, dachte sie, „und alles andere kann so schlimm nicht sein.“

Diesmal hat sie sich besonders auf das Ballhaus gefreut. Für einige Stunden wollte sie die drückenden Gedanken loswerden, die sie in letzter Zeit quälten. Sie hatte sich auffallend herausgeputzt, und wenn sie zusammen tanzten, er in seinem dunklen Anzug und mit schwarzem, glattem Haar vom Scheitel bis zur Sohle ein Kavalier, und sie, den vollen Arm leicht auf seine Schulter gelegt, das braune Haar frisch gewellt, dann waren sie ein schönes Paar.

Seine Gleichgültigkeit kränkte sie. Um ihn eifersüchtig zu machen, ließ sie sich von einem lächerlich, sorgfältig gekleideten Tischnachbarn, der sie schon lange angestarrt hatte, zum Tanz auffordern. Sie lächelte verheißend, wenn ihr der Partner etwas zuflüsterte und ließ sich in jeder Weise den Hof machen. Aber Dieter Neumann schien dies alles nicht zu bemerken.

Später fragte er einmal beiläufig: „Wo ist denn heute die Kleine, du wolltest sie doch abholen?“

„Ja, das mücht ich auch wissen“, sagte sie, „sie war schon ausgeflogen, als ich kam.“

Er lächelte zweideutig, als er fortfuhr: „Sie wird doch nicht schon einen Freier haben?“

Obwohl Erna Kramer nicht zum Lachen zumeute war, lachte sie laut: „Warum denn nicht?“ rief sie. „Warum soll denn das hübsche Kind keinen Freier haben?“ Dieter Neumann schwieg und machte ein gleichgültiges Gesicht. Mit seinen kalten Augen aber sah er das Mädchen an seiner Seite mit kaum verhohlenen Haß an.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an der Bernauer Straße

von Franz Kain

7

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

X.

Einen Freier hatte Helga Kowalski in Heiner Schradow nicht, zunächst nur einen Freund, der mit ihr „im Osten“ einkaufte ging. Heiner fühlte sich allerdings nicht recht wohl bei der Gesellschaft. Zunächst einmal deshalb, weil er es unter seiner männlichen Würde fand, Griß und Mehl einzukaufen. Aber ganz gleichgültig ließen ihn auch die Diskussionen nicht, die er im Betrieb hörte. Die Zeitungen berichteten oft von Schiebern, die wertvolle Waren nach Westberlin gebracht hatten.

„Da hilft keine Polizei!“, sagte ein Kollege, „die können nicht überall sein.“

„Aber die Westler können bei uns doch nicht einkaufen?“ warf Heiner Schradow unschuldig ein. „Man muß doch den Ausweis zeigen.“ Er sah die Arbeitskollegen der Reihe nach an. „Oder glaubt ihr, daß sie mit falschen Ausweisen arbeiten?“

„Mein lieber Heiner, stehst du nicht so an!“ sagte ein Kollege ärgerlich. „Du weißt ganz genau, wie das gemacht wird!“ Und ein anderer sagte scharf: „Die Lumpen sitzen bei uns, sie kaufen für die Schieber ein.“

Heiner Schradow wandte sich nach solchen Gesprächen mit besonderem Eifer seiner Arbeit zu. Solche Bemerkungen kamen ihm wie versteckte Anspielungen vor. Er versuchte sich zwar damit, vor sich selber zu gutschneiden, daß es ja nur gelegentlich ein Pfund Mehl oder Schmalz war, das er einkaufte, aber er wurde unruhig, wenn das Gespräch zu lange bei diesem Punkt blieb. Er nahm sich vor, auf der Hut zu sein.

Er ließ jetzt Helga Kowalski vor den Geschäften warten und ärgerte sich über das Mädchen, das noch durch das Schaufenster versuchte, seine Einkäufe zu dirigieren.

„Was bist du für ein Dummel!“, sagte sie aufgeregt, als er einmal nicht das richtige Mehl brachte. „Das erkennst doch ein Blindler sofort als Ostware!“

„Spiel dich nicht so auf“, sagte er grob. „Dein Alter stirbt ja auch nicht am Ostler.“ Er fühlte sich gekränkt und verletzt, weil er das Gefühl hatte, daß Helga Kowalski ihn nur wegen des billigen Einkaufs nach Feierabend an der Bernauer erwartete. Aber sie bohrte weiter. „Überhaupt dieser Rummel mit den Ausweisen! Verlangt man denn bei uns einen Ausweis, wenn ihr einkauft?“

„Nein“, sagte er, „aber das vierfache Gold!“ So gerieten sie manchmal unversehens in Streit, und einmal sagte er: „Wenn du mich zur

zum Einholen brauchst, dann such dir einen anderen Dummel!“ Da ging die Kleine wie ein geschloßenes Kind neben ihm her und ihre Augen schienen zu bitteln: „Sei doch wieder gut!“ Und Heiner Schradow brach das müßige Schweigen, legte seine Hand auf ihre Schulter und fragte: „Na, junge Frau?“

Dann lachte Helga, und ihr Gesicht bekam etwas Verschmitzt-Verschämtes. Sie senkte den Blick, und als sie Heiner wieder anschaute, waren die Pupillen dunkel und weit. Dann sagte sie flötend: „Ach, weißt du, am Rosenthaler-Platz habe ich noch schönes Spitzbrot gesehen“, und schob ihren Arm unter den seinen.

„Verdammt!“, dachte Heiner Schradow, „so weiß genau, daß sie selber hand verlangen kann.“

Wenn er die Einkaufstasche trug, dann war er ganz umbe bei ihr und sog den frischen Geruch ihres Haares ein. Blieben sie vor einer Ausgabe stehen, lehnte sich Helga an ihn. Einmal fuhren sie zusammen, als an einer Straßenecke ein Bekannter auftauchte, und von da an gingen sie lieber die engen, fast menschenleeren Gassen hin auf, die in die Bernauer mündeten. Dort, in einem Tortogen, war es auch, daß sie sich zum erstenmal küßten, sie hielten sich fest umschlungen und schreckten erst auseinander, als auf der anderen Straßenseite ein Fenster klirrend zugeschlagen wurde. Aber jedesmal, wenn sie sich der Bernauer Straße näherten, wurden sie von einer flüchtigen Unruhe erfaßt, verabschiedeten sich schnell und gingen auseinander.

Hätte jemand mitten auf der Bernauer gestanden und das Mädchen beobachtet, daß auf der Nordseite der Straße ging, und den Burschen, der auf der Südseite seinem Wohnhaus zustrebte; so hätte er geglaubt, die beiden jungen Menschen seien einander völlig fremd. Wäre er allerdings zwischen ihnen gegangen, dann hätte er gesehen, daß sie sich heimlich mit den Augen zuwinkten.

XI

„Der hat doch keinen Zaster, was willst du denn!“ sagte Erna Kramer, als sie erfuhr, daß Helga einen Burschen von der anderen Straßenseite kennengelernt hatte. „Dazu noch aus dem Osten!“ fuhr sie geringschätzig fort. „Willst du eine Aufbauschicht mitmachen?“ Sie lachte aus vollem Halse, Helga aber ließ sich nicht beirren. „Er ist ganz anders als die anderen“, sagte sie.

„Da lieber Himmel, jetzt spricht die Erfahrung!“ rief Erna, stand auf und blieb vor dem Mädchen

stehen. „Du Küken“, sagte sie, „das haben wir alle einmal geglaubt, daß unserer etwas ganz Besondere sei.“

„Nein, er ist wirklich anders“, beharrte das Mädchen.

„Und ich sag dir, daß sie alle gleich sind.“ Erna sprach mit harter, häßlicher Stimme, als sie fortfuhr: „Der eine nimmt sich gleich alle Freiheiten, und der andere fordert sie, als ob es die selbstverständlichste Sache von der Welt sei, die Frauen zu betrügen.“

„Du willst mir nur Angst machen“, warnte Helga ab. „Aber es nützt dir nichts“, fügte sie trotziger hinzu. „Stolz und nicht ohne Triumph erzählte sie, wie sie Heiner Schradow zum Einkauf überredet hatte. „Und stell dir vor“, plapperte sie, „er trägt mir sogar die Einkaufstasche. Die anderen lassen ruhig ihre Frauen schlappen!“

„So beginnt immer die Dummheit, aber ganz genau so“, spottete Erna. Doch Helga, als hätte sie diese Bemerkung gar nicht gehört, fuhr fort, die Geschichte des Einkaufs zu berichten, und als sie erzählte, wie er sie angeschaut hatte, auch da war noch eine deutlich spürbare Bewunderung in der Stimme. „Die anderen sind immer so aufdringlich süß“, sagte sie, „da weiß man doch sofort, daß nicht ein Wort wahr ist, man weiß doch sofort, warum sie es sagen. Aber er ist anders, er raselt kein Süßholz.“

Erna Kramer versuchte der Siebzehnjährigen klarzumachen, was in solchen Fällen zu tun sei. Nun, man müsse nicht unbedingt nein sagen, so dumm sei sie einmal gewesen, aber man müsse kühlen Kopf bewahren. Nie dürfe man dem anderen zeigen, wie einem wirklich ums Herz sei. Aber so überzeugend ihre Worte auch klingen sollten, es war ein falscher Ton in der Rede, und Helga spürte ihn.

„Du bist doch selbst gar nicht so“, sagte sie, „so kannst du doch einen Freier nicht halten.“

„Man kann nicht immer so sein, aber man sollte es“, entsetzte Erna Kramer und überlegte, wie sie der Kleinen die Fassen — es durften nur Flüssen sein — zusprechen konnte. Sie fragte: „Was wird denn dein Alter sagen? Was glaubst du, was es für Stunk gibt, wenn Maxe davon erfährt, daß du's mit einem Ostsektionner hältst?“ Da zuckte Helga zusammen, als hätte man ihr eine schwere Straße angedroht. „Du weißt, wie er ist“, fuhr Erna fort, „in solchen Sachen versteht er keinen Spaß!“

Helga schwieg, als aber die andere sah, daß sich ein Hieb gab, und fortfuhr: „Da würdest du was erleben!“ — da machte sie ein ratloses, bestürztes Gesicht, und dann standen plötzlich ihre Augen voller Tränen.

„Na also“, sagte Erna Kramer, „du siehst ja selbst, daß du dir das aus dem Kopf schägen mußt, es gibt dabei nur Ärger nach allen Seiten.“

Nun weinte das Mädchen, das sonst so selbstbewußt und so frech wie ein Junge war. Erna legte den Arm um Helgas Schultern und tröstete sie. „Geh wieder mit uns tan-

zen“, sagte sie mit einer Stimme, die ein wenig brüchig war, „das ist besser als solche Geschichten.“

Bald lachte auch Helga wieder, denn junge Mädchen sind wie das Wetter im April. Als sie aber ihre Freundin verlassen hatte und über den dunklen, nackten Platz zur Bernauer Straße hinunterging, fühlte sie wieder dieselbe Beklemmung, die sie in der letzten Zeit immer überfiel, wenn sie in ihre Straße kam.

Die Straße lag verlassen da, einige trübe Lichter hübten und drüben warfen gespenstische Schatten. Ein feiner Regen rieselte auf das bucklige Pflaster nieder, und die grauen Häuserwände ragten in einen grauen Himmel, über dem dunkle Wolken hinjagten.

Helga war der einzige Mensch auf der Straße, und sie lief auf dem Damm zwischen Ost und West. Die Grenze war unsichtbar, aber sie ging mitten durch das Mädchen hindurch. Obwohl die Bernauer eine breite Straße ist, hatte Helga das Gefühl, als balance sie auf einer Straßenbahnseilene, die hoch über den Häusern dahinführt, über einem drohenden Abgrund.

XII.

„Sie müssen einmal mit mir ausgehen“, flüsterte Dieter Neumann seiner Tanzpartnerin Helga Kowalski zu, „ganz groß sollen Sie ausgehen mit mir, nicht hier in diesem Bums!“

Erna Kramer und ihr Freund hatten das Mädchen wieder ins Ballhaus mitgenommen. Helga war mit Heiner Schradow verabredet gewesen, hatte ihm aber erzählt, daß unerwartet Besuch zu den Eltern gekommen sei und daß sie daher zu Hause bleiben müsse. Sie hatte nachher nicht recht gewußt, warum sie diese Ausflucht gebraucht hatte, denn schließlich waren sie ja schon öfter zu dritt im Ballhaus gewesen.

Nun aber dachte sie wieder an das Gespräch mit Erna Kramer. „Ist ja wahr“, redete sie sich ein. „Was soll ich mir wegen dem Ostsektionner auch Läuse in den Pelz setzen!“ Doch dann hätte sie eine Beklemmung in der Herzgegend.

„Ausgehen?“ fragte sie jetzt. „Mit ihnen? Was soll denn Erna dazu sagen?“ Dieter Neumann tat, als ob er die Frage nicht verstanden hätte, und summte den Schlagern mit, der gerade gespielt wurde. Erst später sagte er wie nebenbei: „Ach, Erna? Die ist doch kein Kind.“

Erna Kramer beobachtete die beiden unablässig. Schon mehrmals hatte sie an diesem Abend nervös Spiegel und Lippenstift aus ihrer Tasche geholt. Sie bemerkte, daß einige Männer ihr zweideutige Blicke zuwarfen. Dieses Schwaun mit der Platte möchte ein Abenteuer erleben, dachte sie wütend, als sie gewahr wurde, wie ihr der Ältere Herr am anderen Rand des Parketts schmierig zuwinkerte, aber mit mir nicht“, sagte ihr Gesichtsausdruck.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an Bernauer Straße

von Franz Kain

8

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Mit Herzklopfen sah sie, wie ihr Freund das Mädchen beschwätzte, und wenn die beiden vorüberliefen, dann traf sie Helga Lachen wie ein scharfer Stich. Diese Stimmung wechselte mit einer hektischen Fröhlichkeit. Saßen sie alle drei am Tisch zusammen, trank Erna einen Schnaps nach dem anderen und animierte auch Helga zum Trinken. „Schlag dir alles aus dem Kopf, Herrchen!“ rief sie und umarmte das Mädchen stürmisch. Wenn sie mit Dieter Neumann tanzte, preßte sie sich eng an ihn und sang mit geschlossenen Augen die Texte zu den Alibi-Liedern. Helga sah noch, wie ihre Freundin inbrünstig die Arme um den Nacken Dieter Neumanns schlang und ihn mit weit-aufgerissenen Augen bittend ansah. Dann tauchten die beiden im Gewoge der Tanzenden unter, und nach einer Weile kam Dieter Neumann allein an den Tisch zurück.

„Ich hab sie zu einer Taxe gebracht“, sagte er, „sie hat wohl zuviel durcheinandergetrunken.“

Mit einer Stimme, die nur mühsam seine Erregung verbergen konnte, flüsterte er seiner Begleiterin zu: „Jetzt sind wir allein.“

Helga Kowalski reizte und lockte das Ungewisse. Sie spürte wieder dasselbe Prickeln, das sie immer überkam, wenn sie im Humboldtthain die Liebespärchen belauschte. Trällernd ließ sie sich zur Bar bringen, und sie freute sich wie ein Kind, als sie sah, daß man an den flachen Gläsern mit Bierlikör lecken konnte wie zu Hause an einer Form mit süßem Kuchenteig. Eine starke blonde Frau, die sie dabei beobachtete, hob warnend den Finger und rief ihr zu: „Na, Frollein, achten Sie man auf die schlanke Linie! Ich bleib Heber beim Klaren!“ und hob das Glas.

Die Menschen standen dichtgedrängt um die Barhocker, und die Mädchen hinter dem hohen Tisch hatten alle Hände voll zu tun. Ein älterer Mann, der seinen Hocker erfolgreich gegen alle Angriffe verteidigte, sang mit einem gutmütig brummenden Bass: „Der beste Platz ist immer an der Theke“, und wiegte sich in seiner luftigen Höhe. Als Helga in seine Nähe kam, beugte er sich zu ihr herab und sagte: „Für Sie natürlich würde ich sofort frei machen!“ und er machte Anstalten, von seinem Sitz herunterzutschauen.

„Nein, nein“, wehrte Helga lachend ab, „da oben wird man nur

schwindlig!“ Als der Tanz wieder begann, war Dieter Neumann verschwunden. Da der Ansager mit schmetternder Stimme eine Damenwahl verkündet hatte, machte sich Helga Kowalski auf den Weg, ihren Kavalier zu suchen.

Ein Mann stellte sich ihr mit ausgebreiteten Armen in den Weg und rief lachend: „Da bist du ja, mein Schatz! Ich dachte, du hättest mich vergessen!“ Sie aber schlüpfte behend zwischen den Menschen hindurch und hörte hinter sich wie „Donnerwetter!“ und „Steh mal die blonde Hexel!“

Schließlich fand sie Dieter Neumann. Er saß in einer Nische mit drei gutgekleideten Herren zusammen. „Damenwahl ist!“ stellte sie ihn lachend zur Rede. „Wollen Sie sich drücken?“ Die drei musterten sie mit anzüglichen Blicken, und einer lächelte schief, als Dieter Neumann sich entschuldigte. „Einige alte Bekannte, einer davon ist mein ehemaliger Chef“, sagte er leichtfin, als sie schon im Trubel des Tanzparketts ihre Kreise drehten. Sein heißer Atem streifte ihr Gesicht. Wenn sie von anderen Paaren gestoßen wurden, dann hielt er sich geschickt in einer steifen Haltung, so daß sie wie zufällig eng an ihn gepreßt wurde. Helga spürte, wie seine Hand auf ihrem Rücken zitterte, und diese Bewegung teilte sich ihrem ganzen Körper mit wie kleine elektrische Schläge.

„Sie haben eine wundervolle Figur“, sagte er leise mit dunkler Stimme. Das Mädchen ließ sich immer mehr in wohliges Erschauern versinken, und allmählich begannen die Menschen, die Säulen und die Tische um sie her zu schwanken.

Einmal verließ sie Dieter Neumann noch, um zu seinen Bekannten hinüberzugehen. Sie saß an dem kleinen Tisch und sah wie durch rosigen Dunst in das Gewühl. Der Lärm um sie schmolz zu einem einzigen auf- und abschwellenden Ton zusammen. Wie ein feiner Nebel lagen die Rauchschwaden über dem Saal, und dieser Nebel schien das Klirren der Gläser zu dämpfen.

Dieter Neumann behielt in der ganzen Fröhlichkeit ringsum eine lauernde Verhaltenheit. Sein dunkler Anzug war korrekt wie immer, und sein Haar war so glatt geschotelt und geschneitelt, als ob er eben erst vom Friseur gekommen sei. Viele Mädchen warfen giftige Blicke auf seine Begleiterin.

„Wir müssen bald gehen“, sagte Helga, ein wenig hilflos lächelnd.

Dieter Neumann führte sie behutsam hinaus. Zur Garderobe drang der Lärm des Saales wie hielt sie fest umklammert und

Bis zur Bernauer Straße war es nicht weit, aber Helga spürte eine betäubende Mattigkeit in den Gliedern. Sie überquerten die Sektorengrenze, und Dieter Neumann winkte ein Taxi heran. „Ich bin schon zu Hause“, protestierte das Mädchen schwach, aber sie ließ sich überreden, noch einen Kaffee zu trinken und stieg ein.

Sie fuhren Richtung Gesundbrunnen. Die Laternen schossen wie Glühwürmchen vorbei. Dann fuhr der Wagen nach dem Wedding zurück, und Helga Kowalski wunderte sich, warum Dieter Neumann nicht gleich den weit kürzeren Weg über die Bernauer Straße gewählt hatte.

Vor einem halbzerbombten Haus blieb der Wagen stehen, und Dieter Neumann stocherte in der Finsternis mit seinem Schlüssel im Schloß herum.

„Aber hier ist doch kein Café?“ sagte Helga verwirrt.

„Bei mir gibts besseren als in der Kneipe“, scherzte Dieter Neumann, während er leise die Tür öffnete.

Im stockfinsteren Hausflur riß er sie an sich. Die ersten Klüsse erwiderte sie halb widerstrebend und halb hingegeben. Sie fühlte ihr Herz bis zum Hals herauf klopfen und versuchte sich frei zu machen. Aber Dieter Neumann hielt sie fest umklammert und drängte sie gegen das Stiegen-geländer.

Da mußte Helga an Erna Kramer denken, und der Ekel würgte sie plötzlich im Hals. „Laß mich los!“ keuchte sie, aber er beugte nur sein Gesicht, das entstellt und verzerrt war, über sie und preßte zwischen den Zähnen hervor: „Hast du gedacht!“

Helga spürte, wie seine Hände naß und klebrig wurden, und verzweifelt setzte sie sich zur Wehr. Es gelang ihr, einen Arm frei zu bekommen, und dabei riß sie sein Jackett auf. Er achtete nicht darauf, als ein Bündel Papier aus seiner Brusttasche zu Boden fiel. Sie stieß ihm die Faust ins Gesicht, und wütend zischte er: „Du Giftkröte!“ Erst als sie ihm noch einmal mit ihrer kleinen Faust ins Gesicht schlug, ließ er sie los. Er griff schnell nach seiner Brusttasche, wandte sich um, und im Aufblitzen seines Feuerzeuges sah Helga Kowalski, daß er ein dickes Bündel Ostgeld vom Boden aufhob und in die Tasche steckte.

Er hatte sich rasch wieder gefaßt und rief: „Aber Fräulein Helga!“ — und nur das Zittern war anders, sonst klang die Stimme beherrscht wie immer. Helga wandte sich schnell zur Tür, sprang in die Nacht hinaus und stürmte die finstere Straße hinunter. Keuchend erreichte sie die Ackerstraße. Zweimal blieb sie erschöpft stehen, während sie die Bernauer hinaufstapete. Als sie zitternd das Haustor aufschloß, meinte sie, drüben, auf der anderen Straßenseite, an einem

Hauseingang eine dunkle Gestalt lehnen zu sehen.

XIII

„Habt ihr am Sonnabend wieder Besuch zu Hause?“ Das war das erste Wort Heiner Schradowa, als er sich wieder mit Helga traf. Er schaute sie dabei giftig an, und das Mädchen spürte ein freudiges Herzklopfen, als sie seine Aufregung sah.

„Mal sehen“, sagte sie frech, aber in ihrem Gesicht stand deutlich die Unsicherheit zu lesen. „Frag nicht so viel“, sagten ihre hellen Augen.

Sie schlenderten die Brunnenstraße hinunter, und er ging wortkarg neben ihr her. Bei Leiser blieb sie stehen und musterte aufmerksam die ausgestellten Schuhe. Ein zierlicher Sämisch-Schuh mit einer hauchdünnen Sohle hatte es ihr besonders angetan. Sie legte die Hand über die Augen, weil das Schaufenster-glas spiegelte, ging einen Schritt zurück, wieder einen vor und zur Seite trat in den Eingang zum Geschäft hinein, damit sie den Schuh von allen Seiten betrachten konnte. Ihre Augen glänzten, und schließlich drückte sie sich wie ein Kind am Glas die Nase platt.

„Das ist mein Schuh!“ seufzte sie. Dann setzte sie plötzlich hinzu: „Warum gibt es im Osten diesen Schuh nicht?“

„Ich schau mir die Auslagen nicht an“, sagte Heiner mürrisch. „Ich weiß nicht, ob es diesen Schuh gibt.“

Das Mädchen lächelte gering-schätzig. Er aber prüfte mit einem spöttischen Blick die Schuhe, die sie selber trug: die Absätze waren schiefgetreten.

„Du hast sie jedenfalls nicht, die Schuhe, die hier im Schaufenster stehen“, sagte er boshaft.

„Aber ich könnte sie haben, wenn ich wollte“, gab sie zurück.

„Ja, ja, ich weiß schon, du willst sie ja gar nicht haben“, sagte er spöttisch.

Sie gerieten über solche Worte unversehens in Streit und fielen mit großer Bissigkeit übereinander her.

„Was ihr euch einbildet!“ sagte er dann, „wenn's bei euch so gut wäre, dann würdet ihr euch doch nicht die Hacken abrennen, um bei uns einzukaufen!“

„Was geht's uns an, wenn euer Geld nichts wert ist“, gab sie zurück.

Am Ende solcher Zänkereien fiel oft das Wort: „Genau so stell ich mir den alten Kowalski vor!“

„Und ich mir den sturen Paul Schradowa“, war ihre Antwort, und dann lachten beide. Schon wieder im Scherz nannte er sie einen „Spitzbauch“, und sie ihn eine „Ost-Wühlmaus“, und dabei stießen sie sich in die Rippen.

Nun suchte Heiner Schradowa, wie jeder junge Mann in solchen Situationen, seinem Mädchen zu imponieren. Bisher hatte er sich nicht viel um den Aufbau im Osten gekümmert.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an der Bernauer Straße

von Franz Kain

9

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Nun nahm er sie mit in die Stallallee. Stolz zeigte er vom Strausberger Platz die lange Straße der hohen weißen Häuser hinunter, in der Ueberzeugung, von dem Eindruck, den das Mädchen haben müßte, würde auch etwas für ihn selber abfallen.

Aber Helga schien nicht sehr beeindruckt zu sein. „Ach ja“, sagte sie ein wenig gelangweilt, „das ist ganz nett, aber die alle Frankfurter Allee war auch nicht schlecht!“ — obwohl sie sich nicht einmal mehr dunkel daran erinnern konnte. Daß sie aber doch beeindruckt war von der Straße, die den Feiertag in die Stadt bringt, zeigte sich in der spitzigen Bemerkung: „Aber du wohnst doch noch immer in der Bernauer im selben Loch wie eh und je?“

Heiner Schradow begann mit dem Mädchen zu ringen, und Argumente, die er früher nie gebraucht hatte, tauchten aus der Erinnerung an Versammlungen und Diskussionen auf. Ohne daß er es wußte, begann er, die Er-scheinungen des Lebens um ihn herum die boshafte Angriffe des Mädchens zu verteidigen. Aber Helga hatte von ihrem Vater so viele Argumente gehört, Dinge die ihr zwar schon längst zum Hake herausgingen, weil sie bei jeder Gelegenheit vorgebracht wurden, die ihr aber doch so geläufig waren, daß sie sie im Schlaf herausen konnte.

Eine der Boshheiten, die sie am liebsten beging, war, für alle neuen Straßen und Plätze die alten Namen zu nennen. Darin nämlich hatte Maxe Kowalski ein geradezu verblüffendes Gedächtnis. Sprach Heiner vom Nordbahnhof, sagte sie: „Du meinst den Steintiner“, nannte er die Dimitroffstraße, sagte sie: „Das ist doch die Danziger“, und die Wilhelm-Pieck-Straße nannte sie hartnäckig die Lothringer-Straße. Wenn er als Treffpunkt die U-Bahn-Station Luxemburgplatz vorschlug, dann stellte sie sich dumm und sagte scheinheilig: „Ich weiß gar nicht, wo du mich hinbestellst! Meinst du das Schönhäuser Tor?“ Selbst wenn sie hinauswanderten in die Müggelberge, fand sie Gelegenheit zu boshafte Bemerkungen. Irgendwo tauchte eine Gruppe der Jugendorganisation auf, und sofort begann sie zu spöttein: „Sieh dir das mal an, was die sich für einen Sack überziehen! Vorne nichts und hinten nichts. Wie die alten Weiber, und sie sind noch stolz darauf!“

Manchmal saßen sie auf einer Bank an der Straße, und wenn lange Kolonnen blitzender Autos

vorüberfuhren, meinte sie leicht-hin: „Ach, heute ist auf der Straße nicht viel los, man sieht nicht mehr Wagen als im Osten.“

„Du wirst ja auch bald einen Mercedes haben“, sagte Heiner dann mit sarkastischem Ernst.

Sie fragte wütend: „Aber du, ja?“

„Für eine Maschine reichs bald“, antwortete er trocken und nicht ohne Stolz. „Ich leg mir das Geld auf die Kante.“ Da lachte sie schallend und schaute ihn ungläubig an.

Der ewige Widerspruch des Mädchens zwang Heiner Schradow dazu, seine Gedanken zu ordnen, denn schon aus Eitelkeit wollte er ihr nicht nachstehen. Freilich, innerlich kam er sich unsicher vor, besonders wenn er, da ihm nicht immer das richtige Gegenargument einfiel, das Mädchen mit scharfen Ausfällen kränkte.

Sie trafen sich immer wieder, meist ohne Verabredung. Sie trieb sich wie zufällig an der U-Bahn-Station Bernauer Straße herum, wenn er von der Arbeit kam. Auf schlanken Beinen stielte sie herausfordernd auf und ab. Sie drehte nur den Kopf ein wenig zur Seite, und nach hinten schielend sah sie, wie sich die Männer nach ihr umdrehen. Oft saßen die beiden im Humboldthain auf einer versteckten Bank. Sie tauschten flüchtige Zärtlichkeiten aus, und war sie beobachtete, der lächelte über die zarte und fast scheue Art, in der hier zwei Großstadtkinder miteinander umgingen. In solchen Stunden bildeten sie beiden Herzen in der Millionenstadt, die voll gefährlicher Spannungen knisterte, eine Insel des Entrücktseins.

XIV

Obwohl die Menschen nördlich und südlich der Bernauer Straße kaum noch Beziehungen zueinander hatten, blieb doch nicht lange verborgen, daß der junge Schradow und die kleine Kowalski häufig zusammen waren. Manche Frauen gingen zur Brunnenstraße hinüber, um Kakao einzukaufen. Vielleicht hatte jemand gesehen, wie die jungen Leute in den Humboldthain einbogen? Die Frauen aus dem Westen wiederum bevölkerten die Konditoreien im Osten, weil sie dort billigen Kuchen essen konnten. Helga Kowalski war nördlich der Bernauer mehr bekannt als Heiner Schradow im Süden, denn die Menschen auf ihrer Straßenseite hatten mehr Zeit zum Flanieren. Vielleicht hatte jemand in einer Konditorei gesehen, wie die bei-

den verdächtig eng aneinander-geschmiegt in einer Ecke saßen?

Zuerst sprach Heiners Mutter davon. „Er schmeißt dich hinaus!“ sagte sie sorgenvoll. „Du weißt, daß er da nicht mit sich reden läßt.“ Und ängstlich horchend, ob Paul nicht schon käme, fügte sie hinzu: „Das hast du grad notwendig gehabt! Wenn's noch eine andere gewesen wär, aber die Kowalski!“

„Ich bin alt genug“, trumpfte der Sohn auf, „und überhaupt...“

Aber er sprach den Satz nicht zu Ende. Was hätte es auch genützt, darauf zu pochen, daß zwischen ihm und der Kleinen von drüben gar nichts gewesen sei? Nein, da nahm er schon lieber den ganzen Zorn in Kauf, als daß er sich auch noch verspotten ließ!

Paul Schradow redete mit seinem Sohn zunächst „politisch“, „Willst du mich denn unmöglich machen?“ fragte er voll Bitterkeit.

Der Sohn schwieg verstockt:

„Nicht genug damit, daß du völlig inaktiv bist, und was hab ich mich bemüht!“ fuhr der Vater fort, „jetzt fängst du auch noch solche Geschichten an!“

Heiner schwieg noch immer. Er fühlte sich unbehaglich.

„Als ob ich einen Einbruch begangen hätte, so ein Gesicht macht er“, dachte er, als er das bittertraurige Gesicht seines Vaters sah.

„Dreißig Jahre bin ich in der Arbeiterbewegung“, sagte der alte Schradow, und seiner Stimme war die abgrundtiefe Enttäuschung anzumerken, „und du knüpfst Verbindungen zum Klassenfeind an!“

„Was heißt hier Verbindungen?“ fragte Heiner.

„Das will ich dir gleich sagen“, fuhr der alte Schradow fort, und nur mühsam bändigte er seinen Zorn. „Glaubst du, ich weiß nicht, was der Kowalski wert ist, dieser Lump!“

Erregt begann er, in der kleinen Stube auf und ab zu gehen.

„Ich kenn ihn doch gar nicht“, warf Heiner ein.

„Aber ich“, schrie Paul Schradow jetzt, „aus der AEG hat er mich hinauswerfen lassen, er war damals Betriebsrat! Wenn's nach ihm gegangen wär, hätt er mich noch durch die Sturm-Polizei von der Maschine weg verhaften lassen!“

„Aber sie...“ fragte der Sohn. „Die ganze Brut ist kernen Schuß Pulver wert!“ entschied Paul Schradow.

Da konnte sich Heiner nicht mehr anders wehren, als gering-schätzig zu lachen, und der alte Schradow schrie ihn an: „Ich rede dir noch einmal: Mach Schluß!“ Sein Gesicht wurde grau wie die Wand; er hielt sich am Stuhl fest. „Oder willst du dir einen Platz sichern im Flüchtlingslager drüben, bei den Brandstiftern und Banditen?“ fragte er scharf.

Da litt es Heiner nicht mehr in der Stube. Er glog schnell hinaus und streifte durch die Gassen. Aber ob er wollte oder nicht; er kam immer wieder zur Bernauer Straße, und es war ihm, als ob alle Straßen Berlins in die Bernauer einmündeten...

„Das mit dem Flüchtlingslager hättest du nicht sagen sollen“, versuchte Mutter Schradow ihren Mann zu beruhigen.

Paul Schradow saß am Tisch, gebeugt wie ehnen, der sich um das Ziel seines Lebens betrogen sieht. „Schon Neuundzwanzig hat er das Blutbad am Wedding eine ‚Abreibung für die KP‘ genannt“, sagte er und vermied es, den Namen seines Gegners auch nur in den Mund zu nehmen.

„Aber Paule, damals warst du doch mit ihm in einer Partei und in einer Sektion!“ antwortete seine Frau.

„Aber ich hab einen Schlußstrich gezogen“, sagte der alte Schradow. „Er nicht, er ist noch tiefer in den Sumpf gegangen“, und dann fügte er blasig hinzu: „Ihr seid ja alle gegen mich, dir gefällt wohl die Schweinerei!“

„Ach, hör auf“, sagt sie, „ich misch mich doch überhaupt nicht ein!“

„Das ist's ja!“ rief Schradow aufgebracht, „daß ihr euch nicht einmischen wollt! Unsereiner soll sich Tag und Nacht für euch aufopfern und dann sagt ihr: ‚Was geht's uns an?!‘ Die Frau schwieg. Sie wußte, daß jetzt auch jeder Versuch vergeblich gewesen wäre, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Ein böses Schweigen blieb an diesem Abend in der kleinen Stube zurück. Noch nie, auch nicht in den schwersten Tagen, hatte Mutter Schradow ihren Mann in einer solchen Kümmeris gesehen.

Auf der anderen Seite der Bernauer Straße spielten sich fast zur selben Stunde ähnliche Szenen ab. „Dieser Russenkecht“, schrie Maxe Kowalski und schlug mit der Faust dröhnend auf den Tisch. Helga saß blaß und verängstigt in einer Ecke. Der Vater spruch und brüllt und die Tochter hielt ihr Schweigen für Widerstand: „Warum gehst du denn nicht gleich auf den Strich!“

„Aber Maxe!“ rief die Mutter vorwurfsvoll. „Maxe, was redest du denn!“

Maxe Kowalski aber ließ sich nicht unterbrechen: „Das könnte nicht schlimmer sein, als sich mit dieser Slippschaft einzulassen!“

Der ganze Grimm gegen Paul Schradow, den er nicht hatte in der SPD halten können, brach in ihm durch. Zum hundertsten Mal hörten Mutter und Tochter, was für ein hinterhältiger Kerl dieser Schradow und für welche Schwierigkeiten er verantwortlich sei. „Da wehrt man sich ein Leben lang gegen diese Kommunisten, und nun soll so ein Lump auch noch ins Haus kommen!“

„Aber er ist doch nur der Sohn!“ warf die Frau ein.

„Er arbeitet im Russenwerk in Treptow wie der Alte“, hielt ihr Maxe entgegen, „er ist nicht besser als der Alte, und so ein Strolch kommt mir nicht ins Haus!“

„Ich bring ihn nicht ins Haus“, sagte da das Mädchen, und frech fügte sie hinzu: „So 'ne Albernheit!“

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an der Bernauer Straße

von Franz Kain

10

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

„Warte, Fröschchen!“ Maxe Kowalski war außer sich. „Deine freche Schnauze wird ich dir geben! Nach sieben Uhr abends kommst du mir jetzt nicht mehr aus dem Haus. Mit dem Osten wird nicht mehr poussiert!“

XV

„Ich hab dir ja gesagt, daß das Stunk geben wird!“ sagte Erna Kramer.

„Die sind ja blöd, was ist denn dabei!“, begehrte Helga Kowalski auf, aber sie sprach nicht weiter. Die Ältere blickte sie von der Seite an und sagte: „So ganz unschuldig wird's nicht gewesen sein; erzähl mir doch nichts...“

„Klar“, sagte Helga Kowalski, und sie lachte, aber es war keine Fröhlichkeit in ihrem Lachen.

„Angeboren mußt du nun auch wieder nicht, mein Häschen“, wies Erna sie zurecht und beobachtete sie forschend.

Helga hatte ihre Freundin schon längere Zeit nicht mehr gesehen. Sie war ihr ausgewichen, weil sie Angst hatte, von Dieter Neumann zu erzählen. Auch jetzt brachte sie den Mut dazu nicht auf. Hielt sie der resignierte Zug in Ernas Gesicht davon ab?

„Ich weiß alles“, sagte Erna Kramer unvermittelt. „Ich hab es schon vorher gewußt!“

„Was?“ fragte Helga unsicher. „Daß er sich an dich heranhängen wird“, antwortete Erna mit trockener Stimme. „Ich hab euch doch deswegen allein gelassen.“

„Bist du verrückt?“ „Nein, gar nicht“, sagte Erna bitter. „er weiß, daß ich wie eine Klette an ihm hänge, und das nutzt er aus.“

Helga schwieg betroffen. Nach einer Weile begann Erna Kramer wieder: „Geht er zu einer anderen, dann hab ich ihn verloren, wenn du es bist, bleibt er, wir sind ja alle zusammen.“

Helga Kowalski bekam ein hartes Gesicht. Diese Eröffnung schnürte ihr die Kehle zu. „Und an mich hast du auch gedacht dabei?“ fragte sie.

Erna Kramer machte eine müde Handbewegung: „Ob es der ist oder ein anderer“, meinte sie geringschätzig.

„Ich such mir selbst einen Freund“, sagte Helga stolz, „und ich will ihn für mich allein haben.“

„Spiel dich nicht so auf“, sagte Erna jetzt gereizt, „glaubst du, ich habe nicht gesehen, wie du ihm schöne Augen gemacht hast, ohne dich vor mir zu genieren?“

Komm jetzt nicht mit der peniblen Masche!“

„Was“, fragte Helga Kowalski bestürzt.

„Du selbst hast mich doch auf den Gedanken gebracht, daß es für uns das beste wäre, wenn wir alle drei zusammenbleiben würden.“

Helga sah die Freundin mit vor Schreck geweiteten Augen an. „Das hast du wirklich von mir erwartet?“ fragte sie fassungslos.

Erna Kramer wurde unsicher: „Spielt sie nur Theater?“ dachte sie, „verkohlt sie mich, oder ist das wirklich ihr Ernst?“

„Dieter verdient viel Geld“, lockte sie. „Und du willst doch auch einmal schöne Kleider?“ fragte sie lauernd und fügte im Tone des Wohlwollens hinzu: „Wie willst du denn zu Schuhen und Kleidern kommen mit deinen paar Kröten?“

Helga Kowalski verließ wie benommen das Haus. Längst waren ihre Gedanken und Träume aufgefrischen von nackten und grausamen Wahrheiten. Aber immer war etwas Prickelndes gewesen an dem Gedanken von dem großen Abenteuer. Was aber Erna Kramer von ihr wollte, das war so nackt und ohne jedes Geheimnis, und es hatte nicht einmal den Reiz des Verbotenen. Helga ging über die Straßen und Plätze und spürte einen üblen Geschmack auf der Zunge und einen Druck im Magen. Sie sah nicht nach rechts und nicht nach links, und in einer schmerzvollen Weise kam sie sich alt und erfahren vor.

XVI.

Sie kamen jetzt nur selten zusammen. So lange Heiner Schradow in den Abendstunden auch auf die andere Straßenseite hinüberspähte, so oft er auch um die Spielautomaten in der Brunnenstraße herumstrich, er sah das Mädchen nicht. Maxe Kowalski hielt Wort. Er wachte glücklich darüber, daß Helga das Haus am Abend nicht mehr verließ. Nur an Tagen, wo Maxe auf eine Mollie in die Kneipe hindüßte, konnte Helga aus dem Haus schlüpfen. War der Vater früher um sieben Uhr noch nicht zu Hause gewesen, dann war es ziemlich sicher, daß es spät werden würde. Aber jetzt mußte das Mädchen länger warten, denn unvermutet kam Maxe Kowalski zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit, um halb acht Uhr, nach Hause.

Wenn sich die jungen Leute trafen, mieden sie die belebten Straßen hüben und drüben. Sie streunten um die Anlagen des Nordbahnhofes herum. Hier waren wenig Menschen, denn hier hatte der Krieg ein riesiges Loch in die Stadt gefressen. Oft standen sie auf dem großen Platz vor dem Bahnhof. Naht und kahl war diese Fläche, und aus einem einsam aufragenden Pfeiler der Bahnhofsrunde wuchs ein Weidenstrauch in den Nachthimmel, schon zwei Meter hoch, und der Wind zerzte vergeblich in den Zweigen, die Weide wuchs wie auf einem zerbröckelnden Fels.

Alles Leben schien sich an die Ränder des schwarzen Loches im Häusermeer zurückzuziehen. Einige halbzerstörte Häuser ragten aus der weiten Fläche, riesigen, morschen Zahnstumpfen nicht unähnlich. Diese Gebäude-reste waren früher in dunklen Höfen hinter den Straßenfassaden verborgen gewesen. Jetzt standen sie bei Tage im grellen Licht ihrer Armseligkeit, und bei Nacht blinkte in solchen Gebäuden ein Licht, das verloren über den großen Platz zitterte. Hohe Häuserwände ohne Fenster wuchsen wie drohende Wände empor, und schwarze, sternenlose Finsternis stürzte von ihnen auf die Straße nieder.

An der Ackerstraße spie ein großes Tanzlokal um Mitternacht lärmend Menschen aus aber der große Platz schluckte jeden Laut, und auch die Menschen selbst schien er zu verschlingen. Wenn auch im trüben Licht der Laternen die Menschen in Trauben aus dem schmalen Eingang quollen, nur einzelne Fußgänger kamen bis dorthin, wo die Bernauerstraße ansteigt.

So war die Mitternacht damals, so war sie jenseits der Bernauer. Die Sektorengrenze lief irgendwo durch die Ruinenviertel. Zwei Welten in ein und derselben Stadt zeigten sich hier ihr verlassenes Gesicht.

„Wir müßten fortgehen“, sagte Helga traurig und lehnte ihren Kopf an Heiners Schulter.

„Ins Flüchtlingslager?“ fragte er scharf, und er fügte, ohne es eigentlich zu wollen, die Worte hinzu, die ihm sein Vater zugesprochen hatte: „Zu den Brandstiftern und Banditen?“

„Nein, weiter müßten wir gehen.“

Obwohl niemand solche Redensarten recht ernst nimmt, entwickelte Heiner Schradow eine nie gekannte Beredsamkeit, dem Mädchen klar zu machen, daß man gar nicht fortgehen könne. Er entwarf die kühnsten Pläne, wie er sich qualifizieren würde, wie er einen höheren Lohn in Aussicht hätte, und unversehens kam er ins Schwärmen. „Warte nur“, sagte er, „bis ich erst einmal das Motorrad habe, dann fahren wir hinaus ins Grüne, wo uns niemand kennt!“

Helga hörte ihm wie gelähmt abwesend zu. „Ich habe Angst“,

sagte sie plötzlich, und Heiner Schradow hörte etwas anderes aus diesen Worten heraus.

„Ist's der geschneigte Affe?“ fragte er.

Das Mädchen nickte nur, und schließlich erzählte sie stockend die ganze Geschichte.

Heiner Schradow hatte bestürzt zugehört. Eine unsichtbare Hand drückte ihm die Kehle zu, als er fragte: „Womit verdient er denn das viele Geld, der Strolch, doch nicht mit Arbeit?“ Aber gleich war die Frage wieder vergessen in tiefer Beklemmung.

Voll bangem Gefühl gingen sie auseinander, bevor sie noch zur Bernauer Straße kamen, die ihnen jetzt unheimlich und drohend war. Es waren Wochen voller Qual. Helga schlich verloren umher. Zum ersten Mal erfüllte sie ihre Untätigkeit mit einem rastlosen Gefühl, das ihr keine Minute Ruhe ließ. Niedergeschlagen dachte sie an ihre Abhängigkeit von den Eltern. „Wenn ich eine Stellung hätte, dann könnte er sich nicht so aufspielen“, dachte sie grimmig, dann konnte er mich nicht einsperren wie einen Hund.“ Und was Heiner Schradow nicht vermocht hatte, als er ihr die Stalinallee gezeigt hatte, jetzt beneidete sie ihn zuweilen. Sie beneidete ihn um das, was er nur so nebenbei erwähnte um seine Arbeit, und um seine Sicherheit. „Er ist erst zwanzig und redet schon von einem Motorrad“, dachte sie, „und ich? Ich werde mit zwanzig immer noch zu Hause sitzen und warten.“

In solche Gedanken bohrte sie sich immer tiefer hinein. „Wie lange soll ich eigentlich warten“, fuhr es ihr durch den Kopf, „etwa bis mich einer nimmt?“ Sie lachte angewidert, wenn sie an Dieter Neumann dachte, und dann kokettierte sie wieder mit sich selbst: „Vielleicht kommt doch einer mit Geld, der mich nimmt?“ Aber so sehr sie sich auch mit Spott zu wappnen suchte, die Fragwürdigkeit ihres Lebens war nicht zu verdecken. Geld, Arbeit alles war eine Spekulation mit „wenn“ und „aber“, und wenn sie auch manchmal ein Malzbier oder einen Klisch trinken konnte, dann war es nur der Wechselkurs, der sie ein bißchen mitschmarotzen ließ. Aber der Boden war unsicher, und er erschien ihr von Tag zu Tag schwankender.

„Natürlich steigt mein Lohn, wenn ich besser arbeite, aber sie sollen mich mit ihren Schulungen in Ruhe lassen“, hatte Heiner Schradow einmal gesagt. Jetzt hatte Helga Kowalski nur den ersten Teil des Satzes im Kopf, so sehr sie sich auch damals darüber getreut hatte, daß auch Heiner Schradow einer war, der die Unfreiheit, wie ihr Vater die Zustände südlich der Bernauer zu bezeichnen pflegte, nicht ausstehen konnte.

(Fortsetzung am nächsten Wochenende)

Romeo und Julia an der Bernauer Straße

von Franz Kain

11

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Damals hatte sie triumphierend verkündet: „Du sagst es ja selbst, wie wenig wohl du dich in deiner Haut fühlst da drüben“, aber jetzt rückten die Aufbauschichten, die Schulungen nach Feierabend, alles, was ihr zu Hause als Inbegriff des Zwanges eingetrichtert worden war, weit in den Hintergrund vor der einen Ueberlegung: „Wie lange soll ich noch herumlungern ohne Ziel, muß ich wirklich nur warten?“ Früher hatte sie darüber gespottet, daß man im Osten weit mehr alte Weiber auf den Straßen sähe als im Westen. Aber wenn sie jetzt um sich blickte, fühlte sie, daß die Mädchen ihres Alters nur deshalb die Straßen bevölkerten, weil sie keinen Platz in den Aemtern, Büros und Betrieben fanden.

Heiner Schradow wich seinem Vater aus, wo knien er konnte. Im Betrieb arbeitete er gut, und manchmal wunderten sich die Kollegen über die Handfertigkeit, die der junge Arbeiter entwickelte. Dadurch, daß Heiner Schradow in Dinge hineingeraten war, die schon jetzt erkennen ließen, daß sie einmal wichtige Entscheidungen von ihm verlangen könnten, wuchs seine Festigkeit und sein Selbstbewußtsein. „Wer weiß, wie noch alles kommt“, dachte er, „ich muß jedenfalls auf Draht sein.“

Eines Tages in einer Arbeitspause hörte er, wie über den Wechselkurs gesprochen wurde. „Sie haben noch immer einen großen Vorrat an Ostmark“, sagte jemand, „sonst könnten sie den Kurs nicht halten.“

„Ihr tragt ja das Geld selber hindür“, warf ein Kollege ein, der in Westberlin wohnte. „fragt einmal eure Frauen, was sie alles bei uns kaufen! Da kommen doch täglich Tausende zusammen.“

Heiner Schradow aber kannte die Buden an der Bernauer Straße und wußte, wie armselig sie schon zusammengedrückt waren. „Die Geschäftslente drüben jammern, daß das Ostgeschäft immer schlechter wird“, sagte er, „das Geld, für das drüben gekauft wird, wird immer weniger.“

„Es ist noch immer genug“, sagte der Westberliner Kollege, „die Bernauer ist ja nur eine Sektorengrenze.“

In dieser Zeit tauchten zum erstenmal Meldungen auf, man habe Personen festgenommen, die große Summen Geldes nach Westberlin bringen wollten. In

den hintersten Nischen mancher Gaststätten an den Sektorengrenzen hörte man zur selben Zeit den Ausdruck „Zwischenskurs“. Zuerst konnte sich niemand darauf einen rechten Reim machen. Dann aber erfuhr man, daß wie zufällig im Westen Menschen auftauchten, die einen günstigeren Kurs boten als die Wechselstuben. Aber so zufällig war das nicht, denn solche Ankäufer tauchten auch im Osten auf. Weil das Geld, das durch den Wareneinkauf nach Westberlin ging, immer spärlicher floß, griffen die Hintermänner der Wechselstuben zu einem anderen Mittel. Sie boten bei größeren Beträgen einen günstigeren Kurs, um so das Geld auf direktem Weg nach dem Westen zu holen. Und tatsächlich floß das Geld weiter, und auf Westberliner Banken wurden geheime Konten eingerichtet.

Heiner Schradow ahnte dunkel, daß solche Geschäfte mit der großmännlichen Art Dieter Neumanns zusammenhängen könnten. Die Eifersucht schärfte seinen Verstand. Eher Eifersucht als Pflichtbewußtsein war es schließlich auch, was ihm die Zunge löste und ihn bewog, mit einem Funktionär des Betriebes zu sprechen. Er hütete sich allerdings, über die Zusammenhänge zu reden. Es sei ihm so vorgekommen, als ob da was nicht stimme, sagte er, es sei ihm nur so durch den Kopf gegangen und ähnliche ungewisse Redensarten mehr. Am gleichmütigen Gesicht des Funktionärs erkannte er nicht, ob der die Nachricht für wichtig hielt oder für eine lästige Geschichte, mit der man sich zu allem Überfluß auch noch beschäftigen müsse.

XVII

„Na, hör mal, von ‚Verbindungen‘ zu sprechen, ist doch ein bißchen viel bei einer solchen Geschichte“, hatte der Parteisekretär zu Paul Schradow gesagt, als Paul ihm erzählt hatte, daß sein Sohn mit einem Mädchen von der anderen Straßenseite herumziehe. Er hatte lange mit sich gerungen, bevor er zu dem Entschluß kam, mit der Partei zu reden. Da aber der Sohn jeder Auseinandersetzung aus dem Wege ging, steigerte sich Paul Schradow in einen immer stärkeren Grimm hinein. Er merkte nicht, daß seine Argumente um so weniger nützten, je verbissener und je engherziger sie wurden. Er grub fort

Wort aus der Erinnerung, das Maxe Kowalski zu Irgend einer Zeit über die Kommunisten gesagt hatte. Und je mehr davon in sein Gedächtnis zurückkehrten, um so schärfer wurden die Vorwürfe gegen den Sohn.

„Rede doch selbst mit ihm“, hatte der Parteisekretär noch gesagt, „du wirst doch einen Einfluß auf deinen Sohn haben?“

Dieser verdeckte Vorwurf ließ Paul Schradow keine Ruhe. Doch er kam nicht zu der Einsicht, daß er seinem Sohn zwar viel gepredigt, aber zu wenig mit ihm geredet hatte. Nein, er war zutiefst vom Gegenteil überzeugt. „Was will man da noch machen bei einer solchen feindlichen Haltung“, dachte er verdrossen, und der Gedanke fraß in ihm, daß er es nicht vermocht hatte, seinen Sohn so zu erziehen, wie Paul Schradow es für richtig hielt, zu einem Menschen, „der auf der Höhe seiner politischen und gesellschaftlichen Aufgaben steht“, wie einer seiner Lieblingsausdrücke lautete. Er merkte nichts von dem Eifer, mit dem Heiner bei der Arbeit war, nichts davon, daß der Sohn schon mit zwanzig Jahren wie kaum ein anderer seinen Beruf beherrschte. Paul Schradow war ein anerkannter Fachmann, aber wie nahe ihm der Sohn war, wenn er ihm einen Rat für die Arbeit gab, das wußte er nicht. Immer wieder war es die trockene Starrheit, die ihn nicht vorankommen ließ.

Nun endlich hatte der alte Schradow eine plausible Erklärung für sein Unvermögen, mit Heiner ins Reine zu kommen. Es war der Einfluß der Kowalski-Brut, der ihm den Sohn immer mehr entfremdete! Das war doch sonnenklar! Der Gedanke kam dem alten Schradow nicht, daß Heiner durch den Zwang, Rede und Antwort stehen zu müssen vor dem Gespött eines frischen Mädchens, vor dem man sich nicht blamieren darf, viel rascher mit sich selbst einig wurde als durch alle väterlichen Reden.

Paul Schradow sah keinen Weg mehr zum Herzen seines Sohnes. Und eines Tages fiel das entscheidende Wort: „Ich hab dir eine Frist gegeben“, sagte er in der kleinen Küche, „eine Frist, dein Verhalten zu revidieren“, denn auch dies war eines seiner Lieblingsworte.

Heiner sagte kein Wort und löffelte seine Suppe.

„Aber jetzt müssen wir anders verfahren“, fuhr der alte Schradow fort. „Die Kowalski-Brut kommt mir nicht ins Haus. Renn ihnen nach, den Handlangern der Spitzbäuche, hier ist kein Platz mehr für dich, du ziehst aus!“

Heiner Schradow war schon lange auf dieses Wort gefaßt. Er legte den Löffel auf den Tisch und verließ das Haus.

Auch auf der anderen Straßenseite spitzte sich die Lage immer mehr zu. Die AEG hatte in einigen Abteilungen Kurzarbeit eingeführt. Und obwohl Maxe schon mehr als zwanzig Jahre im Betrieb arbeitete, war auch er unter

denen, die zeitweise aussetzen mußten. „Dieser verfluchte Russenbetrieb in Treptow hat uns die alten Kunden abgejagt“, knirschte er, als er seiner Frau die böse Nachricht überbrachte.

Lauernd beobachtete er die Tochter, die in einer Ecke saß und sich nicht rührte, so, als ob sie die ganze Sache nichts anginge. „Ich bin überzeugt, daß er diese Schweinerei eingefädelt hat“, begann Maxe Kowalski wieder, „er kennt unsere Konstruktionen und ihm ist alles zuzutrauen.“ Er machte eine ungewisse Handbewegung auf die Straße hinaus. „Er arbeitet ja im Russenbetrieb!“ wandte er sich der Tochter zu, und wütend stieß er hervor: „Sie wollen uns die Gurgel zudrücken!“

Als Helga keine Anstalt machte, dem Vater zuzustimmen, fuhr Maxe Kowalski sie an: „Aber das Frollein geht das alles nichts an! Sie wirft sich den Leuten noch an den Hals, die den Vater brotlos machen!“

„Aber Maxe, was kann denn das Mädel dafür“, versuchte Mutter Kowalski einzulenken.

„Keinen Charakter hat sie, deine Göre!“ schrie Maxe außer sich.

Helga zitterte am ganzen Körper; wie um sich zu schützen, zeigte sie dem Vater ein haßentfülltes Gesicht. Da trat Maxe Kowalski schnell auf die Tochter zu und schlug, seiner nicht mächtig, auf sie ein.

Der Bernauer Straße mit ihrem buckligen Pflaster sah man es nicht an, daß sich die Verbitterung zu beiden Seiten immer höher türmte, so hoch, daß es über sie hinweg kein Zusammenkommen mehr zu geben schien.

XVIII

Heiner Schradow und Helga Kowalski gingen wie Traumwandler durch die Tage. Alles trieb einer Entscheidung zu, ihre Liebkosungen wurden drängender, und manchmal lag Ver zweiflung darin. Ihre Zänkereien wurden seltener, aber oft war ein bereites Schweigen zwischen ihnen.

Jetzt, da nichts mehr zu verborgen war, gingen sie wie Liebesleute durch die belebtesten Straßen, miteinander beschäftigt und doch auch immer etwas abwesend, wie Menschen, die mit einem Durcheinander von Wünschen und Empfindungen nicht fertig werden.

An einem Sonnabend waren sie zum erstenmal allein in dem Ballhaus, in dem sie sich zum erstenmal gesehen hatten. Wie selbstverständlich stiegen sie zur Galerie hinauf, wo immer die festen Paare saßen. Wenn sie nicht tanzten, schauten sie versunken in den Saal. Enna Kramer und Dieter Neumann saßen wieder an ihrem Tisch am Rande des Tanzparketts. Helga nahm Heiners Hand und lächelte, als sie sah, daß er während zu Dieter Neumann hinunterschaute.

(Fortsetzung in der nächsten Wochenend-Ausgabe)

Romeo und Julia an Bernauer Straße

von Franz Kain

12

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Der Ansager behandelte die Gäste wie eine große Familie, einmal wandte er sich mit seinen Schnurren an diesen Tisch, dann an einen anderen, und immer fuhren die Paare lachend auseinander, wenn sie merkten, daß der Dirigent der Stimmung die Aufmerksamkeit des ganzen Saales auf sie lenkte. Dann griff der Mann auf dem Podium schließlich zu einer seiner bewährtesten Nummern. Nach einem Tusch forderte er das jüngste Brautpaar zum Tanz auf, „Meine Damen und Herren“, verkündete er großsprecherisch, „in unserem Etablissement verlieben und verloben sich täglich viele. Ich kann aber nicht alle Brautpaare des heutigen Abends berücksichtigen, ich bitte zum Tanz nur das allerjüngste Paar, jenes, das sich wirklich erst in den letzten Minuten kennengelernt hat.“

Heiner und Helga umfaßten sich lachend und sprangen die Stufen zum Tanzboden hinunter. Sie waren die ersten auf dem Parkett, und die Gäste klatschten. Nur eine halbe Runde tanzten sie allein; dann drängten die anderen „Brautpaare“ in den Kreis, darunter solche, die sich in diesem Ballhaus schon ein dutzendmal „gerade in den letzten Minuten“ verlobt hatten. Alle und auch Heiner und Helga kannten diesen Spaß, aber niemand ging ohne Prickeln als erster auf das Parkett.

Das Mädchen hatte das beste Kleid angezogen, und Heiner spürte die weiche heiße Haut seiner Schulter. Helga tanzte so wie damals, als sie mit Enna Kramer durch den Saal gewirbelt war, leicht wie eine Feder und die Augen geschlossen. Aber diesmal mit mir, frohlockte Heiner bei sich, als sie an dem Tisch vorbeitanzten, an dem Erna Kramer und Dieter Neumann Platz genommen hatten. Der Schwarzhäutige blickte ihnen mißmutig nach, und Erna Kramer saß blaß und starr neben ihm.

Später saßen Helga und Heiner eng aneinandergeschmiegt in der Ecke im Dämmerlicht. Sie sprachen kein Wort, und beide schauten sich hinaus, irgend wohin, wo sie allein sein konnten.

„Einen Kirsch noch!“ bettelte Helga, als sie aufbrachen und an der Theke vorbeigingen. Als sie das Glas nahm, sah Heiner Schnadow, daß ihre Hände zitterten, ihre hellen Augen waren

wie verschleiert. Dann gingen sie ganz langsam über den Hof auf die Straße hinaus, und ohne einen Augenblick zu zögern, dem schlafenden Humboldtbaum zu. Auf den Bänken hinter den Büschen saßen die Pärchen. Sie lösten ihre Umarmung nicht, als die beiden vorübergingen und langsam auf den Hügel ausstiegen, der aus dem Park emporwuchs.

Hier hatte im Krieg ein Plakbunker gestanden, und als dann später die Sprengung des Ungetüms mißlang, hatte man auf drei Seiten um den Turm herum Schutt abgeladen, Ziegeltrümmer, Mauerschutt und geborstene Betonklötze zu einem hohen Berg getürmt. Schnell wachsende Sträucher gaben dem Trümmerberg Halt, und heute führen gepflegte, mit schwarzer Schlacke bestreute Wege in Serpentina bis zur Kuppe des Hügels hinauf.

Der Sommer ging seinem Ende entgegen, die Nacht war dunkel. Die Sträucher hingen schwarz über den Weg herein, den Helga und Heiner hinaufgingen. Sie blieben sich an den Händen und waren wie betäubt vom dem Geruch, der aus den Hagelbäumensträuchern vom Hang herunterkam.

Oben war es still und dunkel. Auf einer Seite fällt die Mauer des Plakturmes steil ab, und tief unten poltern die S-Bahnzüge vorüber. Vom anderen Ende der Stadt blinken die roten Lichter des Funkturmes herüber, und im Osten leuchtet das Hochhaus am Strausberger-Platz. Vorn, in der Pflanznis des Tiergartens, liegt die Ruine des alten Reichstages.

Vom Gesundbrunnen herauf strich ein milder Wind. Helga lehnte ihren Kopf an Heiners Schulter, und sie umarmten sich. Wie schmal sie ist, dachte er. Die Lippen des Mädchens waren feucht und frisch wie die eines Kindes.

Jetzt waren sie allein unter einem weiten Himmel, über den langsam die Wolken hinzogen. Alle Bangigkeit schien verflogen. Sie umschlangen sich fest, als ob sie schon immer zusammengehört hätten, und sie spürten ein gemeinsames Schlag der Herzen, daß sie nicht voneinander lassen würden.

XIX

Zur selben Stunde kamen in einer Budike nahe dem Rosenthaler-Platz Paul Schnadow und Maxe Kowalski zusammen. Maxe Kowalski war auf dem Heimweg gewesen, aber das Stimmengewirr, das da aus der Wirtschaft kam, lockte ihn, und er trat ein, um noch eine Molle zu trinken.

Gleich an der Tür stand an einem kleinen Tisch Paul Schnadow. Maxe wollte an ihm vorbeigehen, aber er sah auf den ersten Blick, daß weiter hinten kein Platz mehr frei war. Auch auf dem Tisch, an dem Paul Schnadow stand, waren die leeren Gläser noch nicht abgeräumt, die Gäste mußten eben erst das Lokal verlassen haben. Einen Augenblick überlegte Maxe Kowalski, ob er nicht besser wieder gehen sollte, aber dann stellte er sich an den Tisch zu Paul Schnadow. Die beiden hatten sich sofort erkannt, aber sie grüßten einander nicht. Weit suchten sie die Zeit zurückzudrängen, da sie gemeinsam gearbeitet und gekämpft hatten, und einer dachte vom anderen: Das fehlte gerade noch, ausgerechnet dem zu begegnen.

Als Maxe Kowalski das Bier bestellte und einen tiefen Schluck genommen hatte, begann Paul Schnadow zu reden. Aber wie er auch mit sich kämpfte, er begann kein wirkliches Gespräch mit seinem Nachbarn.

„Ist zu saufen, das ‚Ostbier‘, was?“, fragte er hämisch.

„Für die Nieren ist es gut, man kann leichter pissen“, antwortete Maxe Kowalski, froh darüber, daß der andere ihm Gelegenheit gab, sich hinter bissigen Redensarten zu verschansen.

Sie schauten sich nicht an, und jeder tat so, als ob er seine Bemerkung eigentlich nur für sich selber gemacht hätte. Dabei saßen sie darüber nach, mit welchen wuchtigeren Hieben sie einander bedenken könnten.

„Ihr macht euch gesund bei uns mit Bier und Schnaps und Eisbein“, begann Paul Schnadow wieder.

„Wie bei einem Medizinstudenten“, knurrte Maxe Kowalski.

„Ihr wart längst fertig ohne uns“, sagte Paul.

„Am Gesundbrunnen sieht man's ja, wer wen braucht“, trumpfte Maxe auf, aber da gehen sie ja nicht hin, die Mustergenossen, sonst würden sie sehn, was die Leute alles kaufen!“

„Mir genügt's, wenn ich sehe, wie ihr Westsektoraner hier bei uns schmarotzt“, gab Paul Schnadow zurück.

„Den verhungerten Westlern soll doch geholfen werden, mein ich“, fragte Maxe spöttisch.

„Aber nicht so, daß sie sich bei uns mästen und drüben kuscheln!“

„Von Kuschen will ich lieber nicht reden.“

„Ja, ihr kuschelt euch vor den Spitzbäuchern!“ sagte Paul.

Dies war die erste halbe Anrede, die er dem ehemaligen Freund gab.

„Mein lieber Mann“, begann jetzt Maxe, aber er brach sofort ab. Es hat keinen Sinn, mit denen zu reden“, fuhr er ihm durch den Kopf, und er schwieg verbissen. Sie standen sich gegenüber, und so sehr sie sich auch dagegen sträubten, sie fühlten sich stark zueinander hingezogen. Sie hatten sich jahrelang nicht mehr gesehen, und jeder hatte seine Sorgen, über die er gar nicht ungern mit dem anderen gesprochen hätte. Aber ihre Herzen waren durch die Trennung hart geworden und ihre

Gedanken starr und rechthaberisch. Alles Uebel und alle Gegensätze an der Bernauer-Straße schürzten sich in ihnen zu einem Knoten, der knete und würgte. „Er wird weich!“ hätte einer von dem anderen gedacht, wenn sie sich im Gespräch entgegengekommen wären. Und so gingen sie weiter mit giftigen Redensarten aufeinander los.

„Die Russenbetriebe sind für uns schlimmer als die eigenen Unternehmen“, grollte Maxe Kowalski, der den Vorwurf des Kuschens nicht auf sich sitzen lassen wollte.

„Das laßt ihr euch einreden, das plappert euch die Direktion vor!“ gab Paul Schnadow zurück.

„Das Russenwerk in Treptow macht uns Schmutzkonkurrenz“, begann Maxe wieder.

„Unser VEB?“ fragte Paul Schnadow. „Das haben sie euch wohl gar nicht gesagt, daß es schon längst keine ‚Russenbetriebe‘ mehr gibt!“

„Jacke wie Hose“, sagte Maxe Kowalski ärgerlich. „Freiheit gibt's da und dort keine!“

Jetzt lachte Paul. „Die Freiheit, auf die Straße zu fliegen, gibt's bei uns nicht mehr! Ist's euch darum leid?“

Kowalski zuckte zusammen. „Ihr drückt uns den Hals zu!“ sagte er vorwurfsvoll. Paul hörte den Ausspruch aus der anderen Stimme, und ein Instinkt sagte ihm: „Jetzt könntest du ihn packen!“ Gleichmütig aber fragte er: „Arbeitslos?“

Maxe antwortete nicht. Sein Schweigen war nicht mehr trotzig, nur noch bekümmert. Paul Schnadow kämpfte noch einmal einen Augenblick mit sich selbst. „Redest du jetzt mit ihm?“ fragte die eine Stimme, „sagst ihm vielleicht, er soll's bei uns versuchen?“ Aber die andere Stimme widersprach: „Er hat's ja wissen müssen, was es heißt, sich an die Kapitalisten zu hängen! Paul, das hast du doch immer gesagt, daß der Westen zusammenbricht. Das ist jetzt noch ein Beweis. Du hast recht gehabt!“ Und nun das Gefühl, recht behalten zu haben, war stärker als die Anteilnahme am Geschehnis des anderen. Tausendmal diskutiert, tausendmal agitiert und jetzt der Beweis! fuhr es ihm durch den Kopf. Triumphierend sagte er, und dabei sprach er Maxe Kowalski an: „Da hast du's jetzt! Euch müßte der Brotkorb ja noch viel höher gehängt werden, damit ihr endlich wißt, wie die Uhr geht!“

„Paul!“ sagte der andere gequält, aber Paul Schnadow hörte nicht, daß er von Maxe nach langen Jahren wieder beim Vornamen genannt wurde, er dachte nur: „Jetzt wird er zu Kreuze kriechen!“

In diesem Augenblick lösten sich einige Männer von dem Knäuel an der Theke und kamen auf die beiden zu, die sich stumm am Tisch gegenüberstanden. Einer davon war ein Nachbar aus der Bernauer-Straße. „Sieh mal an!“ rief er gutmütig spottend, „die Schwiegerväter!“, denn er hatte von der seitlichen Liebesgeschichte munkeln gehört.

(Fortsetzung in der nächsten Wochenend-Ausgabe)

Romeo und Julia

Bernauer Straße

von
franz Kain

13

Copyright by Aufbauverlag, Berlin.

Da kroch eine kalte Wut in Maxe Kowalekis Gehirn. Jetzt hatte er zum Schaden auch noch den Spott; daß er die Götze nicht fest in die Hand nehmen konnte, war also schon in aller Munde. Und verblüffender denn je, führte er sein ganzes Unglück auf Paul Schradow zurück. Der Lump macht sich noch lustig über mich', knirschte er innerlich, dabei ist er betäubt an meinem Elend, er arbeitet im Russenbetrieb, der uns die Kunden abjagt! Und diese Leute machen dir auch noch die Tochter abspengig, das einzige, was du noch hast, seit der Sohn nicht aus dem Krieg heilgekehrt ist! Er sah den Mann der anderen Straßenseite, um den er gerungen hatte, Tag und Nacht, viele Jahre lang, lebhaft vor sich, zum Greifen nahe. Dieses Gefühl trieb die letzten guten Gedanken aus ihm heraus. Ehe ihn jemand hindern konnte, griff er blitzschnell nach dem massiven Bierglas und schlug damit auf Paul Schradow ein, der sofort zusammenbrach.

Maxe Kowalski wurde grau im Gesicht, und als die Volkspolizei kam, ließ er sich willenlos abführen.

XX

Fest umschlungen kamen Heiner Schradow und Helga Kowalski den Weg vom Hügel herunter. Der warme Wind bewegte leise die Zweige der Sträucher, und von den Wiesen im Park stieg ein herber Duft auf. Die jungen Leute blieben immer wieder stehen und schauten sich an, als ob sie sich heute zum

erstenmal gesehen hätten. Jubel und Traurigkeit schmolzen zu einem Gefühl zusammen, das sie einhüllte wie ein wärmender Schleier.

Sie spürten, daß sie jetzt eine Entscheidung gesetzt hatten, die schwere Entschlüsse von ihnen verlangen würde.

Sie gingen traumverloren durch die Anlagen und hüteten sich, den kürzesten Weg zur Brunnenstraße einzuschlagen. Bevor sie ins Licht der Straße kamen, preßten sie sich noch einmal fest aneinander.

Sie überquerten die Straße, um über den großen leeren Platz in die Bernauer zu gelangen. Obwohl der mackte Platz finster war und die Ziegeltrümmer der verschütteten Fundamente wie Fußangeln, kam ihnen der Platz vor wie eine weite Wiese. Sie hörten den Straßenlärm gleichsam von einem anderen Ufer herüberrauschen. Auch der neugierige Schein der Straßenlaternen drang nicht bis zu ihnen, und sie fühlten sich von der Dunkelheit eingehüllt und in ihr geborgen.

Als sie sich der Bernauer Straße näherten, sahen sie eine Gestalt auf sich zukommen. Dann stand Erna Kramer vor ihnen. Sie war bleich, und ihr Gesicht schien um Jahre gealtert.

„Sie haben Dieter verhaftet“, sagte sie mit tonloser Stimme, „und das ganze Geld haben sie auch geschmuggelt.“

„Welches Geld?“ fragte Helga und lehnte sich fester auf Heiners Arm.

„Ein Fabrikant aus der Zone hat ihm zwanzigtausend Emm gebracht. Er hat Zwischenkurs gehandelt“, antwortete Erna, und sie ging mit wankenden Schritten in die Nacht hinein.

Die beiden standen bestürzt und jäh aus ihren Träumen gerissen. Heiner Schradow gab die Nachricht Erna Kramers zwar eine grimmige Genugtuung, aber zugleich auch rückte sie den Ernst ganz nahe heran an die dunkel rauschende Stunde. Für das Mädchen war die Neuigkeit eine schmerzende Bestätigung der Unruhe und der Gefahren der Bernauer, die sie alle fest in den Fäusten hielt.

Ohne es recht zu wollen, nur von einem unbestimmten Gefühl getrieben, daß jetzt nicht die Zeit sei, sich zu trennen, gingen sie zur Swinemünder Straße hinauf. Die mächtigen Baumkronen verbargen die Häuserfronten, und leise rauschte der Sommerwind. Dichte Büsche hoben sich wie schwarze Schöpfe von dem fahlen Kiesboden ab. Die Pfade verschlangen sich zu unübersichtlichen Schleifen, und den beiden waren sie wie ein Labyrinth. Sie setzten sich auf eine Bank, umschlangen einander und saßen kein Wort.

Später liefen sie zum Arkonaplatz hinunter, und sie waren so in Gedanken versunken, daß sie nicht merkten, wie sie dabei die Bernauer Straße überquerten. Die Wege unter den Kastanienbäumen lagen verlassen, und aus den Fenstern der Häuserfronten fiel kein einziger Lichtstrahl. Sie gingen um den Platz herum, durch finstere Gassen hinauf und hinunter, und wo die Zeile der Häuser durch eine Lücke unterbrochen war, sahen sie auf einem der Türme der Stadt ein rotes Licht blinken, das einsam im Nachthimmel stand.

„Wir tanzen immer um die Bernauer herum“, sagte das

Mädchen leise, als sie auf ihrer Wanderung abermals auf die Grenzstraße stießen.

Sie fröstelten, als sie an Helgas Wohnhaus kamen. Dort kuschelten sie sich in eine Ecke des Durchganges zum Hinterhof. Kühl wehte es von den Mauern herüber.

Der Schlüssel knarrte, und Helgas Mutter stand vor ihnen. Sie hatte eine Tasche in der Hand. Das Mädchen hielt sich an Heiners Arm fest. „Du?“ fragte es erschrocken. „Jetzt?“

Da sagte die Mutter leise, und sie setzte dabei die Tasche ab, um das Kopftuch zu binden: „Den Vater hat die Volkspolizei verhaftet.“

Heiner Schradow spürte, wie das Mädchen von ihm zurückwich.

„Er hat einen niedergeschlagen“, fuhr Mutter Kowalski stotternd fort, und als sie leise hinzufügte: „Den Paul Schradow“, standen Heiner und Helga wie vom Blitz getroffen.

Sie vermied es, Heiner Schradow anzusehen, und sagte, während sie schon auf die Straße hinaustrat: „Und jetzt geh ich zum Präsidium am Alexanderplatz.“ Das Mädchen wollte sie begleiten, aber die Mutter winkte ab. „Laß nur, Mutter Schradow kommt mit mir, wir gehen zusammen.“ Sie fuhr sich über die Augen und ließ die beiden allein. „Was sollen wir jetzt tun?“ fragte Helga.

„Gehen wir“, sagte Heiner Schradow nur. Sie traten, noch unschlüssig, auf die Straße hinaus. Da legte Heiner Schradow seinen Arm fest um die Schultern des Mädchens, und jetzt überquerten sie langsam, doch ohne Zögern in südlicher Richtung den Damm.

In diesem Augenblick bog ganz oben ein Auto in die Bernauer ein. Es ging ein kleines Leuchten über die Straße, die ein Berliner Arbeiterviertel in zwei Teile trennt.

ENDE

Neue 2017 Sonntag/sonntag, 22.12.1956 An. Wiedende

Presse

13. Februar 1954

'Umgedichteter' Shakespeare Anno 1955

Milo Dor und Reinhold Federmann: „Romeo und Julia in Wien.“ Roman. Verlag Kindler & Schiermeyer, München.

Gewiß verlockend, die Fehde der Capulets und Montagues in unsere Zeit zu transponieren, aus dem alten Capulet einen Obersten der Sowjetarmee Kapulowski und aus Romeo einen Korrespondenten der „New York Tide“ zu machen, den sein unheilvolles Los in die Arme der TASS-Korrespondentin Julia treibt. War man einmal so weit, dann konnte es keinen anderen Schauplatz mehr geben, als dieses Wien von 1954, in dem die Viermächte-Militärpolizei zwischen alten Palästen umherfährt.

Schon der Film „Romeo und Julia“ hat bewiesen, daß die „Story“ von Shakespeare nicht umzubringen ist. Was uns in Technicolor erschütterte, geht uns auch in der Darstellung der beiden Autoren nahe, die übrigens schon oft bewiesen haben, daß sie zu erzählen verstehen. Sie „unterspielen“ bewußt in diesem Roman, sind zynisch und karg, wenn wir Gefühle erwarten, und erreichen gerade damit die nachhaltigste Wirkung. Mit raffinierter Treue wiederholen sie die von Shakespeare geknotete Tragödie, übertragen mit geschickten Tricks die Scheintod-Geschichte in das zwanzigste Jahrhundert — völlig glaubhaft, übrigens — und lassen den Bruder Lorenzo, alias Hofrat

Lorenz, zum negativen Helden des Buches werden, der zum Symbol aller jener wird, die verurteilt sind, zwischen zwei Fronten zu leben.

Daß es die Autoren versuchen, selbst bis ins kleinste Shakespeare zu wiederholen, bringt die Geschichte manchmal an den Rand des Lächerlichen. So etwa in der großen Liebeszene, da aus der Lerche und der Nachtigall die erste Straßenbahn und der Fernläster werden. Es fragt sich, wie weit eine „modernisierende Nachdichtung“ gehen darf; es läßt sich am Ende auch kaum sagen, ob es die Darstellung der Autoren ist, die uns erschüttert und in Spannung hält, oder die unsterbliche Geschichte Romeos und seiner Julia!

In die Kolportage sind die beiden Autoren, Gott sei Dank, nur selten abgeglitten. Jeder Charakter lebt, und selbst der Bösewicht Tybalt (Hauptmann Tubaljaw) hat noch unser finsternes Verstehen. Manche Szenen, wie etwa die Introduktion (der Ball bei den Capulets ist durch eine Pressekonferenz ersetzt), sind von gespenstischer Echtheit.

Die Frage, ob man klassische Werke „umschreiben“ darf, ist an Hand dieses Romans nicht zu beantworten: so ernst zu nehmen ist er nun wieder nicht. Wer sich aber an den Künsten und Tricks der Autoren erfreuen kann, der wird das Buch mit Vergnügen zu Ende lesen.

K. E.

Presse 13. Feb
1954

Der Bücherspiegel

„Gefährliche Grenzen“

Lothar Rendulic: „Gefährliche Grenzen der Politik“ (334 Seiten). Pilgram-Verlag, Salzburg.

Daß Soldaten auf die politische Bühne wechseln oder gleichzeitig mit dem Militärapparat auch den Staatsapparat beherrschen, ist kein Phänomen unserer Tage. Eisenhower in Amerika und Bulganin in der Sowjetunion setzen nur eine Tradition fort, die so alt ist wie die Geschichte selbst. In den ältesten Zeiten, im klassischen Altertum und in allen Jahrhunderten bis zum Anbruch der Neuzeit war die Identität von Staatsmann und Heerführer geradezu die Regel. Daraus folgt aber nicht, daß jeder General auch ein guter Politiker sein muß.

Ein pensionierter Generaloberst unserer Tage, Lothar Rendulic, der „37 Jahre lang als Soldat in den Heeren von drei Staaten gedient hat“, beschert uns, weil er sich zum Politiker berufen fühlt, statt der üblichen Memoiren ein „Lehrbuch“, das angeblich „einem inneren Bedürfnis der Zeit“ entsprechen soll. Warum sich Rendulic entschloß, Schriftsteller zu werden, ist nicht auf den ersten Blick hin festzustellen, denn er kommt uns, im Gegensatz zu den meisten seiner Branchenkollegen, auf philosophisch. Man merkt die Absicht erst, wenn man die pseudowissenschaftliche Entrada glücklich verdaut hat, und wird dann rasch verstimmt. Die langatmigen Exkursionen über das menschliche Denken, das Walten des Schicksals und das Wesen des Entschlusses entpuppen sich nämlich als Introduction zu einem psychologisch verbrämten Rehabilitierungsversuch für die Politik des „Dritten Reiches“.

Die Theorie, die Rendulic in den verschiedensten Varianten abwandelt, läuft, kurz gesagt, auf die Negierung jeglichen absoluten Wertes hinaus. Moral, Freiheit, Recht sind ihm lediglich zeitbedingte Begriffe, die die Politik ihren jeweiligen Bedürfnissen anpaßt. Und von den Behauptungen, es lasse sich philosophisch und historisch der Beweis dafür erbringen, daß es keine Begriffsbestimmung für Gut und Böse gebe, der absolute, allgemeingültige Richtigkeit zukomme, und daß „die Freiheit etwas Relatives und ihr Inhalt unbestimmbar ist“, ist nur ein kurzer Weg zu dem Schluß, daß es niemandem zustehe, über den Nationalsozialismus zu Gericht zu sitzen,

leiten, eine gefährliche Grenze zu überschreiten, als er glaubte, mit seiner pseudowissenschaftlichen Rehabilitierung des Nationalsozialismus einem „inneren Bedürfnis unserer Zeit“ zu entsprechen.

Romeo und Ninotschka

Milo Dor und Reinhard Federmann: „Romeo und Julia“ in Wien. Verlag Klinger und Schlemmer, München.

Die beiden Wiener Autoren Milo Dor und Reinhard Federmann sind auf den reizvollen Einfall gekommen, das Geschehen von Shakespeares „Romeo und Julia“ in das verteilte Wien von heute zu verlegen. Romeo heißt mit Zunamen Wilson und ist amerikanischer Zeitungskorrespondent, Julia Mischkin arbeitet für die TASS. Liebesgeschichte, Absprung, Mißverständnis und tödliches Ende — alles ist Shakespeare genau nachkonstruiert. Aus dem Lorenzo von einst wurde ein Hofrat Lorenz, nur der Name Prohaska findet sich bei Shakespeare relativ selten. Wie man sieht, können die feindlichen Familien von Verona ohne Schwierigkeit durch die feindlichen Völkerfamilien des Kalten Krieges ersetzt werden. Wenn man also gerade rasch einen Roman für eine illustrierte schreiben soll und keinen anderen Einfall zur Hand hat, findet sich bei Shakespeare gewiß immer etwas Passendes. Und nur das konnten die beiden Autoren beweisen

Es kommt auf das gleiche heraus, ob man die Demokratie offen ablehnt oder ihre Grundlagen erschüttert, in dem man bewußt den Glauben der Völker an überzeitliche Ideale zerstört.

Mehr gelang ihnen allerdings nicht. Dem unverwundlichen Alten haben sie wohl das Räuspern und Spucken abgesehen, aber nicht das, was seinen Werken den Lebensatem verliehen hat. So sehen wir nun zwar das dramaturgische Gerüst, das sich in Alt-Verona bewährt hat, im heutigen Wien erfolgreich neu aufgeschlagen, aber was sind das für flachbrüstige, schattenhafte Menschen, die auf ihm herumturnen! Nirgendwo interessiert uns ein Charakter, nie erfahren wir mehr als das banalste Oberflächengeschehen, und überdies ist der ganze Vorgang in einem kurzatmigen Trab von undifferenzierten Miniaturätzen erzählt, ohne allen Atem und ohne Ausdruckskraft. Wenn man beweisen wollte, daß sich die Shakespeare-Tragödie in unsere Zeit transponieren läßt (woraan man ohnedies niemand zweifelt), hätte man sich ruhig ein wenig mehr Mühe geben dürfen, diese dürftigen Schemengestalten zu wirklichem Leben zu erwecken. Wie uns das Buch vorliegt, fehlt ihm zur Nachfolge Shakespeares nichts, außer allem.

o. f. b.

Ein großer österreichischer Maler

Boeckl — 17 Zeichnungen, 51 Bilder. Metten-Verlag, Wien.

Obwohl dieses Buch schon vor einigen Jahren erschienen ist, kommt ihm jetzt eine gewisse aktuelle Bedeutung zu, da einerseits die Seckauer Fresken des Meisters immer mehr das allgemeine Interesse finden, andererseits sein Werk bei der in der österreichischen Galerie in Durchführung begriffenen Neuordnung stark herausgestellt wird. Vier „Interpretationen“ sind dem Bildteil vorausgestellt, von denen die aus der Feder von Otto Benesch stammende als sachlich wertvollste und instruktivste zu bezeichnen ist, während die folgenden Aufsätze von Gütersloh, Mauer und Tasquill mehr feuilletonistischen Charakter haben, als daß sie über den Künstler orientieren.

Seinen eigentlichen Wert verdankt aber das Buch seinen Bildern. 68 großformatige Schwarzweißtafeln vermitteln das bis ungefähr 1945 entstandene Werk Herbert Boeckls und finden, obwohl es sich um technisch einwandfreie, sogar jeden Pinselstrich erkennen lassende Reproduktionen handelt, in acht Farbtafeln eine sehr willkommene Ergänzung, da ja Boeckls Arbeiten auf der Farbe aufgebaut sind und von ihr ihre besondere Wirkung beziehen.

Auf jeden Fall ist diese auch typographisch sehr sauber gemachte Publikation über diesen vielleicht bedeutendsten österreichischen Künstler zu begrüßen, da damit endlich einmal ein Lebender seine als repräsentativ zu bezeichnende Darstellung findet.

M.

Kurz betrachtet

Der Aquarellsommer

Othmar Franz Lang, den der Theodor Körner-Stiftungsfonds im Vorjahr mit einem Förderungspreis bedachte, nennt seinen jüngsten Roman (bei C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh) „Der Aquarellsommer“. Er läßt ihn zwischen Salzburg, München und überall spielen, wo ein junger Maler Inspiration und aparte Frauen findet. Der Roman des jungen Wieners ist keine handfeste Arbeit, die uns, dramaturgisch gestrafft, durch eine starke Handlung packen will. Hier plaudert ein spritziger Feuilletonist auf seine besondere Art: spielerisch, schwerelos, geistreich und amüsant. Kokette Einfälle werden marmeladig bis in die letzte Nuance

Meister der Historiographie

Die moderne Zeit hat die Historiographie diskreditiert, weil sie in ihr vielfach nur ein Instrument der Tagespolitik erblickte. Nationalismus und Ideologie bemächtigten sich der Geschichtsschreibung und verdrängten den Forscher durch den Propagandisten. Für einen Ranke oder Jakob Burckhardt wäre im 20. Jahrhundert kein Platz gewesen.

Um so mehr verdient das Unternehmen des G. B. Fischer-Verlages (Berlin und Frankfurt am Main) Anerkennung, im Rahmen seiner „Bibliothek der Weltgeschichte“ Meister der Historiographie der Vergessenheit zu entreißen und ihr Werk in geschmackvoll-künstlerischer Aufmachung auch unserer Generation zugänglich zu machen. Vor uns liegen drei Bände dieser Serie, die, jeder in seiner Art, bisher kaum würdige Nachfolger gefunden haben.

Eine gekürzte Ausgabe des Standardwerks des berühmten französischen Historikers, Dichters, Schriftstellers, Philosophen, Naturwissenschaftlers und Kritikers Hippolyte Taine, „Die Entstehung des modernen Frankreich“, serviert uns die Vorgeschichte, Ursachen und den Ablauf der Französischen Revolution sowie den Aufstieg Napoleons wie einen fesselnden Roman. Geschichtsschreibung ist hier voll-

aufgehe... Der Wind gehet gen Mittag und kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, wo er anfang... Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, wo sie herfließen, fließen sie wieder hin." Unter diesem Motto ließ Ernest Hemingway 1926 in den

Mixspitzger Feder

von Herbert Sandberg



GEORGE BERNARD SHAW

„Ab und zu schaue ich ganz gern in den Spiegel, doch lieber noch halte ich ihn jemand vor!“ könnte G. B. S., der große Spötter und bedeutendste Dramatiker der Generation vor Brecht, gesagt haben, der am 26. Juli 100 Jahre alt geworden wäre (94 wurde er wirklich). Doch „Wenn eine Sache komisch ist, durchsuche sie nach einer versteckten Wahrheit“, hat Shaw gesagt, neben so vielem Wahren, Heiteren und Klugen, daß man ein Buch füllen könnte nur mit trefflichen Sentenzen aus seinen Stücken oder den Vorreden dazu. Was Thomas Mann in einer Gedenkrede im Jahre 1950 über ihn gesagt hat, sei hier angeführt:

„Anti-Bourgeois durch und durch, mit der marxistisch-revolutionären Parole: „Anti-Bourgeois aller Länder, vereinigt euch!“, war er nach seinem moralischen Empfinden und seiner Lebensführung durchaus bürgerlich, ja puritanisch. Der Gegensatz zum Bourgeois war ihm nicht der Bohemien, sondern der Sozialist. Eines seiner Stücke nennt er „Ein leichtes Spiel mit schweren Dingen“. So hätte er seine sämtlichen Schriften nennen können, und ich gebe mir zu bedenken, ob es nicht vielleicht die Definition aller zukünftigen Kunst ist und ob nicht Shaw der lachende Prophet einer vom Tragischen emanzipierten und entdüsterten Menschheit war.“

bild aller revolutionären Kämpfer. Im Tal in Ostschansi, das zum Nationalheiligtum erklärt wurde, errichteten chinesische Soldaten, Arbeiter und Künstler dem kanadischen Arzt ein Grabmal. Jedes Jahr am dreizehnten November ehrt das befreite China das Andenken des Mannes, dem die 8. Armee in ihrem nationalen und sozialen Befreiungskampf den Aufbau eines leistungsfähigen Sanitätsdienstes zu verdanken hatte. Im Januar 1938 auf der „Empress of Japan“ von Vancouver nach Hongkong gelangt, hatte Bethune auf Schleichwegen das Hauptquartier in Yenan erreicht und war von Mao Tse-tung zum Chefarzt der 8. Armee ernannt worden. Er hatte sich zu den Partisanen des Generals Nieh entsenden lassen und dort, hinter den japanischen Linien, Ärzte und Pfleger ausgebildet. Musterlazarette eingerichtet und selbst unermüdlich, nicht selten im Kugelregen, die Verwundeten operiert. Er starb an den Folgen einer Infektion, die er sich beim Operieren in Frontnähe zugezogen hatte.

IV.

Wenn wir hier Bethune als den positiven Helden aus der verlorenen Generation bezeichnen, so definieren wir freilich nicht seine ganze Persönlichkeit in ihrer geschichtlichen Bedeutung. Bethune bekämpfte die Tuberkulose als einer der berühmtesten Thoraxchirurgen Amerikas. Er verbesserte und erfand zahlreiche Instrumente und Methoden zur chirurgischen Behandlung der Tuberkulose; und er widmete sich auch der Auf-

logischen, sozialen und politischen Faktoren, die Bethunes beispielhafte Entwicklung bestimmt haben, nachdem er in der Mitte seines Lebens einen Endpunkt bürgerlicher Daseinsverfälschung erreicht hatte. In einem Vorwort, in dem die beiden Autoren die Entstehungsgeschichte ihres Buches erläutern, heißt es: „Einer von uns, Ted Allan, war eng mit Bethune befreundet und erlebte gemeinsam mit ihm den Verzweiflungskampf der spanischen Republik. Sydney Gordon begegnete ihm nur einige Male in Montreal, verfolgte aber Bethunes Laufbahn mit großem Interesse. Wir waren daher in der glücklichen Lage, die Einblicke eines vertrauten Freundes mit der Sachlichkeit eines entfernten Beobachters verbinden zu können.“ Auf diese Art konnte ein Buch entstehen, in dem der positive Held aus der verlorenen Generation in der ganzen Widersprüchlichkeit seiner Entwicklung bis ins Innerste glaubwürdig wird. Der fatalistische Todeskandidat Bethune liest auf seinem Krankenlager ein Fachbuch über Thoraxchirurgie, die damals in Amerika noch in den Kinderschuhen steckt, besteht darauf, daß man ihn operiert, und setzt in der Folge Pneumothorax und Rippenresektion in den angesehensten Krankenhäusern der Vereinigten Staaten und Kanadas durch. Der Kampf gegen die Tuberkulose stellt ihn bald vor sozialhygienische Probleme und vor die Grundproblematik der Klassengesellschaft überhaupt. Das Berufsethos des medizinischen Spezialisten schlägt um

Der Schacht in der Weizenmiete

(Fortsetzung von Seite 1)

sagte, brüchig die Stimme: „Hab Achtung vor dem hier. Es lebt. Seit einer Stunde lebt es.“

Sie kniete wieder und hielt die Hände schützend über den Leib gefaltet, unterm Brustbein den Faustdruck der Angst.

„Was du nicht sagst... Hast also den Bauch schon voll...“ Seine Zunge, dick und rissig, beleckte den Bart.

Lydia faßte an ihr Kinn, als suche sie dort Halt.

Er zog die fleischige Nase kraus und leckte sich Barthaare in das dunkle Mundloch!

Lydia murmelte: „Geh du, sonst...“ Sie griff nach vorn, wollte die zwei Weizenbunde von der Schachtoffnung ziehen, behutsam, als wären die Bunde etwas Zerbrechliches, ließ es sein, und die Hände blieben vor ihr wie erstarrt, und sanken dann plötzlich in ihren Schoß.

Sein flatternder Blick huschte von den Händen zu Lydia, und hin und her huschten sie.

Lydia sagte, die Lippen fast unbewegt: „Geh, ich warne dich!“

Einmal dachte sie: Es hat doch geholfen.

Aber dann, langsam und drohend und zentnerschwer kroch er auf Lydia zu. Sie sah, wie sich der Schweiß zwischen seinen Augenbrauen zu Tropfen rollte. Sie hörte ihn keuchen: „Weit und breit ist kein Mensch.“

Er hatte den Schacht erreicht. Er richtete sich auf. Über den Schacht hinweg griff er nach ihr. Sie stieß die Hände von sich. Sie suchten Halt auf den zwei Weizenbunden, die fortsanken und plötzlich nicht mehr da waren.

Lydia schrie gepreßt, und ehe sie aufsprang, war der Verwalter in den Schacht gestürzt, mit dem Kopf voran, ohne einen Schrei, ganz lautlos.

Lydia preßte die Hände gegen den Mund. Sie starrte in den Schacht. Sie sah nichts. Sie hörte nichts. Sie dachte: die Leiter.

Sie kletterte hinab, verbarg die Leiter im Gebüsch und hockte dann am Rande des Waldes.

Sie fühlte ihr Herz unter der Brust. Es schien ihr rau und spröde wie ein ausgetrockneter Schwamm. Hinter ihrer Stirn war kein Gedanke, und ihr Blick, leer und blaß, war auf die Weizen-

miete gerichtet und füllte sich allmählich mit irrer Angst.

Nach Minuten, die Jahren glichen, die um Mund und Augen Zeichen ritzen und die Haut angrauen wie das Alter, zerknarrte ein Erntewagen die Stille.

„He, was machst du hier unten!“ schrie der Kutscher. „Hast gedacht, der Verwalter kommt, was? ... Hast falsch gedacht, meine Liebe. Der ist weg, in die Stadt gefahren. Es ist, wie ich's sage. Los, mach dich hoch. Die Miete soll fertig sein bis zum Abend. Ihr Weiber habt's gern, alle habt ihr's gern. Ich weiß, ich weiß... Aber es muß der Richtige sein, was? ... Nun, mach schon! Die Miete muß fertig sein bis zum Abend.“

Der Kutscher, ein kleiner breitschultriger, krummbeiniger Mann, der viele Jahre seines Lebens auf Pferderücken zugebracht hatte, achtete nicht auf Lydia, die zusammengekauert, grau und wie verwundet im Waldschatten hockte. Er steuerte auf das Gebüsch zu. Er wußte den Platz der Leiter. Er hatte sie lange, bevor die Miete errichtet werden sollte, auf Befehl des Verwalters dorthin geschafft.

Er legte die Leiter an. „Nun mach doch endlich“, schimpfte er. „Pack das Zeug und fertig ist die Hundehochzeit!“

Lydia kletterte hinauf, mühsam Sprosse für Sprosse. Sie wankte am Schacht vorbei und warf die ersten Weizenbunde, die auf die Miete segelten, dorthin, wo der Schacht in die Tiefe führte. Sie wollte so ihr Unglück verdecken.

„Bist du des Teufels“, schrie der Kutscher. „Pack erst die Ränder, wie's sich gehört!“

Und Lydia packte und packte. Wagen rollten heran. Und als der Abend aus den Waldrändern rückte, war die Miete sechs Meter hoch und der Schacht tief im Innern der Miete verborgen...

★

An jenem Abend lief Lydia über die Felder, der Sausenke zu und schmeckte nicht die Würze der Luft und sah nicht den Abendbrand, der die Birken rötete. Sie lief, und ihr Blick war eng, wie die Angst ist.

Lydia kroch in die Höhle am Wall. Als Bastian kam, hockte sie in der dunkelsten Ecke, krumm und grau. Bastian trug sie ans Licht. Er fand in

Carl Andriessen
Lothar Creutz

Ted Allan / Sydney Gordon: *Arzt auf drey Kontinenten*. Deutsch von Eduard Klein. (5. Auflage.) Verlag Volk und Welt Berlin 1956. 476 S., Ganzleinen, 7,80 DM.

Ted Allan and Sydney Gordon: *The Scalpel, The Sword*. The story of Dr. Norman Bethune. (Panther Books) Paul List Verlag Leipzig 1956. 395 S., Broschur, 2,85 DM.

FRANZ KAIN

Romeo und Julia an der Bernauer Straße

Erzählung. Aufbau-Verlag 1955. 95 S., Pappband, 3,60 DM.

Diese Erzählung ist nicht der erste Versuch, die Spaltung Deutschlands und, wie hier, seiner Hauptstadt als literarisches Thema zu gestalten. Aber merkwürdig ist, daß eine der besten Lösungen mit dieser Erzählung ein Österreicher vorlegt, der allerdings aus jahrelangem Aufenthalt in Berlin die Verhältnisse kennt — und die Menschen, deren Unbekümmertheit, Überlegungen, Absichten und Reminiszenzen in politischen Fragen. Die Gestalten, mit denen Franz Kain bekannt macht, bewegen sich nicht bloß vor einem exakt geschilder-

ihren Augen den Angstblick des Todes, und ihm war's, als zwänge sich eine Faust durch seinen Hals, um ihm das Herz abzureißen.

In der Nacht hörte er Lydia stöhnen: „Laß mich, du Rüde... Ich stoß dich hinab!“ Bastian stockte der Herzschlag...

Doch nie hat einer erfahren, welche Gedanken sich in dieser Nacht durch Bastians Hirn wandten. Er ging mit Lydia ins Dorf. Er heiratete sie. Er erschien vor seinem Herrn und verlangte Lydias und seinen Lohn.

Der Herr sagte: „Warte, bis wir ausgedroschen haben... Der Lump hat mir die Kasse ausgeraubt und noch mehr.“

Der Lump war der Verwalter. Er hatte Schulden hinterlassen.

Viele waren überzeugt, daß er der Schulden wegen das Weite gesucht hatte.

Andere sagten: „Er ist an Weiberrücken zugrunde gegangen... An dem, was der Mensch am meisten liebt, geht er zugrunde. Der eine an fettem Fleisch, der andere an Schnaps und solche, wie der Verwalter, an Weibern!“

Da man aber keine Anhaltspunkte hatte, erstarben Gespräche und Vermutungen sehr bald.

Lydia und Bastian zogen in eine gemeinsame Kammer. Lydia blieb stumm, immer und immer. Lautlos kam und ging sie. Zuweilen, wenn sie allein war, griff sie nach ihrem Leib. Dann schrie sie auf, dumpf, wie ein geknebeltes Tier. Ihr Leib war hart wie ein Stein, und ohne Leben war er.

Als die Gutsarbeiter die Dreschmaschine an die Weizenmiete im Windschatten des Waldes fuhren, hielt Bastian Lydias Hände, bis sie stumm war und wachsgelb.

Und an dem Tag, als Bastian Lydias Grube aushob, wurde der Verwalter im Schacht der Weizenmiete gefunden. Die Arbeiter rollten ihn in eine Pferdedecke, legten ihn am Waldrand hin und wischten sich die gespreizten Hände an den Hosen sauber.

Dieselben Arbeiter ließen am Mittag Lydia in die Grube. Die Stricke schnitten in ihre Hände. Sie zogen ihre Mützen und wischten sich die Augen. Sie gingen schweren Schritts vom Friedhof und wußten noch nicht — wohin.

Volkes gebändigt.

So war es — und so wird es sein, weil die Kräfte des Friedens in Deutschland und in allen Ländern der Erde stärker, unbesiegt geworden sind.
E. M.

ten Hintergrund politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse, sondern sie sind mit diesen fest verknüpft und genötigt, Vergangenheit und Gegenwart wägend, Partei zu ergreifen, und zwar weniger für Worte wie „Ost“ oder „West“, die eher Begriffe verbergen denn aufdecken, als für die Sache der Arbeiterklasse oder gegen sie.

Vor allem sind es Max Kowalski, der im „Westen“ arbeitende und wohnende sozialdemokratische Arbeiter, und dessen ehemaliger Freund Paul Schradow, SED-Mitglied im „Osten“, an deren festgefahrenen Überzeugungen oder politischen Methoden gerüttelt wird. Beide sind einander feind geworden, und, obwohl sie in einer Straße wohnen, schneiden sie sich, seit ihre politischen Überzeugungen sie 1946 auf verschiedene Wege führten. Und nun geschieht es, daß ihre Kinder, Helga Kowalski und Heiner Schradow, einander zu lieben beginnen. Aus verjährtem Haß wollen die Väter sie trennen, aber gerade die feindliche Atmosphäre führt die jungen Menschen noch enger zusammen. Und während die Väter, da sie sich zufällig trafen, tötlich aneinander geraten, fällt für Helga und Heiner die Entscheidung: sie gehören zusammen. Dabei hat die Liebe sie nicht blind gemacht. Als Helga dem Heiner die politischen Ungereimtheiten des Vaters vorsetzt, und zwar nicht in der Manier einer flachen Schema-F-Diskussion, sondern in ersterm ernstlichem Spiel und Kennenlernen, wird Heiner sich seiner Lage als Arbeiter im Arbeiter-und-Bauern-Staat bewußt. Und Helga begreift in der Bedrängnis, in die sie des Vaters Starrsinnigkeit bringt, die Fragwürdigkeit ihres Lebens, im „Westen“ ohne Beruf und Arbeit auf irgendeinen Mann warten zu müssen, der sie vielleicht heiratet. Dabei hat sie das Leben ihrer Freundin Erna Kramer vor Augen, der ehemaligen Verlobten ihres älteren, gefallenen Bruders, die — um ihren „Freund“ zu halten — moralisch abgeleitet.

Romeo und Julia, das klassische Liebespaar, hat im vergangenen Jahrhundert Gottfried Keller in der noch bäuerlich-plebejisch gefärbten kapitalistischen Gesellschaft der Schweiz für die moderne Literatur entdeckt. Franz Kain spielt mit dem Titel seiner Erzählung und mit behutsamer Andeutung in deren Gestaltung darauf an. Aber die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse gestatten ihm eine andere Konzeption, deren Richtigkeit ebenso die Wirklichkeit bestätigt wie die Logik in der Entwicklung seiner Gestalten, die er in scharfer Konzentration auf das Wesentliche und Notwendige einprägsam zeichnet. Den optimistischen, nicht oberflächlich-versöhnlichen Schluß, den Kain setzt, führt er nicht durch Verzicht auf scharfe Konflikte herbei, sondern gerade dadurch, daß er sie konstatiert. Aber die Tragik aus der klassischen und aus der Kellerschen Vorlage ist abgewandelt; sie spielt sich, auch vor ihnen schon kaum noch vertretbar, zwischen den beiden Vätern ab. Die beiden Arbeiterkinder setzen sich über den Konflikt der Väter nicht einfach hinweg, sondern sie finden keine Gründe, den Bruderzwist aufrechtzuerhalten, wobei ihnen freilich die Liebe, mit psychologischem und literarischem Feingefühl vom Autor ablesbar gemacht, die Augen öffnet.

J. G.

größere Anlagen zur Ausschöpfung neuer Energie So merkwürdig es klingt, Kraftwerke wird sich dadurch ändern! Wir werden we Dampfkraftwerke haben. Dampferzeugung erfordert Wärme allerdings nicht Kohlen- oder Ölleuerung, die bei der Kernreaktion dient dann zur Erzeugung natürlich nicht so einfach sagen nur die Feuerung wechselt und jetzt statt Die kontrollierte Verbrenn Substanzen erfordert um komplizierte Anlagen zu Reaktion, zur Kontrolle, Übertragung der Reaktordampfenden Stoff; aber Reaktor ist dann alles es ist ein Dampferzeuger tritt in eine Dampfturbine Generator, in dem der St

Bau und

In weiten Kreisen und in zunehmendem Maße die Ergebnisse der Kernforschung soll sich der in den oft mäßigkeiten der Atomphysik über das Wesen des Atoms

Es sind in den letzten populärwissenschaftlichen Physik des Atoms bei erster Stelle hinsichtlich und des Stoffumfanges schon übersetzte Werk J. Korusnaki. Vor einiger Wilhelm Knapp Verlag ständige neubearbeitete

M. I. Korusnaki, ein selbst wichtige Arbeiten geführt hat, erklärt in bindung mit der histor Atomphysik den Bau us des Atoms und seines mit dem Jahre 1896. H bei Experimenten mit vollen X-Strahlen, de Uransalze spontan Str und Marie Curie unter fanden die neuen Elementum. Das Radium send Strahlung aus als Uran englische Forscher Lord fest, daß solche „Radio Komponenten, den Alphastrahlen, bestehen. D sich als die schon lan die Träger der Elektr wurden als Röntgenstr den Alphastrahlen er geladene Heliumatome

Rutherford nahm aus dem Atomzentrum emittiert wird. Die Exkerns wurde erst ein mentell bestätigt. Zur dänische Physiker N Atommodell, mit dem Eigenschaften des At In dem „denkwürdig sunski es nennt, gelar Male, Atomkerne um Hatte man lange Kern aus Protonen wurde im Jahre 193 Neutronen, neutraler

Kain-Roman neu verlegt

Romeo und Julia in Berlin

Der oberösterreichische Autor Franz Kain (1922–1997) debütierte 1955 mit „Romeo und Julia an der Bernauer Straße“. Inspiriert von Shakespeare versetzte er die Tragödie des Liebespaares an die Sektorengrenze zwischen Ost- und Westberlin. Die Bibliothek der Provinz hat die Erzählung neu aufgelegt.

Franz Kain war einer der Ersten, der sich mit den Stimmungen einer geteilten Stadt literarisch beschäftigt haben. Heute liest man die Geschichte mit neuem Interesse, da im gegenwärtigen Berlin vom damaligen Konflikt wenig zu spüren ist. Doch es tun sich neue, unsichtbare Grenzen auf, die viel mit den alten gemeinsam haben. So ist diese Neuauflage auch ein historisches Dokument zur deutschen Geschichte.

VR

„Romeo und Julia an der Bernauer Straße“:
Bibliothek der Provinz, 14,40 Euro.

Berlin – geteilte Stadt

Mit jener Sorgsamkeit und editorischen Qualität, die einen Verlag mit Herzblut und Sensibilität auszeichnet, betreut die Bibliothek der Provinz das Werk des 1997 verstorbenen



Foto: Holzbauer

Schriftstellers und Journalisten **Franz Kain**. Aus der Zeit seiner Korrespondententätigkeit für die „Österreichische Volksstimme“ in Berlin stammt die 1954 geschriebene Erzählung „Romeo und Julia an der Bernauerstraße“. In der Bedächtigkeit und Klarheit seiner Sprache hat Franz Kain in der Geschichte um ein junges Paar die Tragödie der menschlichen Zerrüttung und Entfremdung im Arbeiterviertel der geteilten Stadt entworfen. Mit scharfem Blick und warmer Zuneigung beleuchtet Franz Kain, wie zwei konträre politische Systeme Freundschaften zerreißen, die soziale Würde demolieren und die Liebenden zu Außenseitern stempeln. (fs)

Franz Kain: „Romeo und Julia an der Bernauerstraße“, Bibliothek der Provinz, 73 Seiten, 14,40 Euro

Lebenslauf

Martina Gabriele Nefischer BEd BA

Schulbildung:

1992-1996 Volksschule in Perg

1996-2000 Unterstufengymnasium in Baumgartenberg

2000-2004 Oberstufenrealgymnasium in Perg

2004 Matura

2006-2009 Studium für Hauptschullehrer (Deutsch, Musik, Zusatz Religion) an der Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz

2009 Abschluss des Studiums mit dem Grad des Bachelor of Education

2009-2011 Studium der Deutschen Philologie an der Universität Wien

2011 Abschluss des Studiums mit dem Grad des Bachelor of Arts

derzeit Masterstudium der Deutschen Philologie an der Universität Wien

Besondere Kenntnisse:

2003 dreimonatiger Aufenthalt am Dover College in England, Absolvierung der Prüfung IGCSE

2003 zweite Übertrittsprüfung auf der Violine mit Auszeichnung an der Landesmusikschule Perg

2007 Ausbildung zum Begleitskilehrer an der Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz

Seit 2007 Mitglied des Oberösterreichischen Landesjugendchores

Seit 2007 Leitung des Jugendchores der Pfarre Perg

2011 Abschluss der Chorleiterausbildung an der Landesmusikschule Enns

Seit 2012 Mitglied des Hard Chors in Linz